

WIDENER LIBRARY



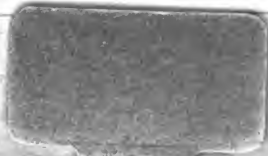
HX K2N9 I

P Berna 147. 18



A 931

HARVARD COLLEGE  
LIBRARY





Lacks frontispiece

Deutsche  
Monatsschrift.

---

1794.

September bis December.

---

Dritter Band.

Mit Kupfern.

---

Freymüthig und beyweiden.

---

Berlin, 1794.  
bey Friedrich Vieweg dem älteren.

P Germ 147.18<sup>Δ</sup>  
✓

**HARVARD COLLEGE LIBRARY**  
**INGRAHAM FUND**  
Dec 24, 1931

# Deutsche Monatschrift.

1794. September.

---

## I.

### Versuch über den Versuch.

---

In diesen Zeiten, da man alles versucht — ganze Staaten von mehr als 20 Millionen Menschen in kurzer Zeit von Grund aus umzuschaffen versucht: durch Umstürzung oder Untergrabung alles bisher für wahr gehaltenen, die Menschen besser zu machen versucht: das Unsichtbare zu sehen, das Unhörbare zu hören, das Unfühlbare zu fühlen versucht: und dem das nicht ist, noch seyn kann, zu gebieten daß es sey. —

In diesen Zeiten, da man dieses alles versucht, und so viel Versuche über ic. ic. ic. schreibt, trete ich auf die Bühne, mit meinem Versuch über den Versuch.

Zuerst will ich sagen, was ich unter Versuch verstehe.

Dann, wie ich mir das Individuum denke, das da Versuche machen will.

Und endlich meyne ich vom Nutzen und Schaden der Versuche überhaupt zu reden.

vlesen General, Ober, Bedienungen, die es giebt, vielleicht nicht die unnütze.

Führt die Synthesis oder Analysis am sichersten bey Versuchen?

Ich antworte, die Analysis. Denn die Synthesis setzt voraus, daß ich etwas a priori wisse, die Analysis daß ich Erfahrungen habe.

Nun ist alles menschliche Wissen, nach Kant und mehreren, ungewiß; die Verwechslung des Phaenomenon mit dem Noumenon zu gewöhnlich. — Dagegen ist der Weg der Erfahrungen viel gebahnter, und wer einmal versucht hat, sich wegen eines Versuchs von dem ganzen verständigen Publico tadeln und auslachen zu lassen, pflegt von ähnlichen Versuchen abzustehen; es sey denn, daß ihn vis major zwänge, oder man ihm diesen Spott gar zum Märtyrerthum anrechnete.

## Zweyter Abschnitt.

Wie ich mir das Individuum denke, das Versuche machen will.

Ein Versuch in irgend einer Sache, ist allemal eine Erweiterung des menschlichen Wissens.

Er geräth, oder geräth nicht. Im ersten Fall ist er eine Erfahrung mehr, und bahnt den Weg zu neuen Erfahrungen. Einen gelungenen Versuch, nenne ich eine Erfindung. Im andern Fall (und es müßte billig über nicht gelungene Versuche auch ein Register gehalten werden) erfahre ich ent-



weder, daß ich nicht recht versucht habe, (Fehler dabey beging) oder daß so etwas überhaupt nicht angeht.

Ein Mensch der Versuche machen will, ist entweder bekannt mit dem, was in dem Bezirk seiner Wissenschaft schon da ist, oder nicht. Im ersten Fall prüft er seine eignen Kräfte, ob er auch leisten kann, was andre leisteten, oder er folgert neue Erfindungen. Im andern Fall versucht er aufs Gerathewohl, und gleicht jenem jungen Chemiker, der so heterogene Dinge ohne Kenntniß ihrer vereinigten Wirkungen mischte, daß die Retorte sprang, und er blind wurde.

So geht es auch mit Versuchen in der Regierungskunst. Ein Regent oder dessen Minister muß seine Nation wohl kennen, wenn er einen Versuch in wichtigen Sachen mit ihr machen will.

So ließen neuerlichst die Belgier sich manches geduldig ansinnen; als man aber von Wien aus einen gewissen Versuch machte, wie weit ihre Geduld sichrecken ließe, da insurgirte die Nation.

Da die Zeit erfüllet war — das ist, (nach meiner Exegese) als alle vorbereitende Dinge gewirkt hatten — gelingen die Versuche im Großen wie im Kleinen.

Eine Kleinigkeit — fast möchte ich sagen, Kleinigkeit, reißt dann das im Rath des Ewigen erwählte und geweihte Individuum zum Versuch. Er gelingt, und neue Epochen beginnen.

Darf das Versuchemachende Subject, nütlicher, langsamer oder schneller Geistes seyn? Ich meyne hier unterscheiden zu müssen.

Sicherlich sind gewisse Versuche von der Art, daß sie eine eiserne oder vielmehr pergamentzähe Geduld erfordern, als z. E. der alchymische Prozeß 2c. 2c. Andre Versuche als z. E. eine Bestung, wie Ismail, ohne Erbsingung der Laufgräben, durch Sturm zu erobern 2c. 2c. erfordern schnellen Entschluß und schnelle That und die Art Heldennuth, die in Menschenverachtung besteht.

Tausend Menschen sterben ohne den Gedanken:

ich will einen Versuch machen!

Wem das Gewöhnliche behagt, der scheut das Neue. Wohl ihm! Ihn trifft die ganze Seligkeit der Armen am Geist; und Salomons Ausspruch:

„Wo viel Weisheit ist, da ist auch viel Gramens“  
trifft ihn nicht.

---

### Dritter Abschnitt.

#### Vom Nutzen und Schaden der Versuche.

Die sogenannten Staatsversuche mit Menschen, als gewöhnlich Experimenta in anima vili, betrachtet, ausgenommen, leidet es keinen Zweifel, daß in dem ganzen Naturreich Versuche anstellen, nützlich seyn müsse.

Schwer ist es, im Allgemeinen Regeln angeben, nach welchen die nützlichsten Versuche zu machen sind.

Der Zufall entdeckte manches, sagt man, aber ich glaube, mit Unrecht. Man will vielleicht dem Zufall keine Absicht das bey zuschreiben, aber es ist doch unbecquem ausgedruckt. Versuche nur entdeckten das bisher Verborgene, indem sie den,

der sie machte, auf neue Resultate schon lange da gewesener Prämissen leiteten.

Neutons Apfel war kein Zufall, sondern ein Fall, der gerade in die damalige Gedankenreihe Neutons sich paßte.

Schwarzens (si fabula vera?) Entdeckung des Schießpulvers, war ein Vernunftschluß oder eine Folgerung der Explosion, die aus der entzündeten Mischung entstand.

Weit ist immer der Weg, von der ersten Wahrnehmung gewisser vorher unbemerkter Wirkungen, bis zur nützlichsten Benutzung des Bemerkten.

So werden noch Jahre hinfließen, bis die Luftschiffahrt ganz diesen Namen verdient, und das einträglichste Reichs-Postmeister, Amt, oder gar das Proviant-Fuhrwesen entbehrlich macht.

Wo finden sich aber die Grenzen des Nützlichen und Schädlichen bey Versuchen?

Vielleicht irre ich weniger, wenn ich behaupte:

1. Daß ein mit edler gemeinnütziger Absicht unternommener, auch mißrathener Versuch, dennoch nützlich sey.

2. Daß, da alle Versuche bey dem, der sie macht, eine gewisse Thätigkeit des Geistes anzeigen, eine Nation, die viel versucht, auf einer beträchtlichen Stufe der Cultur stehen müsse.

3. Daß bey Erziehung der Jugend auf die Geistes, sonderlich der Versuche wegen, ganz eigene Rücksicht zu nehmen sey. Eines Theils, um ihre Theorien so viel möglich zu berichtigen, andern Theils, ihnen Klugheitsregeln genug zu geben, damit sie nicht über den Versuchen unglücklich werden.

4. Daß Versuche zu gemeinschädlichen Erfindungen, als z. B. einer Tinte, die sich selbst nach einiger Zeit verzehret

und das weiße Pappier hinterläßt, oder einer aqua tophana in Bonbons und Glacen, oder eines Sicherungsmittels gegen die Wirkungen verübter Laster, oder des Unsterblichkeits-Elixirs &c., wenn sie von Liebhabern der Weisheit, in Schriften etwa der öffentlichen Subscription oder Pränumeration angetragen würden; die Verfasser der Bestrafungsstrafe ad dies vitae mit dem Verbote von Schreilmaterialien schuldig machten und die Schriften selbst die einzigen im Staate seyn müßten, denen das imprimatur zu versagen wäre.

Rechtan.

von Kochow.

---

## II.

## Der Räuber.

(Aus des Grafen M. Taschenbuch.)

Familienangelegenheiten zwangen mich zu einer Reise nach Böhmens gebirgigem Lande, und ohne die geringsten Schwierigkeiten langte ich auf dem Gute an, was einer meiner Onkel in diesem Königreiche besaß. Dort pflegte ich größtentheils meinen Abend mit Spazierengehen auszufüllen. Einst überraschte mich die Nacht in einem Holze, das an die Ländereyen meines Oheims gränzte, und sich auf der andern Seite an eine Gebirgskette schloß. Der Gedanke an mein deutsches Vaterland, und an alle die Lieben, die ich dort zurückließ, beschäftigte meine Phantasie, und brachte mich, ohne daß ich's merkte, vom gewöhnlichen Wege ab. Als ich aus meinen süßen Träumen erwachte, fand ich mich völlig verirrt. Alle Bemühungen, den rechten Weg wieder zu finden, blieben fruchtlos, und ich in einer äußerst unangenehmen Lage, als es plötzlich neben mir im Gebüsche rauschte. Ich blickte auf; ein männliches Wesen stand mir zur Seite, und fragte, wohin ich wolle? Ich habe mich verirrt, antwortete ich ihm:

und nannte zugleich das Gut meines Onkels, mit der Bitte, mich auf den Weg dahin zu führen. — Er schwieg einige Augenblicke, dann erwiederte er: Es ist weit bis dahin, Sie jetzt hin zu geleiten, mir unmöglich, doch wollen Sie unter meinem Dache übernachten, so folgen Sie mir. Ich trug keinen Augenblick Bedenken, diesen Vorschlag anzunehmen. Stumm schritt er nun an meiner Seite daher, antwortete auf meine Fragen nicht, und schien ganz in Gedanken versunken. Endlich brach er das Schweigen. Sie sind noch nicht lange in diesem Königreiche. — Nein, erwiederte ich ihm; doch wer unterrichtete Sie von meinem Schicksal? — Er. Sie selbst. — Ich stand nun, und blickte ihn verwunderungsvoll an. Ich selbst? rief ich erstaunt. — Er. Ja; — Sie selbst! In diesem Walde wohnen Räuber, und Sie fürchten sich nicht! — Ich. Warum sollte ich mich fürchten, ich habe nichts bey mir, was für Räuber einen Werth haben könnte. — Nun faßte er mit Wärme meine Hand. Sie haben nichts zu befürchten, junger Mann; die Räuber in diesem Walde morden nicht.

Unter diesen Gesprächen sah ich mich an der Thüre einer im Dickigt des Holzes versteckten Wohnung. Mein Begleiter klopfte drey mal, eine rauhe Stimme drinnen rief: Wer da! — Ein Sohn der Nacht, war die Antwort meines Führers. — Die Thüre öffnete sich, ich sah mich bey dem Schein des Lichts in einem geräumigen schwarz gemahlten Zimmer, ringsum mit Waffen verziert; wenige Stühle und zwey Tische waren das ganze Ameublement. Einer davon stand unter einem kleinen Spiegel, war mit einem weißen Tuche bedeckt, und auf demselben ein Todtenkopf. — Jakob, rief nun mein Begleiter einem fürchterlichen Gesichte entgegen, mach Feuer

im Kamin, und deckte dann für meinen Gast auch. — Nach wenigen Augenblicken brannte das Feuer; er faßte meine Hand, und wir setzten uns an selbigen. Jetzt erst hatte ich Gelegenheit, den sonderbaren Mann näher zu betrachten. Aufrichtig gestehe ich's, noch nie sahe ich eine schönere männliche Gestalt, aber ich sah' auch noch auf keiner Stirn so unverkennbare Zeichen des Kummers und des nagendsten Grams. — Hochachtung und Erstaunen wechselten in meiner Seele, sobald unser Gespräch begann. Noch nie hab' ich so viele Kenntnisse in einem Menschen vereint gefunden. Tädelnd ging er von einem Sache zum andern über, und bey einem jeden schien es, er habe sich ein ganzes Menschenalter nur mit diesem einigen beschäftigt. — Auf einmal schlug eine, in einem Nebenzimmer stehende Uhr zwölf, und zu gleicher Zeit geschah draußen ein Schuß; ich fuhr erschrocken zusammen. Das ist das Zeichen zum Essen, sprach mein Wirth; der Tag ist bey uns Nacht, die Nacht Tag. Sie werden mit dem Auswurf der Menschheit, mit einer Räuberbande, essen, doch fürchten Sie nichts. Oft ist man an den Tafeln der Könige mit größeren Schurken, und die Rechte der Gastfreyheit sind uns heilig und unverletzlich. Er faßte meine Hand; vor der Hütte war unter dem Schutze grau bemooster Eichen ein Tisch gedeckt. Ich setzte mich an der Seite meines Wirthes; noch achtzehn verzehrten mit uns ein sehr einförmiges Mahl, nur durch die Erzählung des Hauptmanns gewürzt. Alles horchte auf ihn: nichts, was auch nur entfernt das Gepräge der Unanständigkeit trug, allenthalben Unterredungen, wie man sie in civilisirten Privathäusern kaum erwarten darf. — Endlich war abgeessen; ich kehrte mit ihm allein zu dem verlassenem Zimmer zurück. Unser Gespräch begann von neuem:

aber nicht mit der vorigen Heiterkeit. Mein Wirth war ernster geworden, und in alles, was er jetzt sagte, mischte sich finstrier Menschenhaß. Ich wunderte mich über die sonderbare Tapezierung seines Zimmers. Warum wählten Sie die schwarze Farbe, fragt' ich endlich. Schwarz macht traurig, und es ist doch Pflicht, vergnügt zu seyn. — Sie haben Recht, erwiderte er, in einem spöttischen aber nicht beleidigenden Ton. Sie haben Recht, wenn Sie von sich selbst reden, aber ich — ich kenne die Freude nur noch dem Namen nach; mir ist sie längst eine fremd gewordene Empfindung. — Sie staunen diese Wände an; die schwarze Farbe fällt Ihnen auf. — Es ist die Farbe meines Schicksals! O wär's auch die Farbe meines Herzens! — Ein sonderbarer Wunsch. — Es scheint Ihnen nur so. — Mit einem schwarzen Herzen wäre ich vielleicht glücklich geworden; jetzt bin ich elend, namenlos elend! — Mein ganzer Reichthum ist — jener Schädel. Er wies mit einem fürchterlichen Blick auf ihn, und alle seine Züge verzerrten sich. — Er ist mein Alles, fuhr er dann fort. Wenn ich in den Stunden ernster Betrachtung so vor ihm stehe, und dann der Gedanke: Auch du wirst einst schlafen! in mir aufwacht, nur dann bin ich reich, reicher wie eure Fürsten, eure glücklichsten Erdenkönige. Sie verlieren — ich gewinne; ihnen ist er schrecklich, — mir ist er Wohlthat. Sterben, um nie wieder zu erwachen, Welch ein schöner Gedanke, von mir so oft, aber nie genug gedacht. — Ich werde einst schlafen, jene Schlangen, die mein Inneres durchwühlen, mit mir — o wer mir den Glauben an Vernichtung raubt, der stiehlt meine Seligkeit. — Bewußtlos werde ich einst schlummern. O es giebt Augenblicke, wo es Glückseligkeit wäre, seinen Verstand zu verlieren! eine fürch-



terliche Wahrheit, die ich in glücklicheren Tagen nie geglaubt hätte. — Gram und Kummer graben der Stirn Furchen, tiefer wie der Zahn der Zeit sie äht; aber sie tödten nicht. — Jetzt schlug die zweyte Stunde nach Mitternacht. — Mein Wirth schauderte zusammen. Schon so spät? sagte er dann etwas sanfter: verzeih, Fremdling, daß ich dich so lange um deinen Schlaf betrog, dort in jenem Gemache ist mein Lager für dich gebettet. — Schlaf wohl, und fürchte dich nicht.

Jetzt ergriff ich zutraulich seine Rechte. Du hast mir zu viel gesagt; du hast meine Neugierde gereizt: darf ich um die Mittheilung deiner Geschichte bitten? Aber Gott, was hatte ich gebeten! Seine Züge wurden schrecklich, sein Blick der Blick eines Verzweifelten. Meine Geschichte, sagte er dann mit gräßlichem Lachen, möchte wol schwerlich dich zu sanften Träumen hinüberwiegen; sie würde das Haar auf deinem Haupte empor sträuben, dich deine Bitte bereuen lassen, — und ich verlese die Rechte der Gastfreyheit nie. Unter meinem Dache muß man ruhig schlafen. Aber morgen beym Scheiden. Die Geschichte meines Lebens ist kurz, wie ein froh durchlebter Augenblick, aber nicht so schön, wie er. — Ich ging, warf mich auf das für mich bereitete Lager — aber ich konnte nicht schlafen. Von Zeit zu Zeit hörte ich Geräusch in der Hütte, dann wieder tiefe Stille. Endlich schlug es fünf Uhr, ich vermocht' es nicht mehr auszuhalten, sprang von meinem Lager auf, und öfnete die Thüre der Kammer. Mein Wirth saß noch am Kamin, und blickte starr auf die ausgebrannten Kohlen. Du hast nicht schlafen können, redete er dann mich an: verscheucht diese Wohnung von den Augen eines jeden den Schlaf? Nun mußte ich mich neben ihn setzen, und bald erschien ein kleines ländliches Frühstück; wir sprachen

viel und lange. Es mochte ungefähr sieben Uhr seyn, als ich nach Hut und Stock griff, meine Wanderung zurück anzutreten; denn für alles Gold beyder Indien hätte ich ihn nicht noch einmal an ein Versprechen erinnert, das ihm so viel zu kosten schien. — Sie wollen gehen, sagte er nun. — Ich muß; zu Hause wird alles besorgt um mich seyn. — Sie haben Recht; denn dort weiß man, daß hier Räuber wohnen. Doch warten Sie nur noch einige Augenblicke. Nun befahl er, Pferde zu satteln, und zog mich auf meinen Platz zurück. — Junger Mann, hub er dann ernst und feyerlich an; was ich versprach, will ich halten, Sie sollen mich nicht verkennen.

Ich bin der einzige Sohn eines Großen dieses Königreichs. Mein Vater, ein sehr begüterter Mann, wandte an meine Erziehung viel, und verwandte es, wie ich mir schmeichle, nicht umsonst. Ich schreite über die ersten Jahre meines Lebens hinweg, sie können kein Interesse für Sie haben; und hebe da zu erzählen an, wo ich als Jüngling die Akademie verließ. Bald nach meiner Rückkunft sah ich mich befördert, und nach einigen Jahren hatte ich die glänzendste Aussicht, dereinst der Nächste am Ruder des Staats zu seyn. — Unerfättlicher Stolz wohnte in dem Busen meines Vaters; er liebte mich nur, weil mein Stelgen dieser Leidenschaft schmelzte. — So stand ich nun — ringsum Ausichten zum Glück — und ich stolzer Knabe wähnte im Buche der Zukunft gelesen zu haben, und vergaß, daß auch der Weiseste die Geschichte der nächsten Minute nicht mit Gewißheit zu verkünden vermag. Ich sah ein Mädchen aus der niedern Klasse des Volks. Jene unerklärbare Leidenschaft, die schon so manchen brauchbaren Staatsmann und tapfern Krieger vom Gipfel seines Glücks herabsieß, bemächtigte sich meines ganzen Herzens.

gens. Anfangs wandte ich alles an, über ihre Tugend zu steigen. Mit Verachtung wies sie mich zurück, — und — das Feuer brannte heftiger — Nun warf ich mich zu den Füßen meines Vaters, flehte um seine Einwilligung zu unserer Verbindung. Kalt stieß er mich zurück. Bist du wahnsinnig? donnerte er mir entgegen; eine Metzge, aus der Hefe des Volks, meine künftige Schwiegertochter! Lieber will ich dich und sie auf dem Rabenstein, als am Altar sehen. — Was war nun noch für mich zu hoffen? So durchlebte ich ein halbes Jahr, sah sie seltner, und liebte sie täglich heftiger. In ruhlgern Stunden sagte ich mir freylich alles, was gegen eine solche Verbindung sich sagen läßt: doch was vermag kalte Vernunft gegen ein Herz voll glühender Leidenschaft? — Endlich erlag ich dem Kampf, ich entfloß mit ihr nach einer der entferntesten Provinzen des Königreichs, dort vereinigten uns die Hand des Priesters; ich kaufte für wenig mitgenommenes Geld ein kleines unbeträchtliches Landgut. Hier lebte ich, mit meiner Rosalia vereint, von der Arbeit unserer Hände. Ja das war die Rosenzeit meines Lebens! Unter dem niedern Dache meiner Hütte lebte ich glücklicher, wie der Fürst im Diadem und der Held mit Lorbeern bekränzt. — Doch hinweg über jene Scenen. — Nach einem Jahre schloß ich ein Pfand unserer Liebe in meine Arme, und trank dann aus dem Becher menschlicher Glückseligkeit, Liebe und Vaterfreude noch zwey glückliche Jahre. — An einem Abend kehre ich von der Jagd zurück, und finde — meinen Vater bey meinem Weibe. — Ich habe dir verziehen, rief er mir entgegen; nun theile mit mir und deinem Weibe, was das Glück mir gab. — Rosalia hatte, von Dankgefühl durchdrungen, seine Knie umfaßt, mein kleiner Bube neßte mit Thränen kindlicher

Freude seine Hand, mich hatte die Freude bewusstlos an seinen Busen geschleudert, denn seine Einwilligung hatte ja nur noch meinem Glücke gefehlt. — Kurz es war das größte Fest, was je kindliche Liebe und Dankbarkeit gefeyert haben. — Doch verzeih, Fremdling, ich kann nicht weiter! — Nach dreyen Tagen starb Kind und Weib durch Gift, was mein Vater ihnen reichte, und am vierten starb dieser Vater durch seines Sohnes Dolch. — Lebe wohl, Fremdling! Er drückte mir die Hand zum Abschiede; ein Thränenstrom entstürzte seinem großen blauen Auge, und bürgte für die Wahrheit seiner Erzählung. Lebe wohl, das dort war meines Weibes Schädel. — Ich ging; in der Thüre wandte ich mich noch einmal zu ihm. — Wirfst du nie wieder unter Menschen zurückkehren? — Nie! Was mich glücklich machen konnte, deckt das Grab, und überdem nütze ich auch hier mehr, wie dort unter euch. — Ich bin Räuberhauptmann; man darf jetzt nur rauben, wo man ohne mich gewiß auch morden würde. So verließ ich ihn, und langte, von einem seiner Diener begleitet, an den Gränzen des Holzes an, wo ich mich denn leicht zu dem Gute meines Onkels zurückfand.

Wahrlich, es giebt Verbrecher von der ersten Klasse, welche die Menge stolz verurtheilt, die aber doch, bey genauer Kenntniß ihrer Schicksale, nicht nur Entschuldigung, sondern auch Hochachtung verdienen!

E. F. W. v. Rössing.

## III.

## P r o b e

einiger

Synonymen oder sinnverwandten deutschen Wörter.

## Geld. Münze.

Geprägtes Metall, das einen bestimmten Werth hat, heißt schlechtweg Geld. In Rücksicht des Gepräges heißt es Münze; daher der Ort selbst, an dem es geprägt wird, diesen Namen führt.

Münze heißen auch in der Sprache des gemeinen Lebens kleinere silberne Geldstücke von geringerm Werth im Vergleich des Goldes.

Münze ist also bloß die nähere Bestimmung, welche den innern Gehalt des Geldes anzeigt. Weist mir die Zinsmünze! sagt Christus zu seinen Versuchern.

Alles Geld ist Münze, das heißt, geprägt, aber nicht jede Münze ist Geld, das ist, nicht jedes geprägte Metall hat einen bestimmten Werth, und ist gangbar im Handel und Wandel, z. B. Denkmünzen, Dantes u.

Der Münzer macht Münzen, (monetas) der Landesherr macht sie zu Geld, giebt ihnen einen gewissen, bestimmten Werth.

Geld wird Münze durch den Staat. Landesmünze ist noch nicht Geld. Man kann Münze die Fülle haben, und doch an Geld Mangel leiden. Münze ist Geld  
 1) wenn sie das wirklich ist, was sie seyn und vorstellen soll.  
 2) Das wirklich gilt, was sie gelten soll. 3) Wenn sie das, was sie ist und gilt, immer ist und fest gilt \*).

Ein Pfund Sterling, ein Livre ist keine Münze, aber es zeigt Geld oder den Werth mehrerer kleiner Münzen zusammen an.

### Ruhig. Stille.

Ruhig, was nicht in Bewegung ist, auf seinem Ort feste steht.

Stille, was kein Geräusch macht.

Ein Ruhebetten ist ein Betten, auf dem man ohne Bewegung, folglich ohne Geräusch stille liegt. Das zweyte ist also gewissermaßen Wirkung, das erste Ursache \*\*). Windstille herrscht, wenn die Luft ruhig ist.

Meines Freundes Ehre wird in meiner Gegenwart gekränkt, dabey kann ich unmöglich ruhig seyn, mein Innerstes

\*) Ausführlicher findet man dies auseinandergesetzt in folgendem Buche: *Zwey Abhandlungen über Geld und Münze, Banken und Banknoten.* Altona 1787. Sie stehen auch in den *Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichten*, 2. Jahrg. 1. Bd. (Altona 1788.) S. 1—94.

\*\*) Doch nicht allezeit. Die Stille Buch beyen tollern Hunde läßt auf keine Ruhe in seinem Innern schließen. Je mehr uns etwas beunruhigt, desto stiller werden wir oft.

empört sich, mein bewegtes Blut steigt mir in das Gesicht; aber die Klugheit rät mir, sie gerade jetzt nicht zu vertheidigen, ich bin stille dabey.

### Glücklich. Seelig.

Das erste wird mehr gebraucht von dem Zusammentreffen der Umstände zu meinem oder eines andern Vortheil. So wünscht man einem eine glückliche Reise, ein glückliches Jahr. So sagt man: er ist glücklich im Spiele, mit den Pferden ꝛc. Bey allem diesem wird das Zusammentreffen vortheilhafter Umstände oder auch Zufall vorausgesetzt.

Seelig geht auf den Genuß, auf die Empfindung und das Gefühl, daß man glücklich ist. Damon trifft Phyllis zur glücklichen Stunde und ist dann seelig in ihren Armen.

Eben so ist auch Glück und Glückseeligkeit verschieden.

Glück geht mehr auf den äussern, Glückseeligkeit mehr auf den innern Zustand. Jenes ist oft Werk des Zufalls, dieses mehr Frucht eigener Mühe.

Die Seeligen im Himmel sind über alles Glück erhaben.

### Verachten. Geringschätzen.

Das erste folgt oft — nicht allemal — aus dem zweyten.

Man muß erst von dem Werth oder Unwerth einer Sache überzeugt seyn, ehe man sie hochhalten, ehren oder verachten kann.

Ich schätze das Geld geringe, es ist mir nichts daran gelegen, daher veracht' ich seinen Erwerb, wenn er mich zu theuer zu stehen kommt.

Geringschätzung ist mehr Werk der Urtheilskraft und der Empfindung, die, wenn sie in Handlung übergeht, Verachtung heißt.

Man kann von dem wirklich geringen Werth einer Sache überzeugt seyn, ohne sie jedoch zu verachten. Das Scherflein der Wittve im Gotteskasten verachtete Christus nicht.

Der stolze Reiche verachtet den Armen, und dieser schätzt jenen geringe, weil sein ganzes Verdienst in seinem Mammon besteht.

Verachtung will also mehr sagen, als Geringschätzung. Die Armuth wird meistens nur gering geschätzt, das Laster wird verachtet von dem Edlen.

### Zugeben. Erlauben.

Beide Ausdrücke werden in der Sprache des gemeinen Lebens sehr willkürlich gebraucht. Indessen geht das erste mehr auf die Uebereinstimmung mit der Behauptung oder Willensmeynung eines andern. Ich gebe dir diesen Satz zu; ich gebe die Heyrath meiner Tochter zu.

Erlauben zeigt mehr die Ausübung der Oberherrschafft über einen andern an. Der Soldat befdmmt Urlaub, der Sohn, der Knecht, die Magd Erlaubniß zum Tanze zu gehen.

Eben so willkürlich wird auch zugestehen und verwilligen gebraucht. Man sollte aber das letzte blos gebrauchen von der Erlaubniß, daß einer das ausführen darf,



was er zu thun willens ist — zugestehen hingegen von der Bewilligung der Bitte eines andern um einem Vortheil, der nicht bloß von ihm abhängt. Z. B. ein Gesuch, um eine Fabrik anzulegen, wird verwilligt, die Bitte um Gehaltszulage wird zugestanden.

### Wahr. Gewiß.

Wahr ist, wenn die Sache mit den Vorstellungen, die man davon hat, übereinstimmt, denselben entspricht, oder auch wenn sie die Eigenschaften hat, welche ihr beygelegt werden, oder ihr Wesen erfordert. Z. B. wahres Gold, ein wahrer Freund. Eine Nachricht ist wahr, wenn die Begebenheit, die ihr Inhalt ist, ihr auch vollkommen entspricht, nicht Erdichtung oder Muthmaßung ist.

Gewiß geht auf die Existenz oder Nichtexistenz eines Dinges.

Was auf unwiderleglichen Gründen beruhet, ist gewiß. Z. B. die Nachricht, daß Cajus einen Ring gewonnen hat, ist gewiß, aber es ist kein wahrer Brillant.

Man sagt etwas für gewiß, und gibt etwas für wahr aus. Lucinde gibt uns gewiß Nachricht davon, aber ihre Aussagen sind nur nicht immer wahr.

### Haufe. Menge.

Beides zeigt schlechtweg Individuen einer Art in der mehreren, unbestimmtern Zahl an.

Sind sie an Einem Ort dichte beysammen, so heißt es Haufe, z. B. ein Haufe Erde, Geld, Menschen.

Das erste setzt also das Beysammenseyn mehrerer Dinge Einer Art voraus. Ein Haufe Menschen steht vor

meiner Thüre, aber eine Menge Juden passirte von 2 bis 3 Uhr zum Thor herein. Dies setzt contemplationem successivam voraus.

In einem Haufen Bücher sind eine Menge guter, nützlicher Sachen, man denkt sich aber die letztern als zerstreut hin und wieder in dem Ganzen. Die Volksmenge zeigt die in einem Lande zerstreut umher wohnende Menschen an.

Bei dem Haufen denkt man also mehr an das Sichtbare. Die Menge drückt auch mehr das durch andere Sinne fühlbare aus; so sagt man eine Menge Erde, Luft u. dergleichen Haufenweis, nicht Mengeweis, sondern in Menge.

Mehrere Haufen machen eine Menge.

### Zorn. Aerger. Verdruß.

Das erste setzt allezeit wirkliche oder eingebildete Beleidigung voraus \*).

Aerger ist mehr Zorn mit Bewußtseyn, daß man sich nicht wohl rächen kann.

Ich bin zornig über den Jungen, der mir mit einem Stein das Fenster einwirft, ich ärgere mich über den Hagel, der es einschlägt. Aerger geht erst in Zorn über.

Der Zorn äußert sich thätiger in Mienen und Gebärden, der Aerger kocht langsam im Innern, rächt sich mehr durch Satire und Lit., als durch Gewalt.

\*) Ich möchte nicht gerade sagen Uebel, weil beim Zorn doch allezeit ein Bestreben ist, sich zu rächen. Ein Bestreben aber, sich an einer Naturkraft, die mir unangenehme Empfindungen verursacht hat, zu rächen, ist unvernünftig. In diesem Fall möchte Aerger besser seyn.

Der Zorn wird eher gestillt, der Aerger kann sich leicht so einnisten, daß man eine gewisse Behaglichkeit darinnen fühlt, die Menschen und die Dinge überhaupt von einer ärgerlichen Seite anzusehen.

Cajus ist zornig über sein ungerathenes Kind, und ärgerlich über sein lahmes Bein, oder über die Witterung.

Zorn ist mehr dem colerischen und sanguinischen, Aerger mehr dem melancholischen Temperament eigen.

Aerger ist also mehr das, was der Mensch innerlich empfindet, und Zorn mehr die Aeussereung dieser Empfindung. So kann einem auch was ärgerlich seyn, ohne, daß man gerade zornig darauf ist.

Aergerlich 1) was Aerger verursacht, 2) was dieser Empfindung leicht fähig ist.

Verdruß sagt weniger als Zorn und Aerger, und ist eine unangenehme Empfindung, die über lang anhaltende Uebel entsteht. Bey fruchtlosen Bemühungen wird man verdrüsslich. So wie bey dem Zorn die Thätigkeit mehr rege wird, so erschläft sie bey dem Verdruß. Man läßt das Werk liegen.

Unwillen ein geringerer Grad von Verdruß, der auch mehr vorübergehend ist.

Grimm. Wuth. Der höchste Grad des Zorns, der sich im Ausdruck der Geberde, der Stimme und in den übrigen Bewegungen des Körpers zeigt. Zu dem Begriff dieser Worte gehört auch die Weglerde, den Zorn thätig zu äussern, oder auch selbst der wirkliche Actus dieser Aeussereung.

Das adjectiv grimmig wird sowohl von vernünftigen als von unvernünftigen und leblosen Ursachen des Schmerzens gebraucht.

Eain ist grimmig und seine Geberde verstellt sich.

Ein Hund der die Zähne weist und ein brüllender Löwe, beyde sind grimmig.

Eine heftige, schneidende Kälte, ist eine grimmige Kälte. Bauchgrimmen \*).

### Karg. Geizig.

Männer sind geizig — Weiber sind karg \*\*).

Die Begierde und das Bestreben des Kargen geht im Grunde nicht ganz so weit als die des Geizigen. Beyde suchen zwar ihr höchstes Glück in dem Besitz irdischer Güter; allein der erstere (tenax) giebt eigentlich nur nicht gern davon weg, der letztere (avarus) nimmt immer gern nur mehr dazu. Kargheit artet erst in Geiz aus.

Der Geizige ist es in allen Stücken, der Karge nur in manchen.

Der Geizige ist auch gegen sich selbst karg, der Karge vielleicht nur geizig gegen andere, um sich desto mehr zu Gute thun zu können.

Der Geizige wagt etwas bey seinem Wucher, der Karge wuchert nur, wenn ihm der Profit nicht entwischen kann.

### Verlangen. Sehnsucht.

Das letztere sagt ungleich mehr als das erstere, setzt ein verlehrnes oder doch für uns höchst theures Gut voraus. Ein

\*) Ich möchte fast beides Grimm und Wuth zu den Wörtern zählen, welche wir nach einem griechischen Ausdruck *ωοκαποιντικα* nennen, denn in der Aussprache beider ist eine gewisse Heftigkeit bemerkbar und Anstrengung der Sprachorgane hörbar.

\*\*\*) Siehe das Buch: Ueber die Ehe.

Mensch, der viele Stürme auf der See oder in seinem Herzen ausgehalten hat, sehnet sich nach dem festen Lande oder nach Ruhe.

Das Verlangen ist mehr thätig zu seiner Befriedigung, die Sehnsucht verhält sich mehr leidend; das erste macht unternehmend, die letzte verzehrt durch innern Gram und Ungeduld.

Ich habe jetzt ein Verlangen ins Ausland, und dort bekomme ich die Sehnsucht nach Hause oder das Heimweh.

Sehnsucht setzt Liebe voraus, Verlangen nicht gerade.

Ich sehne mich nach einem Freund, nach einer Geliebten, kann die Zeit der Umarmung nicht erwarten, aber ich trage Verlangen nach einem Arzt, nach einer Aderlaß ic.

### Vergleich. Bündniß.

Wenn zwei oder mehrere Privatpersonen aus eigenem Antriebe sich gegenseitige Dienstleistungen und daraus fließende Vortheile unter gewissen Bedingungen versprechen, und sich die Erfüllung ihrer Versprechungen gewissermaßen zum Gesetz machen, so heißt dieß ein Vergleich. (Pactum.) Geschieht ein solcher Vergleich zwischen zwey oder mehr Völkern, oder ihren Oberhäuptern und Repräsentanten zur gegenseitigen Vertheidigung ihrer Länder und Gerechtsame, so heißt dieß Bündniß, (foedus.)

Cajus schließt mit dem Sempronius einen Vergleich — Preußen mit Oestreich ein Bündniß.

Doch sagt man auch noch von zwey kontrahirenden Mächten, wenn ihr Pactum auf Bedingungen zum Flor ihres

beiderseitigen Staates geht, Vergleich, z. B. ein Handlungsvergleich zwischen England und Spanien. Ist aber der Gegenstand ihrer gegenseitigen Verbindung die Garantie ihrer Länder und Besitzungen, mithin die Vertheidigung gegen Angriffe, oder die Vereinigung zu demselben, so heißt es allezeit ein Bündniß.

### Geist. Seele.

Der Unterschied zwischen beyden ist wirklich sehr schwer zu bestimmen, da im Deutschen der Sprachgebrauch so unbestimmt und abwechselnd ist, und wir von der wesentlichen Beschaffenheit dessen, was beyde Wörter ausdrücken sollen, so wenig wissen, und von der Seele nur immer sagen können, was sie nicht ist.

Ein unkörperliches, für sich bestehendes, denkendes und empfindendes Wesen, heißt mit Geist, ist es mit einem irdischen Körper vereinigt, so heißt es Seele, Dieß ist der gewöhnliche Sprachgebrauch \*).

Man spricht Seelsorger, Seelenwanderung, wenn der Geist aus einem Körper in den andern wandert. So übersetzt Luther: der Staub (Leib) muß wieder zu Erde werden, wovon er genommen ist, der Geist — nicht die

\*) Es scheint, daß man nach der hebräischen, griechischen und lateinischen Benennung Geist durch Wind, in der Kindheit der Sprache ein unkörperlich, vernünftiges Wesen, durch ein anderes, das man für unkörperlich hielt, weil man es nicht sehen kann, ob man es gleich fühlt, hat anzeigen wollen, nemlich durch die Benennung πνεύμα, spiritus. Ob diejenigen Recht haben mögen, welche das Wort Geist vom griechischen γινωσκω sentio herleiten, um dadurch ein empfindendes Wesen (ens sentiens) anzuzeigen, daran möcht' ich fast zweifeln, weil mit diese Etymologie für die Kindheit der Sprache zu abstract ist.

Seele, denn hier sind Leib und Seele von einander getrennt — geht zu Gott 2c.

Geist zeigt auch oft blos Eigenschaften der Seele an, so wie hingegen Seele oftmals blos so viel heißt als Mensch. Seelenregister. Man zählt 3000 Seelen statt Menschen in der Stadt. Ich habe keine Seele gesehen u. s. w.

Ueberhaupt also heißt mir jeder in einem Körper wohnender Geist Seele \*).

Engel, weil wir ihnen keine — wenigstens unsern Augen sichtbare — Körper beylegen, heißen uns Geister. Ein gutes reizendes Mädchen, voll Anmuth und Sanftheit, heißen wir eine Engelsseele.

Seele heißt auch — besonders in der Sprache der Morgenländer — oft blos so viel als Leben.

Die Erscheinung eines Todten auf der Welt — wenn eine Statt fände — heißt Geistererscheinung, wie z. B. der Geist im Hamlet, weil man sich nemlich den, eigentlich schon vermoderten Körper hier nur als Vehikel denkt, um auf den Sinn des Gesichts zu wirken. Hieher gehört auch Geisterseher, Geisterbanner.

Man lest eine Seelenmesse für den Todten, nicht weil seine Seele als Geist allein, sondern sein Körper vorzüglich mit von den Schlacken der Sinnlichkeit gereinigt werden soll \*\*).

\*) So wie der Kern, die edlern, feimern Theile mancher flüssiger Körper, die leichter als die Luft sind, und wenn man das Gefäß dñnet, in denselben in die Höhe steigen in Gestalt eines Rauchs oder Dunsts, und beim Genuß den Kopf einnehmen — wie dieß bey mineralischen Quellen oder künstlich gebrannten Wassern der Fall ist — auch Geist genannt werden.

\*\*\*) Und wenn dieß letztere auch nicht wäre, so stellt man sich doch unter dem Subject, für welches die Messe gelesen wird, den ganzen Menschen vor.

Geist heißen auch mehr die obern Seelenkräfte, Verstand mit all' seinen Aeußerungen — die Seele zeigt mehr die untern oder beyde zugleich.

Ein großer Geist — setzt Verstandesfähigkeiten

Eine gute, sanfte Seele — setzt Herzenstalent voraus \*).

Ich sehe es im Geist — ist Wirkung der Einbildungskraft, also einer der obern Seelenkräfte.

Es thut mir in der Seele weh — Aeußerung des Willens, der Empfindung, einer untern Seelenkraft.

Geistesgröße zeigt sich im Erfinden, Ordnen und Anwenden der Wahrheit — Seelenstärke im Dulden der Leiden.

Jesus in seinem zwölften Jahr zeigt Geistesgröße im Disputiren mit den Schriftgelehrten \*\*), Seelengröße am Kreuz: Vater vergib ihnen! ic.

Zur Geistesgröße gehört Witz, Scharfsinn, durchdringender Blick — Sokrates. —

Zur Seelengröße Gefühl, Mitleiden, Menschenfreundlichkeit, Großmuth. —

*Soyons amis Cinna, — August \*\*\*).*

\*) Man könnte auch wohl sagen Geist zeige bloß die obern Seelenkräfte an, und Seele bloß die untern. Man schreibt auch dem Menschen einen Geist, dem Thiere eine Seele zu, da die untern Seelenkräfte doch mehr von der Beschaffenheit und dem Bau des Körpers abhängen, wenigstens sich nach ihnen modifiziren.

\*\*\*) Und alle die ihm zuhöreten, verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antworten. Luk. 2, 47.

\*\*\*\*) Helvetius de l'homme ic. hat ein eigenes Kapitel (1. Th. II Sect. 2. Kap.) von dem Unterschied zwischen Geist und Seele, den er also bestimmt: 1) Der Mensch wird mit seiner ganzen Seele gebildet, — aber nicht mit seinem ganzen Geist. — Also hat Luther



## Geistig. Geistlich. Geistreich.

Geistig 1) unförperlich, ohne Materie. So ist unsere Seele ein geistiges Wesen. 2) Was viele feine, edle Theile enthält, wie ein Wasser, das viele Mineralkraft, ein Wein, der viel Feuer hat.

Geistlich 1) was Bezug auf die Seele, auf ihre Beschaffenheit und Bildung hat. So sind Gedächtniß, Urtheilskraft ic. geistliche Kräfte im Gegensatz der körperlichen. 2) Was Bezug auf das Verhältniß der Menschen mit Gott, auf Religion und Gottesdienst hat. Ein geistliches Buch, dessen Inhalt christliche Moral oder Religion überhaupt ist. Ein Geistlicher \*), der für die Bildung der Menschen durch Religion constituirte ist.

Geistreich, was durch Hülfe der Religion gute Empfindungen und Gefühle zu wirken vermag, erbaulich. Ein geistreiches Buch, Gesang ic. der Erbauung befördert.

Geistvoll ist ein Buch, eine Predigt, die viel Wahres und Keckes enthält, viel große und edle Gedanken hat.

1. Mos. 2, 7. ganz gut übersezt: und also war der Mensch eine lebendige Seele. — 2) Man kann zur Zeit seinen Geist bey Lebzeiten, die Seele nur mit dem Tode verlieren. 3) Es läßt sich wohl die Seele, nicht aber der Geist ohne Ideen gedenken.

\*) Ich weiß nicht, ob durch diese Benennung der Religionlechter gewinnt oder verliert. So viel ist gewiß, daß es scheint, als wolle er sich dadurch von der ganzen Körperwelt ausschließen und evaporieren. Die Benennung riecht ein wenig nach protestantischer Hierarchie. Ob ich gleich selbst ein Geistlicher bin, so muß ich doch gestehen, daß mir dieser unser Ehrentitel nicht ganz gefällt; wir sind doch nicht ganz Geist, und da mir dem Denken bey und manchmal nicht viel herauskommt, so müssen wir wohl säßten und leidlich seyn. Für manche meiner Herrn Amtsbrüder, die sich so ganz cavalieremant betragen, ist auch wirklich der Titel Geistliche eine wahre Satyre.

Eine Predigt von Saurin ist geistvoll für den Denker, aber nicht für den Handwerksmann, für welchen noch Arndts Paradiesgärtlein ein geistreiches Buch seyn kann.

### Feindschaft. Haß. Groll. Abscheu.

Das Mißfallen an einem Gegenstand, der Abscheu vor ihm — auch wohl verbunden mit der Begierde ihm zu schaden — ist Haß \*).

Der Zustand, das Verhältniß, in welchem mich der Haß versetzt, heißt Feindschaft.

So heißen feindliche Kräfte solche, die einander entgegen wirken, entweder durch innere Ursachen, oder äußere Verhältnisse. Zum ersten Fall gehören die feindlichen Pole bey dem Magnet, zum zweyten feindliche Kriegsheere.

Groll ist heimlicher, im Herzen unterhaltener Haß, der nur auf Gelegenheit wartet, sich öffentlich thätig zu zeigen.

Abscheu ist noch mehr als Haß, ist eigentlich verstärkter Haß, der keine Liebe mehr übrig läßt.

### Groß. Erhaben.

Beides wird von körperlichen und geistigen Dingen gebraucht. Ein großes Pferd, — ein großer Geist; ein erhabener Tempel — eine erhabene Tugend.

Zur

\*) Doch ist das letztere nicht allezeit notwendig. Man kann den Lasterhaften als solchen hassen, ohne daß man ihm deswegen zu schaden suchen sollte.

Zur physischen Größe wird erfordert Ausdehnung nach allen Seiten, Stärke etc.

Wir nennen ein Gebäude, eine Stadt, ein Kriegsheer groß, wenn es einen weiten Raum einnimmt und wir uns dasselbe in seinem ganzen Umfang vorstellen.

Erhaben geht auf die weite Entfernung — der Höhe nach — eines Dinges von meinem Gesichtskreis. Die Sterne sind erhaben in Rücksicht ihrer Entfernung von uns, sie sind groß, ihrem Umfange nach.

Noch wichtiger aber ist der Unterschied beyder im philosophischen und ästhetischen Sinn, und die Grenze zwischen beyden so fein, daß sie gar leicht mittelander verwechselt werden.

Groß heißt dem Philosophen und Aesthetiker dasjenige, zu dessen Fassung und Uebersicht auf einmal Erweiterung der Vorstellungskraft und des Gefühls gehört, und was uns auch zugleich Vergnügen macht \*).

Groß ist Hallers Gedanke, wenn er von der Helvetier Heldenthaten singt:

In ihren Armen der Blüß, im Herzen  
Gott etc.

Zu dem Begriff der Größe gehört

- 1) daß wir einen Gegenstand im Ganzen, nicht Theilweise fassen; denn wenn unsere Sinne blos immer durch die kleinern Theile, die ein Großes ausmachen, afficirt werden, so wird dadurch die Idee des Ganzen verdrängt \*\*).

\* Auch das körperlich Große, dem das Ebenmaaß der Theile fehlt, das Ungeheure, erweckt kein Vergnügen, weil ihm Ordnung und Uebereinstimmung der Theile zum Ganzen fehlt.

\*\* Ich beziehe mich hiebey auf meine Abhandlung: über die speculative Vernunft als Störerin des Vergnügens im Gebiete der Kunst, im Märzstück 1793 dieser Monatschrift S. 209. 232.

Regelmäßige Aneinanderreihung und Verbindung vieler Theile, sie seyen nun einerley oder verschiedener Art, macht ein Ganzes Großes aus: daher müssen

- 2) die mannigfaltigen Theile ein bemerklich beträchtliches Verhältniß zum Ganzen haben \*).

So rechnet Sulzer zu dem Großen in der Malerey das Colorit, das aus clair et obscur besteht.

- 3) Das Große muß in seinem ganzen Umfang übersehen werden können. Wenn ich durch eine Stadt lange fahren muß, nenn' ich sie lang, wenn ich eben dieselbe von einem Thurm oder Berg herab betrachte, nenn' ich sie groß.

Zum moralisch Großen gehört Größe der Denkungsart und des Characters.

Erhaben, was über unsern gewöhnlichen Gesichtskreis geht, was wir mehr empfinden, als fassen. Es ist das sinnlich und geistige Vollkommene, das Bewunderung und Ehrfurcht erregt.

Zu dem physisch Erhabenen gehört, was auf eine außerordentliche Art auf die Sinne wirkt. Z. B. die Alpen, deren Höhe und Umfang über die Grenzen unsers Gesichtskreises geht.

\*) Wofern ein Maler einen Venuskopf auf einen Pferdhalb setzte, schmückte drauf den Leib mit Gliedern von verschiedenen Thieren und bunten Federn aus, und ließe, (um aus allen Elementen etwas anzubringen) das schöne Weib von oben — sich zuletzt in einen grausenhaften Fisch verlieren, sich schmeichelnd, nun ein wundervolles Werk auch aufgestellt zu haben: Freunde, würdet ihr bey diesem Anblick wohl das Lachen halten?

Horazens Dichtkunst nach Wieland, v. 1. 16.

Nach den Seelenkräften wirkt das Erhabene theils  
a) auf den Verstand, die Vorstellungskräfte.

Beispiele: Gott sprach, es werde Licht und es ward  
Licht.

Moses, 1 Mos. 1, 2.

Cuncta supercilio movens.

Horaz. Oden III, 1.

Die Gemälde des Himmels und der Hölle bey Milton  
und Klopst. Gottes Größe in den Worten:

Er sieht mit dem nemlichen Auge den Sperling und  
den Helden fallen.

b) Auf das Herz oder die Begehrungskräfte wirkt  
das moralisch Erhabene.

Beispiele. Augusts: Soyons amis Cinna, von Cor-  
neille \*).

Joas in Racine's Athalia \*\*).

*Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.*

Aus diesem Vorausgeschickten ziehe ich denn folgendes Re-  
sultat zur nähern Beleuchtung der Ausdrücke groß und er-  
haben.

1) Alles Erhabene ist groß, aber nicht alles Große  
ist erhaben.

Ein erhabener Gedanke ist allezeit ein großer Ge-  
danke, aber eine große Stadt, die in der Ebene und nicht  
auf einem Berge liegt, ist noch keine erhabene Stadt.

E 2

\*) Cinna, tragédie, in der letzten Scene.

\*\*\*) Athalia tragédie, 1 Aufz. 1 Auftr.

- 2) Das körperlich Große kann erhaben werden durch die Kunst.

Beispiel: Der ungeheure Fels in Rußland, aus welchem Peters des Großen Statue gebildet wurde.

- 3) Groß ist also ein Körper, der einen weiten Raum einnimmt.

Erhaben, ein Körper, der einen, meinen Augen unermesslichen, Raum einnimmt.

Groß ist im moralischen Verstande ein Gegenstand, der sehr afficirt: ein großer Schmerz, große Freude.

Erhaben, der mich aufs stärkste und angenehmste afficirt, Bewunderung, ehrfurchtsvolles Staunen hervorbringt.

### Gering. Wenig.

Der Unterschied zwischen beyden beruht viel auf dem bloßen Sprachgebrauch, und sie werden auch öfters miteinander verwechselt. So sagt man wenig Lohn und ein geringer Lohn.

Doch geht wenig mehr auf Quantität und gering mehr auf Qualität.

Es kann etwas wenig und doch von nicht geringem Werthe seyn. Wenige Goldstücke betragen mehr, als viel geringes Geld oder Scheidemünze. Ein verringertes Vermögen wird wenig.

Gering heißt auch oft so viel als niedrig, unansehnlich. Ein geringer Mann, von niederer Herkunft.

### Klein. Niedrig.

Klein, was nicht viel Raum einnimmt.

Niedrig, was nicht hoch über seine Oberfläche erhaben ist.

Auf niedrigen Zwergbäumen wächst nicht immer kleines Obst.

Im moralischen Sinn geht klein mehr auf den Verstand, und niedrig mehr auf den Willen.

Ein Mensch, der seine Ehre in lächerlichen, unbedeutenden Dingen sucht, über welche der Weise hinweg sieht, denkt klein; ein Geiziger, der um einen kleinen Gewinn seine Ehre hingiebt, denkt niedrig, oder auch niederträchtig.

### Erhalten. Empfangen. Bekommen.

Erhalten zeigt 1) überhaupt mehr die Erreichung eines Wunsches oder einer Hoffnung an. Ich habe meinen Sold, mein Gesuch erhalten.

2) Das Verbleiben in einem Zustand, den man liebt und wünscht. Gott erhalte sie gesund! Es heißt auch so viel als ernähren. Kajus kann mit seinem geringen Einkommen so viele Kinder nicht erhalten.

3) Den schon vorbegegangenen Actus des Empfangs.

Empfangen bezeichnet mehr den Actus des Bestnehmens. Ich empfangen einen Brief aus den Händen des Briefträgers, und meld' es meinem Freund, daß ich ihn erhalten habe.

Es wird auch mehr von persönlicher Uebergabe gebraucht. Ich erhalte mit der Post einen Wechsel, um 100 Rthlr. von Kajus darauf zu empfangen.

Bekommen zeigt an 1) das unerwartete Erhalten. Er hat die Pocken bekommen.

2) Das intentionirte Erhalten. Es waren keine Heeringe mehr zu bekommen.

Auf den Loosen in den Bilderlotterien siehet gewinnt und bekümmert nichts, weil theils die Idee des Zufälligen, theils der gespannten Erwartung darinnen liegt.

**Traurigkeit. Betrübniß. Kummer. Gram.**

Die Grenzen der beyden ersten sind ziemlich unmerklich. Traurigkeit scheint mehr den Status, Betrübniß mehr den actus der Seele anzuzeigen. In Rücksicht des Mangels angenehmer Empfindungen ist Traurigkeit, des Daseyns aber unangenehmer Empfindungen Betrübniß besser. Jene scheint oft mehr aus verborgenen Ursachen, aus einer Nervenerschläffung oder sonstigen körperlichen oder Geisteskrankheit herzurühren, diese entsteht aus einem wirklichen oder eingebildeten Verlust, aus einer fehlgeschlagenen Hoffnung u. d. m. Der Traurige leidet mehr innerlich, der Betrübte macht eher seinem Schmerz durch Klagen und Thränen Luft. Die Betrübniß artet oft erst in Traurigkeit aus und diese entsteht, wenn man sich ein Uebel als unvermeidliches Schicksal denkt, z. B. den Tod als Ursach der Trennung von seinen Lieben. Betrübte ist mehr der sanguinische, traurig mehr der melancholische.

Innere Betrübniß, wenn man ihr nachhängt, ist Kummer; ist dieselbe mit Verdruß und Aerger verbunden, so heißt sie Gram.

Der Kummer nagt am Herzen, Gram verzehrt es. Eine Mutter kümmeret sich über ihr leidendes und grämt sich über ihr ungerathenes Kind.



Gram setzt auch oft schon alle Hoffnung als benommen voraus.

Einer Sache gram zu seyn, heißt: sie nicht leiden können, mit ihr nichts zu thun haben wollen. Einer Sache feind seyn, heißt auch ihr zu Schaden suchen.

Ich bin engen Schuhen gram, weil sie mich drücken, aber feind bin ich dem Schuster, der sie mir absichtlich also gemacht hat. So bin ich dem Schwäger gram, dem Bersläumder feind.

Unmuth ist, wie Unwille, vorübergehende Traurigkeit, mit Verdruß und Aerger verbunden.

### Helfen. Unterstützen.

Helfen heißt 1) seine Kräfte zum Besten eines andern verwenden — auch wohl sie ihm leihen oder mit den seinigen vereinigen, um ihn in den Stand zu setzen, zu einem gewissen Endzweck zu gelangen. Was also Mittel zur Erreichung eines Endzwecks ist, das hilft, z. B. Geld, guter Rath, Fürsprache, Arzenei 2c.

2) Ihn durch seine Kräfte von einem unangenehmen Zustand befreien. So hilft der Menschenfreund durch Geld dem Armen, so hilft Arzenei 2c. einem aufs Pferd helfen 2c.

Unterstützen heißt mehr seine Kräfte darleihen, um die eines andern zum Tragen einer Last, zur Vollendung eines angefangenen Werks, oder zur Behauptung eines Besizes oder einer vortheilhaften Lage zu vermehren.

Man hilft einem eine Last ziehen, denn sie liegt nicht auf ihn, man unterstützt den Balken, auf welchem sie ruht.

Dem jungen Bäumchen hilft fruchtbare Bitterung und gutes Erdreich zum Wachsthum, es trägt Früchte; aber diese beugen seine Aeste nieder, man muß sie also unterstützen.

Ich helfe dem Blutarmen, und unterstütze eine sinkende Familie.

Unterstützung setzt also schon mehr eigene aber nicht zu reichende Kraft dessen, den man unterstützt, voraus.

Weystehen, das Wort an und vor sich zeigt schon Wart und Pflege, Vertheidigung an.

Wey einem stehen zur Hilfe und Schutz. So stehen die Gesunden den Kranken bey. Kriegführende Mächte stehen einander gegen den Feind durch Subsidien an Mannschaft oder Geld bey. Der Weystand vor Gericht ist der Vertheidiger des Angeklagten.

### Schaden. Verlust. Nachtheit.

Schaden, ein wirkliches Uebel, das meinen Zustand unangenehm macht. Z. B. ein Schaden an meinem Leibe, der mir an der Summe meiner Glückseligkeit Abbruch thut. Wer z. B. meinen Zaun einreißt, von meinem Acker abpflügt, meine Ehre verkleinert u. thut mir Schaden — und ich leide Verlust. Das erste ist also mehr Benennung der Sache in Absicht dessen, der sie wirkt, das letztere zeigt mehr das Verhältniß dessen an, auf den sie wirkt, das Verhältniß zwischen dem Besitzer und dem entzogenen Besitzthum. Der Verlust der Gesundheit thut mir Schaden an meinem Verdienst.

Sodann heißt auch Verlust die Ungleichheit in Einnahme und Ausgabe zum Nachtheil der erstern, wie z. B. bey dem Kaufmann und Spieler. Die Waare des erstern leidet

unterweges Schaden durch äble Witterung, er muß sie also unter dem Preis des Ankaufes verkaufen und leidet dadurch Verlust nicht blos des gehofften Gewinns, sondern auch des dafür hingegebenen Geldes. Gewisse Waaren, wenn sie nicht abgehen, nehmen Schaden, trocken ein, werden faul ꝛc. Dies bringt dem Kaufmann Verlust.

Schaden ist mehr als Verlust. Verlust ist oft eigentlich kein Schaden, z. B. ein verlohrender Pfennig. Aus dem Verluste entsteht oft Schaden, aus dem Schaden allezeit Verlust.

Nachtheil, der der Absicht nicht entsprechende gute Erfolg, welcher geschieht, mir einen Vortheil zu entziehen. Der Umgang mit Schlechtdenkenden ist meiner Ehrenachtheilig — der starke Wein mir schädlich. Was kann es mir Schaden, daß man an und für sich nachtheilige Urtheile über mich fällt, wenn mein guter Name gegründet ist.

Wer den gehofften Profit von einer Waare nicht hat, muß sie mit Nachtheit verkaufen, wer aber dabey noch zu setzen muß, leidet Schaden.

Nachtheil zeigt sich öfters später als Schaden.

### Nutzen. Vortheil. Gewinn.

Nutzen ist das Gute, das Ersprießliche, das in einem Dinge liegt, man kennt oder sucht es aber vielleicht nicht. Wer über den Gehalt und Gebrauch der Dinge zu seinem Besten raffiniert, spekulirt, Versuche macht, findet Vortheil.

Ich ziehe z. B. von meinem Lande jährlich 500 Rthl. Nutzen, wenn ich es selbst baue; mein Nachbar ziehet aus der Verpachtung des seinigen für 300 Rthl. mehr Vortheil

als ich, denn mich kostet der Bau des Landes jährlich 200 Rthl., jener hat 300 Rthl. reinen Gewinn.

Aus dem Nutzen kann man erst Vorthell ziehen durch die Anwendung. Dem Schriftsteller bringt sein Buch Nutzen durch das Honorar und den dadurch erworbenen Ruhm, dem Verleger bringt es Vorthell durch den Gewinn, welchen ihm der Debit desselben glebt.

Es kann etwas an sich selbst nützlich seyn, aber es ist nicht vortheilhaft für seinen Besitzer, weil er keinen Gebrauch davon zu machen weiß, wie das Geld. So kann auch etwas vortheilhaft und doch nicht nützlich seyn; so ist schlechte Waare, theuer verkauft, dem Verkäufer vortheilhaft, aber dem Käufer nicht nützlich, der mit ihr seinen Endzweck nicht erreichen kann.

Ich glaube das Nützliche und Gute (bonum) ist ziemlich einerley im Gegensatz des Schädlichen.

Vorthell zeigt zuweilen erhöhten Nutzen an. Der Ertrag oder Nutzen eines Baumes in meinem Gemüsegarten ist jährlich ein halber Thaler, aber er macht mir Schatten auf das Land, welches mir einen Thaler jährlich abwerfen kann, ich lasse ihn umhauen, und thue dieß zu meinem Vorthell.

Gewinn ist Vorthell, erlangt entweder durch Zufall oder durch Spekulation aufs Wahrscheinliche. Der Spieler und der Kaufmann setzen eine kleinere Summe aus, um eine größere damit zu erlangen. Bey beyden hat der Zufall vielen Antheil, denn die Karte, worauf ich im Faro setze, kann zu meinem Verlust so gut umschlagen wie das Schiff, das ich aus der See erwarte.

Gewinn ist also der reine Ertrag des Nutzens nach Abzug der Kosten.

Gewinn setzt allemal Vorthell voraus, aber nicht umgekehrt. Das Facit aller einzelnen Vorthelle ist Gewinn.

Wenn ich etwas theurer verkaufe, als ich es gekauft habe, so hab' ich Gewinn. Wenn ich es lange genützt habe, und verkaufe es doch noch um den Preis des Kaufs, so hab' ich Vorthell. Durch Tausch zweyer Dinge von gleichem Werth können beyde Tauscher Vorthell haben, weil sie jedem in seiner individuellen Lage nützlich sind; durch Verkauf gewinnt nur einer, der nemlich, welcher entweder mehr dafür erhält, oder weniger gibt, als sie werth ist.

### Empfindung. Gefühl.

Die Fähigkeit zu empfinden, oder afficirt zu werden, heißt Gefühl. Wer diese Fähigkeit nicht, oder doch in sehr geringem Grade hat, heißt gefühllos. Aber das, was in mir vorgeht, wenn ich fühle, heißt Empfindung. Daher das Wort empfinden blos passiv, fühlen aber activ und passiv gebraucht wird.

Ich fühle jemanden an seine Wunde und er empfindet darob Schmerzen. Man fühlt körperliche Dinge und empfindet ihre Eigenschaften und Wirkungen. So fühlt man Kälte, Wärme ꝛc. und empfindet Kälte oder Hitze. Nach elenden Wegen fühlt der Reisende das Wohlthätige einer Chaussee und empfindet darüber Freude. Man fühlt eine Last auf dem Rücken und empfindet über sie Schmerzen.

### Furcht. Schrecken. Abscheu. Besorgniß.

Die Furcht ist eine unangenehme Empfindung über ein zukünftiges oder gegenwärtiges, wirkliches oder eingebildetes Uebel. Sie setzt also Ueberlegung, Nachdenken, Einbildungskraft voraus. Man fürchtet sich vor dem Tod, weil man ihn für ein Uebel hält.

Schrecken ist die durch eine unerwartete Erscheinung oder Begebenheit bewirkte unangenehme Nervenerschütterung, welche die Seele plötzlich afficirt.

Man fürchtet sich vor dem Gewitter, wenn schwarze Wolken sich aufthürmen, man erschrickt vor dem Blitz.

Erschrecken kann man auch über etwas Angenehmes, als über die plötzliche, unerwartete Erscheinung eines Freundes — Furcht setzt ein wirkliches oder eingebildetes Uebel voraus.

Furcht verzehrt den Menschen — Schrecken kann ihn plötzlich tödten.

Abscheu. Abneigung, Widerwillen gegen eine Sache mit dem Bestreben einer gänzlichen Entäußerung vor ihr. Furcht ist immer mit Abscheu verbunden, aber nicht allezeit mit Schrecken, so wie Schrecken nicht immer mit Furcht.

Ich fürchte mich vor den Löwen;

ich erschrecke vor einer Maus und

verabscheue eine Spinne.

Besorgniß zeigt mehr die Furcht vor dem Verlust eines Gutes an, das man bereits besitzt. Ich fürchte den Tod, als *malum positivum* und bin besorgt um mein Leben, als *bonum positivum*.

Besorgniß ist also weniger als Furcht, da sie doch bereits den Besitz eines Gutes voraussetzt, so wie jene ein bevorstehendes Uebel.

### Argwohn. Verdacht.

Argwohn ist generell; Verdacht speciell. Wer jedermann leicht in Verdacht hat, ist argwöhnisch. Der Argwohn setzt nicht immer Gründe und kaltblütige Untersuchung voraus, ist oftmals Folge der Hypochondrie. — Der Verdacht schließt doch schon aus Erfahrung oder bauet wenigstens auf wahrscheinliche Gründe.

Argwohn ist also mehr meine eigene Empfindung oder Gefinnung; in so fern sie nun Bezug auf einen andern hat, heißt sie Verdacht.

Wenn die Ursache des Verdachts unbestimmt ist, heißt er Argwohn.

Das Adjectiv von Argwohn ist activ. Argwöhnisch ist, wer jedermann leicht in Verdacht hat. Das Adjectiv von Verdacht ist mehr passiv. Verdächtig ist der, auf den man mit einigen Gründen Verdacht hat, dem mehr Böses als Gutes zuzutrauen ist. Der Eifersüchtige ist argwöhnisch, der Landstreicher ist verdächtig. Ich wähne, wenn zwei Personen leise zusammen sprechen, es gelte mir, dies ist Argwohn. Ich glaube, mein Nachbar habe mich bestohlen, dies ist Verdacht.

### Weise. Klug.

So sehr diese beyden Ausdrücke mit einander übereinzukommen scheinen, auch gar oft willkürlich mit einander verwechselt werden, so verschieden sind sie doch ihrer Natur nach und von verschiedenem Werth.

Weise setzt mehr natürliche Geistesanlage und Fähigkeiten zur Kenntniß und Beurtheilung des Guten und Bösen, des Wahren und Falschen, und der sich darauf gründenden Wahl des Ersten, Flug aber mehr Erfahrung, mehr Fleiß und Uebung voraus.

Durch Schaden wird man Flug. — Gott ist weise — nicht Flug.

Der Weise hat die besten Absichten und Endzwecke der Kluge die besten Mittel zur Erreichung seiner Zwecke in seiner Gewalt.

Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlechte.

Der Weise handelt allezeit Flug, der Kluge ist aber nicht immer weise.

Der weise Sokrates handelt allezeit weise, trinkt auch als Weiser den Giftbecher getrost und unerschrocken. Heinrich der Große in Frankreich handelte Flug als Vater seines Volks, daß er unter den damaligen Umständen in den Schoos der herrschenden Kirche übertrat.

Der Weise fürchtet den Tod nicht, der Kluge sucht ihm auszuweichen.

Klugheit kann sich nur auf einzelne Kenntnisse und Handlungsweisen beziehen, Weisheit geht aufs ganze Wesen, Leben und Seyn des Menschen \*).

Der Weise sieht die Gefahr voraus und rüstet sich gegen sie, der Kluge, wenn er in ihr ist, sucht sich auf die beste Art zu retten.

\*) Sapiens heißt auch einer der Geschmaek hat, Ursachen und Wirkungen zu verbinden weiß.



Der Weise hat die beste Absicht, der Kluge hindert den Erfolg einer schlümmen.

Der Weise wandelt auf dem besten Weg — der Kluge sucht ihn.

### Sanftmüthig. Gelinde.

Das letztere wird auch von körperlichen Dingen oder Zuständen gebraucht, die nicht sehr affiziren. Z. B. gelinde Witterung; ein gelinder Schweiß 2c.

So heißet, wenn es auf geistige Wesen geht, ein Mensch gelinde, der seinen Untergebenen nicht viel unangenehme Empfindungen verursacht, sie seine Macht nicht fühlen läßt. Z. B. ein gelinder Regent, oder Vater, der seinen Untergebenen nicht viel Lasten auflegt, ihre Vergehungen nicht zu streng ahndet.

Sanftmüthig, von sanfter Gemüthsart, wer zum Frieden, zur Versöhnung geneigt ist, nicht so leicht in Zorn geräth. Man ist gelinde gegen Untergebene, sanftmüthig gegen Feinde, d. i. man verzeiht gern. Trajan war gegen die Christen gelinde, Christus sanftmüthig gegen seine Feinde.

### Gesetz. Vorschrift.

Gesetz ist ein öffentlich bekannt gemachter Befehl des Höhern an dem ihm Untergebenen, etwas zu thun oder zu lassen, mit der angehängten Drohung der Ahndung im Unterlassungsfall \*).

\*) Eine Beurtheilung der Definitionen der Alten von Gesetz findet man in *Walch's philosoph. Lexikon* unter dem Wort Gesetz S. 226. 27.

Zu einem Gesetz wird erfordert 1) *potestas legislativa*, die in der rechtmäßigen Oberherrschaft ihren Grund hat, 2) *publicatio* und 3) *ius puniendi transgressionem legis*, die Clausul eines Gesetzes, welche die Juristen *sanctionem poenalem* nennen.

Vorschrift ist nur eine Anleitung, wie und auf welche Art etwas zu thun ist.

Der Decalogus ist ein göttliches, die goldne Bulle Kaiser Karl IV. ein Reichsgrundgesetz.

Die Vorschrift des Schreibmeisters, des Kochs, des Arztes ist blos guter Rath, auf dessen Nichtbefolgung keine Strafe gesetzt ist.

Der Landesherr giebt seinem Minister die *Data* als Vorschrift zum Entwurf eines Gesetzes.

Gesetze setzen Oberherrschaft voraus — nicht aber Vorschriften.

Das alte Testament enthält mehr Gesetze, auf deren Uebertretung positive Strafen folgten, im neuen Testament sind die Vorschriften Jesu und seiner Apostel zu einem frohen und glücklichen Leben enthalten. Du sollst nicht tödten, ist ein Gesetz, denn es ist an einem andern Ort *cum clausula* so ausgedrückt: wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden. Machtet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon; liebet eure Feinde &c. ist eine Vorschrift.

Vor-

Leipzig 1726. Uebrigens muß ich erinnern, daß ich hier nicht von Naturgesetzen rede, die ein nothwendiges, in dem Wesen der Dinge gegründetes Verhältniß heißen, wie z. B. Schwere, Reißbarkeit, Elasticität u. d. m.

Vorschrift wäre also hauptsächlich eine mündliche oder schriftliche, durch ein Beyispiel erläuterte und in einem Muster vorgegebene Anweisung, wie etwas zu verfertigen oder zu thun ist.

Beyspiel: Ein Landesherr verbietet unter Strafe die Kornausfuhr; dies ist Gesetz, ein Befehl, der publicirt wird. Zugleich will er wissen, wie viel von jeder Art Früchte im Lande vorräthig sind; es soll dies an jedem Ort tabellarisch angezeigt werden. Der Amtmann eines Districts unterrichtet also die Vorsteher der Gemeinheiten, wie diese Tabellen sollen eingerichtet werden, er verfertigt selbst eine zum Muster — dies ist die Vorschrift.

### Glaube, Ueberzeugung

sind gewissermaßen anzusehen wie Wirkung und Ursache. Die Beweise für die Wahrheit einer Sache wirken bey mir Ueberzeugung — heben alle Zweifel dagegen. Ist diese Ueberzeugung kräftig genug, so entsteht in meiner Seele das Bewußtseyn von der Harmonie der Sache mit der Vorstellung, welche ich davon habe, dies ist Glaube. Beweise überzeugen mich, daß ich glaube. So wirkt die Ueberzeugung von der Reinheit und Rechtheit der Apostel in mir den Glauben.

Ueberzeugung, die allezeit Gründe voraussetzt, ist im Grunde besser, als Glaube, der oft ohne dieselbe blos wähnt, oft auch muthmaßt aus Wahrscheinlichkeit. Z. B. es ist trüb, ich glaube, es wird regnen, ist nicht so kräftig, als wenn ich durch die Trägheit und Erschlaffung in meinem Körper überzeugt bin, daß heute ein Gewitter kommen muß:

Glaube ist also, wenn ich etwas auf das Zeugniß eines andern oder meiner eigenen Sinne für wahr halte, ohne alle Spekulation und Tieffinn. Auch der bloße *sensus communis* wirkt schon Glauben, ohne vieles Nachdenken, Vergleichen und Schlüsse. Der Glaube ist oftmals eigenfinnig; die Ueberzeugung beruht auf innerm Gefühl. Deym Glauben wirkt oft mehr die Einbildungskraft, bey der Ueberzeugung das Gefühl durch Gründe.

Ich falle und glaube im ersten Augenblick, den Arm zerbrochen zu haben, weil die Einbildungskraft mir sogleich viele Armbrüche als Folgen eines Falls vorstellt — ich richte mich auf, kann meinen Arm ohne Schmerz hin und her bewegen, und nun werd' ich durch das Gefühl überzeugt, daß mein Glaube irrig war.

**Freude. Freudigkeit. Fröhlichkeit. Heiterkeit.  
Lust. Vergnügen. Wonne. Entzücken.**

Freude ist das genus; eine angenehme Empfindung des Herzens über die Hoffnung, den Besitz oder Genuß eines Guts. Sie wird durch diese Benennung nicht in so fern charakterisirt, ob sie innerlich oder äußerlich wirkt.

Freudigkeit ist wohl mehr der individuelle Zustand des sich Freuenden, zeigt auch mehr den habitus eines Gemüths sich zu freuen, die Empfänglichkeit des Herzens für die Freude an, und gründet sich mehr auf innere Ueberzeugung.

Der Gewinnsüchtige arbeitet mit Freuden — der Patriot mit Freudigkeit.

Fröhlichkeit ist mehr Naturel, natürliche Anlage. Ein Gemüth, das sich leicht freuet, ist fröhlich.

Sie setzt Zufriedenheit, auch wohl Leichtfinn voraus, ist auch mehr sichtbar in Mienen und Geberden \*).

Äußert sich die Fröhlichkeit durch Jubel, Sing und Sang, so heißt dies in der guten alten Muttersprache frohlocken.

Helterkeit, wenn durch die Leichtigkeit der körperlichen Bewegungen, des Bluts und der Säfte die Seele sich zu ihren Verrichtungen geschickter fühlt. Sie setzt alle hie weggeräumte Hindernisse der Fröhlichkeit voraus.

Wohlgefallen — Lust. Das erste ist oft die Ursache der zweyten. Das angenehme Gefühl, die Freude über die Vorzüge eines Dinges heißt Wohlgefallen, das Hinneigen des Herzens zu ihm, der Wunsch und das Verlangen nach dem Besiz oder Genuß desselben ist Lust. Wer Wohlgefallen an etwas hat, thut es mit Lust.

Lust heißt auch oft so viel als Fröhlichkeit. „Das war eine Lust.“ Ein lustiger fröhlicher Mensch \*\*).

Vergnügen, der frohe Zustand der Seele in dem Besiz eines Gutes, ohne daß man dasselbe mit einem andern vergleicht. Man ist vergnügt, fühlt sich glücklich bey etwas, ohne etwas besseres zu wünschen. Man begnügt sich damit.

## D 2

\*) Wolf in den vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen bestimmt sie S. 242. als Freude über das Ende eines Uebels, über das man froh ist. Daß Fröhlichkeit mehr Anlage zur Freude anzeigt, scheint mir auch daher erwieslich, das man sagt erfreuen, aber nicht erfreulich. Ein großer Gewinn, eine unerwartete Ehre kann auch den Mißmüthigen einmal erfreuen, aber nicht erfreulich.

Der Wein erfreuet des Menschen Herz, aber einen fröhlichen Geber hat Wort lieb.

\*\*\*) Das Wort lustig anzusehen 1 Mos. 2, 9. hat Luther ganz philosophisch gesetzt für appetitlich, Appetit, Lust, Begierde erregend.

Es heißt auch oft so viel als Freude. Ich thue es mit Vergnügen (Freuden). Es soll mit ein Vergnügen (Freude) seyn.

Vergnügen zeigt eigentlich den behaglichen Zustand der Seele über ein Gut an, den Genuß desselben mit Gefühl verbunden.

Das Adjectiv wird auch als Ursach. statt Wirkung genommen.

Ein vergnügter Abend, der uns Stoff zum Vergnügen darbot. Wonne, das vollste Maas des Genusses im Vergnügen, das all unsere frohen Empfindungen in eins zusammenschmelzt, so, daß die ganze Welt uns anlacht, daher Bonnetrunken. Die Wonne verschließt den Mund, oder öffnet ihn nur zu süßen Ausdrücken des Freudentaumels; sie zeigt sich nur in der Sprache der Mienen und besonders der Augen. Die Nerven streben alle nach einem Ziel.

Cajus ist mit seiner Schöne bey der ersten Zusammenkunft lustig, das zweyte Mahl vergnügt, und wenn er sie erst in einem vertraulichen tête à tête sein nennen kann, Bonnetrunken.

Entzücken, jene Trunkenheit der Freude über einen Gegenstand, der uns plößlich und unerwartet mit der ganzen Macht seiner Reize bezaubert, und uns zur höchsten Bewunderung und Lob desselben hinreißt, so daß uns alles Uebrige gegen ihn keiner Betrachtung würdig scheint.

Beym Dichter und Künstler heißt dies höchste Entzücken Enthusiasmus oder Begeisterung, wenn er von seinem zu betrachtenden oder zu bearbeitenden Gegenstand sich so eingenommen fühlt, daß ihm alles, was darauf Beziehung hat, im hellsten Lichte erscheint, worinnen er zur Erfindung

and Ausführung vorzüglich geschickt und aufgelegt ist, stärker empfindet, schärfer urtheilt, und glücklicher arbeitet \*).

Ein Kind ist entzückt über seinen Christbaum, der Kenner über Correggio's Nacht, Damon über seine Braut.

### Zufriedenheit. Behaglichkeit.

Zufriedenheit ist, wenn man sich seine Lage gefallen läßt, sie für sich gut findet, sich in ihr nicht unglücklich fühlt, und keine bessere wünscht. Sie ist Gemüthsruhe in Abwesenheit aller merklich unangenehmen Eindrücke.

Behaglichkeit ein Zustand, in welchem die angenehmen besonders körperlichen Gefühle die Seele schon mehr auf eine schmelzhafte Art beschäftigen. Das letzte setzt also schon mehr Empfänglichkeit und vorsätzlichen Selbstgenuß voraus.

Der Zufriedene vergleicht seinen Zustand nicht immer gerade mit dem eines andern, der Behagliche fühlt das Wohlthätige desselben mehr durch Vergleichung mit andern. Der zufriedene Arme, welcher kein Holz hat, ist sein Brodt im Winter tanzend, um sich durch Bewegung zu wärmen, der Behagliche setzt sich damit hinter dem Ofen, und thut sich recht bene. Der Zufriedene ist dabey doch noch immer thätig, der Behagliche ist faul und wird unzufrieden, wenn er in seiner bequemen Lage gestört wird.

### D 3.

\*) „Vorzüglichste Stärke der Ideen, lebhafter Reiz des Gegenstandes, anhaltende und angestrenzte Richtung des Geistes, verbunden mit äußern und zufälligen, oft auch physischen Ursachen, sind die vornehmsten Beförderungsmittel dieser, zur Hervorbringung trefflicher Kunstwerke, so nöthigen Junität und Begeisterung.“ Eschenburg's Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften S. 25. S. 17.

Behaglich heißt auch oft, was eben jetzt für meine Lage und Umstände paßt und mich daher zufrieden macht.

### Hart. Grausam.

Harte Körper heißen in der Physik, wenn der ganze Raum, den sie einnehmen, mit eigenthümlicher Materie angefüllt ist. Je weniger und je kleinere Höhlungen bey einem Körper angetroffen werden, je fester Theil auf Theil liegt, desto härter ist er \*).

Wenn grausam leblosen Dingen oder unvernünftigen Thieren beygelegt wird, so heißt es so viel als Grauen, Furcht, Schmerzen ohne Schonung erregend. Ein grausames Thier, Hitze, Kälte, Finsterniß u. s. w. \*\*) Es ist auch noch die Frage, ob auch in dieser Verbindung nicht noch uneigentlicher Ausdruck herrsche und nicht Grausamkeit Vernunft voraussetze.

Hart im moralischen Sinn sagt wohl weniger als grausam.

Ein harter Mann hält streng auf die Beobachtung der ihm zu leistenden Pflichten, ist unerbittlich, wenn er etwas davon nachlassen soll; der Grausame fordert mehr als ihm gebührt und geleistet werden kann.

Der Harte wird nicht gerührt, nicht weich gemacht durch eines andern Schmerz, der Grausame hat noch seine Freude daran. Der Milknecht, der seinen Schuldner, der

\*) Sonst heißen auch bei den Physikern harte Körper solche, die nicht so leicht durch irgend eine Kraft verändert werden können.

\*\*) Falsch wird grausam gebraucht, wenn es schlechtlin eine Menge, Größe, Länge zc. anzuzeigen gesetzt wird.



Ihn um Nachsicht bittet, setzen läßt, ist hart, der Kindermörder Herodes ist grausam.

Der harte Mann ist unempfindlich, der grausame gefühllos. (Vergl. die Wörter Empfindung und Gefühl.)

**Listig, Verschlagen. Schlau, Verschmitzt.**

Das erste setzt mehr natürliche Anlage und Verstandeskkräfte, das zweyte mehr Fertigkeit durch Uebung und Erfahrung voraus. Unehle Endzwecke und Mittel sie zu erreichen, haben beyde der Listige und der Verschlagene, in Gegensatz des Weisen und Klugen.

Dem Fuchs legt man List bey, dem Pferde, das sich gewisse Vortheile durch die Feigheit oder Unachtsamkeit seines Reiters abmerkte, Verschlagenheit.

List zeigt mehr Fähigkeit an Mittel auszusinnen, um einen Endzweck, ohne Rücksicht auf seine Moralität, zu erreichen — Verschlagenheit mehr Erfindungsgeist und Gewandtheit sich aus einer Verlegenheit heraus zu wickeln \*).

Wer, wie wir im Deutschen zu sagen pflegen, eine feine Nase hat und den Braten leicht riecht, die Gefahr und

D 4

\*) Ich würde also im Deutschen eben den Unterschied annehmen, wie im Lateinischen zwischen *sagax*, *astutus* und *callidus*, *astutus* soviel als *arte tutus*, oder *malitiosus*. Servius zum 11 B. d. Aeneide sagt: „*Astu*, h. e. *malitia*, nam proprie *astutus* *malitiosus* vocamus. *Callidus* est, *cujus manus opere*, sic *animus usu concalluit*. *Callidus* dicitur, qui *callum* sibi *usu artis* induxit; *intelligentissimus rei*.“ Ein Ausgeleirter. *Sagax* *multi ac folliera acuminis*, *sagax* kommt nach Cicero *de divinac. I.*) von *sagire*, *acute sentire*, eine feine Nase haben. Ausführlicher ist von diesen drey Synonymen gehandelt in Vossii *Etymologicum* S. 51. 93. 442. (nach der Elzivirischen Ausgabe von 1662, Fol.)

seinen Vortheil leicht merkt, der erstern auf eine eben so gute Art auszuweichen, als den letztern auch wohl unter dem Schein Rechtsens an sich zu reißen weiß, ist listig, (lagax, astutus) wer sich gut hinaus zu lügen, aus dem Netz, in welches er sich bereits gefangen hat, sich auf eine gute Art herauszumickeln weiß, ist verschlagen, (callidus) dickhäutig. So wie Kinder, die immer geprügelt werden, endlich gegen den Schmerz unempfindlich werden, und die Kunst lernen, ihre Tücke zu verheimlichen, und wenn sie auch darüber ertappt werden, sich heraus zu lügen wissen, so erhält ein Mensch, der sich schon öfters aus einer Gefahr herausgewunden hat, dadurch so viel Fertigkeit, daß er sich in ähnlichen Fällen allezeit zu helfen weiß.

Schlau geht mehr auf die Geistesalente zum Auffinden eines Vortheils, zum Vorhersehen der Gefahr, listig mehr auf die Anwendung der Mittel dafür oder dawider. Der Schlaue speculirt, der Listige setzt die Speculationen in Wirkung. Die Ambassade an Christum mit der Zinsmünze war schlaun, Judas Kuß listig.

Verschmiszt — wenn es anders ein rein deutscher Ausdruck ist — heißt, wer durch lange Übung die Fertigkeit erlangt hat, unter der Larve der Unschuld und Tugend seine Schelmenstreiche auszuüben.

Marinelli in Lessings Emilia Galotti ist ein verschmiszter Bösewicht.

Vernunft. Verstand. Einsicht. Genie.  
Geschmack.

So sehr oft im gemeinen Leben sowohl als in Schriften diese Ausdrücke mit einander verwechselt werden, so sehr verschieden sind sie ihrem Wesen nach.

Das Vermögen zu erkennen, zu begreifen, zu unterscheiden, Begriffe zu vergleichen, zu schließen ic. an und vor sich betrachtet als *abstractum* heißt Vernunft. Ist sie als Kraft und Vermögen in einem lebendigen Individuum, so heißt sie Verstand. Ich möchte auch Verstand mehr die Aeußerung oder Anwendung der Vernunft nennen.

Durch die Vernunft unterscheidet sich jeder Mensch von dem Thier, durch den Verstand unterscheiden sich die Menschen von einander.

Cajus hat mehr Verstand als Sempron, aber nicht mehr Vernunft. Diese letztere ist bey beyden gleich, aber nicht die Aeußerung, der Gebrauch derselben.

Mit Vernunft begabt kommen wir schon auf die Welt, aber der Verstand, die Entwicklung der Vernunft, kommt nicht vor den Jahren.

Einsicht ist Wirkung, Aeußerung der Verstandeskraft, genaue und deutliche, durch Nachdenken und Unterricht erlangte Kenntniß von der wesentlichen Beschaffenheit, den Ursachen und Wirkungen eines Dinges.

Der Philolog und der Bauer haben jeder seine Einsichten, aber keiner von ihnen die des andern; daher die Regel: *ne furor ultra crepidam!*

Einsicht heißt auch Geschicklichkeit, die Kenntnisse als Materialien, welche sich die Seele gesammelt hat, zu ordnen und gebrauchen. Zur Einsicht wird mehr Verstand und Geistesanlage, zu Kenntnissen mehr Fleiß und Uebung erfordert.

Genie hat uns einmal in unserer Muttersprache das Bürgerrecht erhalten und verdient daher hier einen Platz.

Es besteht dasselbe in einer vorzüglichen Leichtigkeit und Fertigkeit der Seele, ihre jedesmaligen Ideen auf einen Gegenstand zu leiten, in einer vorzüglichen Geistesstärke Begriffe aufzufassen, darzustellen, und durch Verblindung ihnen unerwarteten Reiz zu geben.

Geschmack ist Schönheitsgefühl. Aembert definiert ihn durch *sensiment delicat et convenant*, Genie Debos durch Geschicklichkeit, gewisse Dinge leicht zu verrichten \*).

Geschmack ist nicht immer ohne Genie; doch kann z. B. jemand ein gutes Gehör und Geschmack in der Musik zeigen, ohne noch eigentlich Genie dazu zu haben. Das Genie bringt die Dinge hervor, der Geschmack ordnet sie.

Die Bestandtheile des Genie's sind 1) beständiger Erleb und Hinwirken auf gewisse Ideen zu ihrer Darstellung, 2) leichter und fruchtbarer Witz, 3) gereifte Urtheilskraft, 4) Geistesgegenwart (*contenance*), 5) körperliche oder geistige Stärke, Schnellkraft, *vidua vis animi*, 6) Erfindungsgabe.

Die Eigenschaften des Geschmacks sind: a) Empfindlichkeit, Reizbarkeit für alles Schöne, weil es schön ist. b) Feinheit — wenn nemlich nicht nur Sinn und Einbildungskraft, sondern auch Verstand und Herz arbeiten. c) Richtigkeit, die auf bewährten Grundsätzen beruht.

Resultat. Genie wird gebraucht *subjective* von Naturanlagen — Rousseau, Mozart sind Genie's in der Musik — aber Geschmack mehr *objective*, von Dingen, die Geschmack verrathen; so sagt man: Geschmackvoll, Geschmacklos, aber nicht Genievoll, Genielos. Sie

\*) Diese Definition scheint sehr zu hinken, und erschöpft den Begriff des Wortes bei weitem nicht.

verhalten sich also gewissermaßen zu einander, wie Ursache und Wirkung.

In den Produkten des Genie's herrscht Geschmack.

Das Genie wird geboren, der Geschmack wird gebildet.

### Vernünftig. Verständig.

Diese beyden sind in gewissen Betracht eben so von einander verschieden, wie Vernunft und Einsicht.

Ein vernünftiger Mann handelt nach seiner besten Ueberzeugung — ein verständiger nach Einsicht und Erfahrung.

Eine vernünftige Rede, die keine Widersprüche oder Absurditäten enthält — eine verständige, die viel Kenntniß und Einsicht in den abgehandelten Gegenstand verräth; daher sagt man ein Kunstverständiger, aber nicht Kunstvernünftiger.

### Verständlich. Deutlich. Klar. Hell.

Alle diese Epitheten zeigen an, daß man die Merkmale einer Sache deutlich unterscheiden kann. Sie gehen eigentlich auf den innern Sinn, und von den äußern nur auf das Gehör und Gesicht. Man riecht nicht deutlich oder klar, aber man hört deutlich und sieht klar.

Verständlich spricht derjenige, welcher die Silben eines jeden Wortes deutlich und rein, nicht durch die Nase oder die Zähne, ausspricht. Von einem solchen sagt man auch, er spricht vernehmlich; man kann ihn verstehen.

Eine verständliche Rede oder Abhandlung ist, in welcher nicht nur ein vernünftiger Sinn, und keine Widersprüche

sind, sondern worin dieser Sinn auch richtig und durch verständliche Worte in einer natürlichen Verbindung der Sätze ausgedrückt ist. Es kann einer Jacob Böhms unverständliches Zeug sehr verständlich ablesen, und ein unverständlicher Prediger eine sehr verständliche Predigt halten.

Deutlich ist etwas, wenn man seine wesentlichen Merkmale unterscheiden kann. Cajus spricht verständlich und schreibt eine deutliche Hand.

Ich sehe in der Ferne einen Gegenstand, aber ich kann nicht unterscheiden, was es ist. Ich komme ihm näher und erkenne, daß es ein Mensch ist und in diesem Betracht hab' ich eine deutliche Erkenntniß. Ich nähere mich ihm immer mehr und sehe, daß es eine Manusperson, und erkenne endlich gar, daß es mein Freund Titus ist — nun ist mir der Gegenstand klar, da ich ihn von allen andern unterscheiden und auch die kleinsten Merkmale erkennen kann \*).

Ein Ganzes, das aus vielen kleinen Theilen besteht, die man nur mit Mühe von einander unterscheiden kann, ist klar, z. B. ein klares Garn, ein klarer Druck, eine klare Stimme u. Eine Stimme kann klar seyn und ist doch nicht helle, wenn sie nicht rein und stark genug ist.

Helle und klar verhalten sich zusammen wie Ursach und Wirkung. Licht macht helle, macht daß man die Gegenstände von einander unterscheiden kann, bewirkt Klarheit.

\*) Nach einigen ist klar weniger als deutlich. Sie behaupten: Klar ist mir eine Sache, wenn ich sie von andern unterscheiden kann, wenn ich aber die innern Merkmale einer Sache von einander unterscheiden kann, so hab' ich von ihr einen deutlichen Begriff.

Dem hellen Himmel seh' ich den Brocken klar, ent-  
wölkt und höre die Kanonen deutlich, welche auf seiner  
Spitze abgebrannt werden \*).

Ein heller Kopf sieht klar und hat eine klare und  
deutliche Erkenntniß.

### Pflicht, Schuldigkeit, Obliegenheit.

Der Grund von diesen allen ist Verbindlichkeit. Pflicht ist mehr als Schuldigkeit. Es ist Pflicht für mich, meine Kinder zu versorgen, und Schuldigkeit dem zu danken, der mich grüßt. Eine Handlung wird für mich Pflicht in Rücksicht meines Verhältnisses zum Staat, da sie ohne dasselbe nur Schuldigkeit seyn kann. Es ist z. B. meine Schuldigkeit einen kranken Freund zu besuchen; ist derselbe mein Reichthum, so wird dieser Besuch für mich Pflicht. Schuldigkeit gründet sich mehr auf Verbindlichkeit, die ihren Grund in Abhängigkeit von einem andern, oder in dem Genuß mir von ihm erzeigter Wohlthaten hat; Pflicht ist die Beobachtung dessen, wozu ich mich unter gewissen Bedingungen verbindlich mache. Höflichkeit gegen meine Obern ist Schuldigkeit, Amtstreue ist Pflicht.

Obliegenheit, mehr ein juristisches Wort, zeigt eine Verbindlichkeit an, etwas zu thun oder zu leiden, zu deren Erfüllung man gezwungen werden kann. Eine Servitut, die auf meinem Hause haftet, ist eine Obliegenheit für mich, etwas zu thun oder zu leiden.

Es kann etwas Pflicht für mich werden durch ein besou-  
deres Verhältniß, was ohne dasselbe nicht einmal Schuldig-

\*) Deutlich sollte meines Erachtens nur auf Ein en Sinn angewendet werden, entweder auf das Gesicht oder Gehör alia.

Zeit für mich ist. Z. B. ich bin nicht schuldig Schulden zu bezahlen, die ohne mein Wissen und Einwilligung gemacht worden sind, aber die Liebe macht es mir zur Pflicht meiner Eltern Schulden zu bezahlen, um ihre Ehre zu tilgen.

### Unterweisen. Unterrichten. Lehren.

Unterweisen wird von den ersten Anfangsgründen gebraucht, als im Lesen, im Schreiben u. unterweisen.

Unterrichten wird von Wissenschaften und Künsten gebraucht. Man unterweist Kinder und unterrichtet Jünglinge.

Lehren heißt einen nach gewissen Prinzipien unterrichten; daher kommt Lehrbuch, Lehrmethode, Lehrjunge, Lehrjahre, Lehrstuhl.

Ein A. D. C. Buch ist eine Unterweisung zum Lesen — ein anderes Buch ist unterrichtend, weil es mich viele Dinge lehrt, die ich noch nicht weiß, ein drittes belehrend, es zeigt mir Wahrheit und Irthum durch Gegeneinanderstellung im rechten Lichte \*).

### Gewahrwerden. Erblicken. Sehen.

Der erste Augenblick, in welchem ein Gegenstand meinen Sehnerven trifft, so daß ich mir es bewußt bin, heißt gewahr werden. Ich gehe spazieren und werde einen Hasen

\*) Ein auffallender, in manchen deutschen Provinzen auffallender Sprachfehler ist die Verwechslung des Wortes Lernen mit Lehren, als: er hat mir das gelernt, Ratt: er hat mich das gelehrt. Ich selbst lerne, und lehre einen andern. Wer selbst nichts gelernt hat, kann andern nicht lehren.



gewahr — ich bin auf der Jagd gewesen, ohne einen Hasen zu sehen.

Erblicken scheint mir schon eher ein vorsehlisches Gewahrwerden, ein Suchen der Augen anzudeuten. Man blickt nach etwas, sieht sich darnach um, und wenn der Blick die Sache trifft, erblickt man sie. Er läßt sich nicht blicken.

Sehen ist das Allgemeine, bey dem man sich wirkend und leidend verhält. Ich sehe einen Baum, ich mag wollen oder nicht — aber ich sehe etwas an, nach etwas.

Ich sehe zum Fenster hinaus und erblicke eine Kutsche, und werde im Vorbeyfahren derselben darlunen meinen Freund Cajus gewahr.

### Handeln. Thun.

Diese beyden Ausdrücke möchten wohl bloß aus dem Sprachgebrauch zu bestimmen seyn. Nur ist zu bemerken, daß man sagt z. B. edel handeln und Gutes thun, daß also handeln mehr ein Adverb, thun mehr ein Adjectiv bey sich hat.

Das Thun zeigt oft bloß das Formelle der Handlung an, als Abbiten, ist Handlung, Abbitte thun, zeigt das Formelle der Handlung an.

### Weib. Frau.

Das erste ist der Name des ganzen Geschlechts, das zweyte ein Titel. Jede Frau ist ein Weib, aber nicht umgekehrt.

Gebrechlichkeit, sagt Hamlet, dein Name ist Weib. Er sagt aber nicht: dein Name ist Frau.

Eine Person, die nicht männlichen Geschlechts ist, heißt Weib; ist sie unverheyrathet, heißt sie Jungfer oder Mädchen, ist sie Gattin eines Mannes, so heißt sie Frau \*).

In den niedern Volksklassen heißt zwar die Frau im Ehestande Eheweib — ja der feine Mann sagt selbst zuweilen mein Weib, sobald aber die feine, oder nur die kultivirte Welt in Steln zusammen spricht, heißt es Frau. Meine Frau ist ein gutes Weib, ist ganz richtig gesprochen.

Der Name Frauenzimmer, um das genus foemininum anzuzeigen, ist absurd, und ohne alle etymologische und philosophische Gründe. Weibsen gefällt mir besser. In unserer alten teutschen Muttersprache muß Frau so viel als Weibsen geheißen haben, ohne jedoch von der niedern Volksklasse üblich gewesen zu seyn. So hießen die unverheyratheten Prinzessinnen Fräulein, daher Fräuleinssteuer \*\*).

### Herrschen. Regieren.

Das erste zeigt mehr den Besitz, das letztere mehr den Gebrauch an. Jeder Regent herrscht, d. i. hat die Oberherrschaft, aber nicht jeder regiert, nicht jeder weiß seiner Untergebenen Handlungen zum allgemeinen Besten zu lenken. Ich möchte also im Allgemeinen lieber sagen: er hat so und so lange geherrscht, statt regiert. Das Regieren sollte die Folge des Herrschens seyn.

Ein

\*) Luther übersetzt ganz richtig 1 Mos. 2, 22. Gott bauete ein Weib aus des Mannes Ripbe, denn bei ihrer Entstehung war sie noch nicht Adams Frau, denn erst nachher heißt es, er brachte sie zu ihm, (gab sie ihm). Man sagt auch: das weibliche Geschlecht, nicht das Frauengeschlecht.

\*\*\*) Auch sagt man Frauenkist, lieber aber Weiberleben, als Frauenleben.

Ein starker Reuter herrscht über sein Pferd, kann es bändigen, ist Meister über dasselbe — ein guter Reuter kann es mit dem kleinen Finger regieren und leiten nach seinem Gefallen.

Herrschen heißt auch oft so viel als, allgemein oder in großer Menge vorhanden seyn, die Oberhand haben. So sagt man: es herrscht eine Windstille, eine Krankheit, ein Grundsatz, der die Gemüther der Menschen und ihre Handlungen regiert. Die herrschende Religion ist die, welcher die meisten Einwohner zugethan sind.

So heißt auch oft regierend nur so viel, als der gerade jetzt die Formaltäten der Gerechtkeitspflege zu beobachten hat. S. B. der regierende Bürgermeister.

Das Herrschen zeigt mehr das Bestreben oder die Fähigkeit, den andern nach seinem Willen zu lenken an — aber das Regieren setzt schon Neigung von der vorgeschriebenen Bahn abzuweichen bey dem zu regierenden Theil voraus, und da heißt denn regieren (regere oder reagere) herumlenken, eine Kraft nach seinem Belieben anwenden. Ein Schwerdt regieren.

Der Mann soll herrschen, die Frau regieren \*).

Sonst spricht man herrschen über Völker, und ein Land, ein Pferd u. regieren. Wer herrscht, kann durch Gewalt zwingen, regieren geschieht durch Gründe. Alexander herrschte — Titus regierte.

### Barmherzigkeit. Mitleiden.

Die warme, gefühlvolle Empfindung ums Herz bey dem Anblick eines Elenden heißt Barmherzigkeit, fühlt man

\* Ueber die Ehe.

sein Elend selbst und er dauert uns, so ist dies Mitleiden. Dieses ist mehr leidend, jene mehr thätig. Man bezeugt Mitleiden und erzeigt Barmherzigkeit. Das Mitleiden bey dem Anblick eines Elenden leitet meine Hand in den Beutel, um ihm etwas zu geben, dies ist ein Werk der Barmherzigkeit.

Man bemitleidet Leidende, Kranke, Verfolgte, aber man ist barmherzig gegen Arme oder Verbrecher.

Jesus weint über Jerusalem, dies ist Mitleiden — er starb für uns aus Barmherzigkeit.

#### Fromm. Gottesfürchtig.

Fromm heißt oft nur so viel, als ruhig, stille, nicht lärmend oder feindlich handelnd. Z. B. ein frommes Pferd, ein frommes Kind, dies letztere schreyet und weinet nicht viel, das erstere ist nicht wild.

Fromm heißt auch seiner Pflicht getreu, gottesfürchtig religiös nach Grundsätzen.

Man sagt die fromme Einfalt und der gottesfürchtige Heide. Der Fromme hat mehr Glauben, der Gottesfürchtige übt mehr gute Werke aus.

M. W. L. Steinbrenner.

## IV.

## Ueber

die Klage: daß die Welt immer schlechter werde.

„Fast wär' es ein Wunder, wenn der Erdensohn, welcher  
 „an der Einrichtung der Dinge in der Welt, an seinen und  
 „anderer Schicksalen, so Manches auszu sehen hat, ganz mit  
 „seinem irdischen Zustande zufrieden seyn sollte. Er, der mit  
 „so geschärftem Blick die Unvollkommenheiten dieses Lebens  
 „bemerkt, und es so oft inne wird, daß er mit einem zer-  
 „brechlichen Wanderstab nicht immer lächelnde Fluren, anmu-  
 „thige Gefilde, sondern auch traurige Gegenden durchwandelt;  
 „er, der sich auf dem Meere des Lebens so oft durch drohende  
 „Orkane in Lebensgefahr befindet; er, der so selten unter  
 „einem ungetrübten Himmel wandelt und vor dem betäubend-  
 „den Donner mit seinem zerschmetternden Blitze so wenig ge-  
 „sichert ist; er also, ein so sehr empfindsames, von allen  
 „Seiten so leicht verwundbares Geschöpf, wie sollte er wohl  
 „gleichgültig dabey seyn, sich unbewaffnet auf einen Kampf-  
 „platz versetzt zu sehen, wo er's mit tausend unerwarteten  
 „Feinden seiner Ruhe aufsuchen muß? Und dieser Um-  
 „st' ist's nicht allein, welcher dem Mismuth des Sterblichen

„seiner Sehnsucht nach etwas Bessern Nahrung giebt, son-  
 „dern auch noch andere, mit jenen gleichen Schritt haltende,  
 „Unvollkommenheiten. Hier wird die Tugend verlästert, dort  
 „stehet man den Bösewicht siegen; hier weinet die Unschuld  
 „untröstlich unter jauchzenden Frohlocken des Betrügers, dort  
 „hebt der Stolge, Aufgeblasene sein Haupt empor; hier win-  
 „selt der Elende in Kummer und Noth und verseufzt unter'm  
 „Drucke der Armuth sein mühevolltes Leben, indeß dort der  
 „wolüstige Schwelger in prassenden Ausschweifungen fort-  
 „schwärmt; hier hat der Arbeitsame, Unverdroffene in seinem  
 „Beruf, kaum so viel, womit er sich kleiden und erwärmen  
 „kann, dort lebt der geschäftlose Müßiggänger im überströ-  
 „menden Ueberfluß; der Eine hat sich durch unzählige Hin-  
 „dernisse hindurch zu arbeiten, findet mit jedem Schritte neue  
 „Anhdhen, die hinaufzuklimmen er zu schwach ist, Widers-  
 „prüche, denen entgegenzuarbeiten ihm die Klugheit verbietet,  
 „der Andere gelangt auf dem verdienstlosen Wege der Geburt,  
 „des Ranges und Standes zu einer glänzenden Höhe, und  
 „findet auf einer unglaublichen Ebene Hülle und Fülle; dieser  
 „säet, jener ärndtet; dieser stirbt frisch und gesund in allem  
 „Reichthum und voller Genüge, jener aber mit betrübter  
 „Seele, und hat fast nie mit Freuden gegessen. Ueberall sind  
 „schelternde Entwürfe, drückende Noth, beugender Kummer,  
 „Verfolgung und Spott, wenn auch in ungleichem Maaße,  
 „das Theil der Menschen; überall ist das Jammerthal, worin  
 „keiner vor Trostlosigkeit, Unglück und gänzlicher Niederlage  
 „gesichert ist. Von der Wiege bis zur Bahre ist der Mensch  
 „ein Ball des Schicksals, ein trauriger Zuschauer der verwor-  
 „rensten Auftritte. Und wenn es gleich das Ansehen hat, als  
 „wenn mancher Freudegenuß, manche frohe Aussicht und besel-

„bende Hofnung den dunkeln Horizont seines irdischen Zustan-  
 „des erleuchtete, so sind doch die glücklichsten Stunden nie  
 „frey von unangenehmen Gefährten und bitteren Zusätzen. Der  
 „stärkende Kelch wird dem Schwachen gereicht, um ihn zu  
 „neuen Leiden vorzubereiten, und jeder leuchtende Strahl,  
 „der seinen Gesichtskreis erhellet, ist ein täuschendes Irrlicht,  
 „das ihm die nahen Abgründe verbirgt. Welch eine Welt!  
 „welch ein unsicheres, höchst gefährliches Land für so große,  
 „so hochgepriesene Glückseligkeit bestimmte, und doch, in aller  
 „Absicht, sich so unglücklich führende Geschöpfe! Mein! da  
 „lobe ich mir, mit jenem Weisen des Orients, die Todten  
 „mehr, denn die Lebendigen, daß sie allen Uebeln, allen  
 „verwickelten Begegnissen entrisen sind.“

Aus diesem, ganz einseitigen, Gesichtspunkte betrachtet  
 der unzufriedene Sterbliche so oft sein irdisches Loos. In me-  
 lancholischen Beobachtungen vertieft, hält er die Bewohner  
 der Unterwelt für Geschöpfe, die dazu verdammt sind, all-  
 gemach durch stürmische Schicksale aufgerieben zu werden.  
 Ist's ein Wunder, wenn ein Extrem das andere gebiert, und  
 der finstere Standpunkt, aus welchem er diese Welt mit allen  
 ihren Veränderungen beobachtet, nur einen traurigen, nie-  
 derschlagenden Anblick gewährt? Ein Wunder, wenn das  
 Schlechterwerden der Dinge eine nothwendige Schluß-  
 folge wird, sobald überspannte Vorstellungen von dem Un-  
 stößigen und zweckwidrig Scheinenden in der Welt die Prä-  
 missen darbieten? Dem Erdebewohner ist in dieser Lage noch  
 zu vieles zu wünschen übrig, als daß er auf Verbesserung,  
 oder wohl gar auf Hinwegräumung der sich so sehr anhäufen-  
 den Unvollkommenheiten hoffen dürfte.

Es ist daher der Mühe werth, den eigentlichen Gegenstand seiner Klage näher zu beleuchten, und seine Vorstellungsart, die auf die Ruhe des Gemüths einen so zerstörenden Einfluß hat, - wo möglich, der Wahrheit näher zu bringen.

Ich werde dabey folgende Ordnung beobachten, daß ich sowohl über das Alterthum und die Ursachen dieser Klage, als über die Schwierigkeiten, die sich ihrer Rechtfertigung entgegenstellen, meine Gedanken entwerfen will.

Es ist aber nicht meine Absicht, die vorigen, vom Unvollkommenen dieser Welt hergenommenen, Einwendungen und Bedenklichkeiten zum Hauptgegenstand der Untersuchung zu machen, da ich theils keine Theodicee schreibe, theils auch die Betrachtungen über die Uebel in der Welt nicht eigentliche Beweise des Schlechterwerdens derselben liefern. Sie setzen nur das Gemüth in eine übele Stimmung, umwölken die Phantasie, und lassen nichts Gutes ahnden. Da schließt denn der Mensch so gerne vom Gegenwärtigen aufs Zukünftige, und spricht: es ist jetzt schon so arg, wie arg kann's nicht noch werden!

#### I.

Die Redensart: Die Welt wird immer schlechter, ist figürlich, und mit einer ähnlichen: Die Zeiten werden immer schlimmer, nicht völlig gleichbedeutend. Jene bezeichnet bloß die moralischen Zerrüttungen und zunehmende Verdorbenheit des menschlichen Geschlechts; diese den moralischen und physischen Verfall zugleich. Wenn der Kaufmann, Manufakturist, in ihren Geschäften keinen erwünschten Fortgang sehen, so klagen sie nicht über die schlechte Welt, son-



bern über schlechte Zeiten. Die letztere Redensart wird indessen auch gebraucht, wenn der Ueberblick des menschlichen Zustandes überhaupt nicht zu Gunsten des Zeitalters ausfällt. Da sie aber beyde eine gleiche Anschuldigung enthalten, mithin in gleicher Verantwortung stehen, so leiden sie sehr wohl eine gemeinschaftliche Prüfung; jedoch, daß ihre Zusammenstellung nicht auf Kosten der Deutlichkeit und Bestimmtheit geschehe.

Die Idee von der zunehmenden Verschlimmerung der Menschen und dem Laufe der Dinge, läßt sich sehr wohl als ein allgemein naturalisirter Volksglaube gedenken, dessen Existenz sich in's Dunkel der entferntesten Vorzeit verliert. Ihr hohes Alterthum möchte fast beweisen, daß sie ein nothwendiges Produkt der allmähligten Geistesentwicklung, mithin schon in den Anlagen der menschlichen Natur gegründet sey. Man findet sie in den historischen Nachrichten der ältesten Völker, in den Werken der ältesten Dichtkunst, in den Ueberbleibseln der ältesten Volksfagen, so daß sie ein gemeinschaftliches Produkt alles Denkens und Empfindens zu seyn scheint. Dabey war's nun sehr natürlich, daß man irgend eine Zeit sich dachte, die besser als die gewesen wäre, über welche man klagte. Der Geschichtschreiber und der Dichter läßt daher auch alles vom Guten, von einem goldenen Zeitalter, von einem paradisischen Zustande anfangen. Dieses Glück schwindet aber bald, gleich einem angenehmen Traume, und der Verfall in's moralische und physische Böse ist unaufhaltjam \*). Die Menschen werden immer verkehrter, ruch-

§ 4

\*) Mehr hieher Gehöriges in der Berl. Monatschrift April 1793. Seite 323.

loser, das Zeitalter wird zur Beförderung ihrer Glückseligkeit immer untauglicher, und es ist nichts weiter übrig als seine irdische Existenz zu beweißen und seinem Herzen durch fortgesetzte Sauszer Lust zu verschaffen. Daher vielleicht auch die frühern Jeremiaden über die Unsittlichkeit und Unbittsamskeit der Juden, ihre Nationalsehnsucht, bald nach egyptischen Fleischköpfen, bald nach einem bessern, Klavenfreien Zustande; daher das *felix Troes* der Griechen und das *tempora expectamus meliora* der Latiner; daher das Heer der Klagen über die Verwirrung in den menschlichen Schicksalen, das empörende Geräusch über die Schlechtigkeit des Zeitalters; alles Ausbrüche menschlicher Empfindungen, die beydes, wahr und falsch seyn können. Es ist eben das, was Horaz mit dem weissagenden Ausspruch der sechsten Ode im zten Buch rühmet:

*Damnosa quid non imminuit dies?  
Aetas parentum, pejor avis, tulit  
Nos nequiores, mox daturos  
Progeniem vitiosiore.*

Auch liefern die ältern christlichen Kirchenlieder, in welchem die angeblich wachsende moralische Korruption und die immer lasterhafter werdenden Ausbrüche menschlicher Leidenschaften so oft als sichere Zeichen der Annäherung des jüngsten Tages geschildert werden, keinen verwerflichen Beweis von der gangbaren Lieblingsidee des Schlechterwerdens der Menschen. Nicht minder möchte auch wohl der Umstand, daß sie diese Gesänge desto geistreicher fanden, jemehr sie alles Irdbliche und alle Anhänglichkeit an dasselbe mit der Sittlichkeit in Widerspruch setzten und das Land der Sterblichen als ein

wüßtes Sibirien herausstreichen, worin der neugeborene Säugling, wie der Greis, nur gerechte Ursachen des Jammerns finde; so möchte, sag' ich, auch dieser Umstand wohl keine vortheilhaften Begriffe von ihrer Werthschätzung der Zeiten geben. Ihre Meinung in diesem Stück war so übereinstimmend, daß sie in den Gemeinspruch überging:

Man fragt nach guten Leuten, wo sind sie?

Man wünschet bessere Zeiten, wann kommen sie?

Diese Art, über die Moralität und den Lauf der Zeiten zu philosophiren, war aber nichts weniger als eine ausschließende Charakteristik des Alterthums. Auch in unsern Tagen findet die Meinung von der steigenden Verdorbenheit von Geschlecht zu Geschlecht vielen Beyfall. Wie bekannt sind die schreyenden Klagelieder über die Unzuverlässigkeit der Menschen, über den Verlust der Treue, des Glaubens, der alten Biederkeit und Bravheit, nach welcher ein Händedruck mehr gewesen seyn soll, als jetzt der feyerlichste Eid, über die herrschende Gemeltheit, andere zu hintergehen, zu verkümmern und zu betrügen, über die allgemeine Haabgier, die alle Rücksichten ausschließt, und was dergleichen Gemelnplätze mehr sind. In verbis sumus faciles. — Dieser Angabe nach, weiß man also, wo man nunmehr das non plus ultra aller Moralität zu suchen habe, nemlich bey unsern altdutschen Vorfahren. Ob das wahr sey oder nicht?

Dieser Geist der Verachtung athmet auch in manchen Volksliedern und Skolien, worunter sich das Erlösals: Die Zeiten Brüder sind nicht mehr, als ein wahres Behikel aller Uebertreibungen in diesem Stück, auszeichnet. Es scheint daher das omiröse Geschrey von der Sitten- und Zeitenverderbniß ein

wahres Erbgut zu seyn, welches die jedesmalige Vorwelt der Nachkommenschaft treu und unverfälscht hinterlassen hat. Vor uns war's wenigstens so, nach uns wird's nicht anders seyn. Die Zeiten, die wir verachten, werden unsere Nachkommen loben; und so wird ein Jeder in seinem Zeitalter den Verlust des goldnen finden.

Ein so allgemeiner Einklang der Menschheit in ihren Urtheilen kann indessen doch nicht ohne veranlassende Ursachen gedacht werden. Es entsteht also die Frage: wie sind die Menschen darauf gekommen, ihr jedesmaliges Zeitalter an Mängeln und Unvollkommenheiten jeder Art zunehmen zu lassen? Was gab ihnen Gelegenheit, das Gegenwärtige zu verachten und die Vorzeit zu loben, wenn sie zwischen beyden die Parallele zogen? Die Frage ist wichtig und des unparteyischen Nachdenkens werth!

## II.

Es ist nicht zu läugnen, daß in der Beschaffenheit der Seltumstände manches liegen könne, was das Gegenwärtige vom Vergangenen merklich unterscheidet und das Uebergewicht des letztern vortheilhaft auszeichnet. Aberglaube, Fanatismus, Irreligion, herrschende Lasterhaftigkeit, blutige Verfolgungen, Ueberschwemmungen, Mißwachs, Hungersnoth, verheerende Kriege, epidemische Seuchen und andere Geißeln der Menschheit, geben gewiß, wenn sie da sind, in der Waagschale des menschlichen Zustandes keinen angenehmen Ausschlag. Der Satz also vom Rückfall des Zeitalters in's Schlimmere, kann, in diesem Sinne, allerdings seine historische Richtigkeit haben. Von der andern Seite ist's aber auch eben so evident, daß dieser Verfall menschlicher Glückseligkeit nur als

temporell und lokal, mithin keinesweges als ununterbrochen freisichend und allgemein gedacht werden könne, indem es bey der Abwesenheit jener Ursachen gar wohl möglich ist, daß gewisse Landstriche sich ihrer guten und glücklichen Zeiten rühmen können; indeß andere mehrere Ursachen haben, über die schlechten Zeiten Klagelieder anzustimmen. Und darin würde denn schon der unbillige Vorwurf, welcher den Zeiten überhaupt gemacht wird, seine Zurechtweisung finden. Es läßt sich aber noch auf einem andern Wege dies Geschäft vollenden, wenn man nemlich die Entstehungsart menschlicher Mißverständnisse mit ihren Zeiten nur etwas näher untersucht.

1) Hier kann man nun, ohne Gefahr zu irren, die Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem jedesmaligen Zustande, oder wenigstens die Beschaffenheit ihrer Wünsche in Anspruch nehmen. Wie weitumfassend sind nicht gewöhnlich diese letztern! wie bald gewöhnt sich nicht der Mensch an das, was er bereits besitzt, und wie nothwendig entsteht daher das Verlangen nach etwas Besserm, nach Veränderung seines Schicksals, nach erneuernder Mannigfaltigkeit seiner Freuden und Vergnügungen. Diese unaufhörliche Bewegung der menschlichen Begehrungstriebe hat freylich ihr überwiegendes Gute. Ohne sie würden alle Anlagen und Kräfte unserer Natur gänzlich unentwickelt bleiben, wir würden in Trägheit und freudenleerer Geschäftslosigkeit unser ganzes Leben verträumen und bald unseres einfachen Zustandes überdrüssig werden. Allein, der Mensch muß es auch wahrlich in der schweren Kunst, zu wünschen schon weit gebracht haben, er muß den züdringlichen Leidenschaften, die alles ungeprüft und flatterhaft wählen oder verwerfen, gehörige Grenzen anzuweisen verstehn

wenn ihm nicht jene Unstetigkeit und Veränderlichkeit seiner Wünsche gefährlich werden soll. In ihr liegt wenigstens die Hauptveranlassung zur Gleichgültigkeit gegen das Gegenwärtige und der, daher entspringenden, Sehnsucht nach dem Zukünftigen. Ich will davon nicht reden, daß der Leidende und Unglückliche an der Hoffnung nach dem Bessern seine einzige Stütze finde, und bey der Unmöglichkeit, immer bachantisch aus dem Freudenbecher zu zechen, nicht oft der Nuth sinke. Bey den sonderbaren Schwingungen des Schicksals hält es freylich oft schwer, das Gleichgewicht der Urtheile über die Zeiten aufrecht zu halten und zu verhüten, daß dieses sich nicht, wie gewöhnlich, nach den Eindrücken von aussen her modifizire. Das aber wollt' ich nur erwähnen, daß man alle Ursach habe, über die Beschaffenheit der Wünsche Prüfungen anzustellen, und ihnen besonders eine gewisse Stetigkeit anzugehöhn, ohne welche man sich selbst im Schooße des Ueberflusses unglücklich fühlen wird. Dagegen haben nun aber die Menschen immer gefehlt und dem Mißbehagen über die karglich auspendende Hand des Schicksals Raum gegeben. Statt also die Ursachen ihrer Zeitverachtung in sich selbst, in der Unerfahrenheit ihrer Begierden, in der Flüchtigkeit ihrer Wünsche zu suchen, fanden sie sie außer sich, in der Einrichtung der Dinge, in dem Mißlaufe ihrer Begegnisse, in der angeblichen Zunahme des Bösen in der Welt.

2) Eine andere Ursach der Zeitverachtung liegt in den mangelhaften Begriffen von Glück und Freuden und Werth des Lebens. Mancher freuet sich seiner Jugendjahre, und seufzt darüber, daß er jetzt nicht mehr im Stande sey, sich so herzlich zu freuen, wie ehemals. Das ist wahr. Die Puppe, die Rosinen und Mandeln am heil. Christfest verlies

ren in reifern Jahren ihre bezaubernden Reize. Woher das? Der Mensch begreift bald, daß sie nicht das Lebensglück allein ausmachen. Das gepukte Steckenpferd, worauf das Kind reitet und welches ein großer Gegenstand seiner Aufmerksamkeit ist, belächelt der Vater, warum? weil er ein besseres kennt. Und so ist es wahrlich mit allen Dingen in der Welt. Wir sollten doch nicht über das verflossene Lebensglück klagen, ohne zu überlegen, ob nicht ein besseres an dessen Stelle getreten sey, und nicht das Unvollkommene immer dem Vollkommnern Platz mache?

3) So ist auch der Umstand, daß man das menschliche Geschlecht nicht betrachtet, wie es ist, sondern wie es seyn sollte, eine öftere Veranlassung zu der Klage über dessen Verschlimmerung. Darin liegt nun ein Ansinnen, was wohl nie, nach seinem Umfange, in Erfüllung gehen dürfte. Man will das Geschlecht der Sterblichen ganz fehlerfrey, wenigstens auf eine Stufe der Moralität versetzt wissen, die der Unvollkommenheit seines Zustandes ganz unangemessen ist. Alle großen Ausbrüche des Irrthums, der Leidenschaften, des Leichtsinnes und Egoismus, sollen schlechterdings im Lande der Lebendigen unerhört seyn. Die zunehmende Kultur und Liebe zum Guten soll nicht stufenweise, nicht unmerklich, sondern sprungweise und auffallend seyn, bevor man sich vom Daseyn besserer Generationen überzeugen will. Aber ist das je so gewesen? und kann's in der irdischen Schule der successiven Ausbildung so seyn? Waren nicht die Fortschritte zum Bessern immer der Empfänglichkeit der Menschen und ihres individuellen Zustandes angemessen? und beleuchtete nicht erst nach und nach das Licht der Weisheit und Erkenntniß den Erdbörper? hier eher, dort später, hier Dämmerung, dort Mittag?

Und gesetzt, der Mensch würde auf seiner Laufbahn nie das, was der strenge Morallist verlangt, so müssen wir die Frage über die Bestimmbarkeit der Grenzen der menschlichen Vervollkommnung auch nicht für so unwichtig halten. Statt über die herrschende Fehlerhaftigkeit zu seufzen, müßte man untersuchen, ob die Menschen je fehlerlos gewesen sind, ob nicht alle bis jetzt den Erdkreis belastende Uebel in einem überschwänglichern Maaße bereits da gewesen sind, obs auch dem Menschen in seiner dermahligen Situation möglich ist, weiter zu kommen, und wie weit er kommen kann und soll? ehe man ihm alle Gradation zum Guten, alles Gefühl für's Edle und Schöne abspricht. Aber wer ist hier, der verständig sey? wer ist hier, der nach Weisheit frage?

4) Endlich ist der Schluß vom Einzelnen aufs Ganze nicht minder ein sehr ergiebiger Quell zur Verkleinerung der Zeiten und Sitten. In diesen Fehler verfällt der Land- und Geschäftsmann um so eher, da sein beschränkter Blick nur das beobachtet, was in dem engen Bezirk seines Geschäftskreises vorgehet. Ein unfruchtbares Jahr, wo er sich merklich in seiner Rechnung irret; ein unglücklicher Erfolg seiner Betriebamkeit, ein plötzliches Stocken in seinen Geschäften, eine schlechte, grausame, ihn noch nicht vorgekommene Handlung, eine Erfahrung von einem schlaunen Betrug oder leichtsinnigen Streich, ist ihm Veranlassung genug, Menschen und Zeiten schlecht und böse zu schelten. Da wundert er sich darüber, wie es doch in der Welt zugehe, und denkt nicht daran, daß es vor ihm schon Jahrtausende so gewesen ist, und durch diese und ähnliche Schwingungen menschlicher Auftritte der Ausspruch des Weisen nur eine neue Bestätigung erhalte: es geschlehet nichts Neues unter der Sonne!



Und wenn er gleich darin Recht haben kann, daß die Vorzeit, in mancher Hinsicht, wünschenswürdiger war, als die gegenwärtige, so irret er doch darin, daß er einzelne Beobachtungen und Erfahrungen zum Maasstab aller künftigen macht und die Beschaffenheit seiner oder Anderer Umstände als das Barometer menschlicher Glückseligkeit betrachtet. Der Schluß also vom Einzelnen aufs Ganze ist äußerst unsicher und fehlerhaft. Das kann auch noch folgendes Beispiel beweisen.

Es ist bekannt, daß man jetzt anfängt, das Schlechterwerden der deutschen Nation zu behaupten und ihren offenbaren Mißfall ausser Zweifel zu setzen. Man legt ihr vorzüglich zur Last, daß sie sich von ihrer ursprünglichen Würde je länger je weiter entferne und alle charakteristische Züge, wodurch sie sich ehemals vor allen andern Nationen auszeichnete, verloren habe \*). Die Vorwürfe, mit welchen sie es aufzurechnen hat, sind vorzüglich hergenommen von ihrer luxuriösen und ausschweifenden Lebensart, von ihrer verhärteten, empfindelnden Weichlichkeit und von dem Verlust ihrer ehemaligen Bravheit, Redlichkeit und Biederkeit. Ist's hier aber nicht offenbar, daß der Schluß vom Einzelnen auf das Ganze gemacht und die angebliche Entartung ohne Unterschied der ganzen Nation angedichtet wird, da sie doch nur von einzelnen Individuen und großen Städten gelten kann? Ich will nichts weiter von der Wahrheit dieser Anschuldigung erwähnen; will nicht die deutschen Zeitalter durchlaufen, um den glänzenden Abstieg des jetzigen vor allen übrigen augenfällig zu machen; will nicht der rohen, nur dem Naturmenschen eigenen, Lebensart der alten Deutschen, die sie aller Wildsamkeit unfähig machte,

\*) Teutscher Merkur No. 111. Stück 7. 1793.

nicht ihres Faustrechts Erwähnung thun, das allein die Rechtsmäßigkeit der Ansprüche entschied; auch will ich nicht der Selten ~~des~~ Fanatismus, Religionshasses und der Barbarey gedenken, die vor Luthern den Charakter des Volks verunstalteten und das ganze Land verheerten; und nichts davon weiter sagen, daß jetzt der Deutsche als Krieger, als Gelehrter und Denker, als Manufakturist und überhaupt als werthzuschätzender Weltbürger schon längst auf einer glänzenden, sonst nie erreichten, von vielen Andern bewunderten Höhe stehe. Das aber will ich ganz vorzüglich bemerken, daß man nicht den jetzigen Nationalcharakter der Nation nach der ungeschäftigen, schwelgenden und lasterliebenden Lebensweise einzelner Mitglieder bestimmen müsse; ein Verfahren, welches sich der bey weitem erheblichere Theil des platten Landes, beyderley Geschlechts, wohl sehr verbitten möchte. Ich, meines Orts, gestehe gerne, daß wenn die jetzigen Germanen, bey welchen noch immer die Redlichkeit und alte deutsche Biederkeit und Treue zu Hause ist, in den ungeheuern Weltrevolutionen als Beispiel aufgestellt werden sollten, sie, vorzüglich seit Gutenberg und Luthern, wohl das allmähltige Hinaufrücken der Welt zum Vollkommenern, keinesweges aber den Rückfall derselben in's Schlimmere beweisen. Haben sie in der Kenntniß und Ausübung mancher Laster, des zerstörenden Luxus und Leichtsinnes, besonders seit ihrer Bekanntschaft mit den Galliern, zugenommen, so sind diese Unvollkommenheiten noch lange keine Nationalfehler der Deutschen, und wegen das Gute bey weitem nicht auf, was seitdem auf ihrem Boden in mannigfaltigen Gestalten zur Reife gediehen ist. So viel davon?

Nach

Nach diesen Untersuchungen sehen wir nun, wie es mit den Quellen beschaffen ist, aus welchen die Meinung der Menschen über das Schlechterwerden der Zeiten und Sitten von jeher entstanden ist und noch entsteht. Sie sind sämmtlich trübe, unzuverlässig und haben nicht die mindeste Haltung. Das ist auch schon daraus ersichtlich, daß die Idee des Fortschreitens zum Schlimmern besonders in den Hütten der Niedrigen, oder in den Köpfen des melancholischen Tiefsinnes und bey außerordentlich Leidenden und Unglücklichen heimisch ist. Denn auf dem Boden erträglicher Schicksale und einer gesunden, überlegenden und von Vorurtheilen freyen Vernunft hat sie noch nie ein gedeihliches Fortkommen gefunden. Und wie sollte das auch möglich seyn, da die Behauptung derselben mit gewiß nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

### III.

Die erste ist, daß man bey der Klage über die immer zunehmende Verunstaltung der Menschen und Zeiten eine Allgemeinheit und Fortdauer annimmt, die sich mit nichts, auch nur wahrscheinlich machen läßt. Unläugbar müßte hier die Geschichte das Ihrige thun und Thatfachen liefern, aus welchen es unwiderleglich würde, daß irgend eine Zeit vorhanden gewesen sey, wo Menschen und ihr Zeitalter im Ganzen, — denn von einzelnen Nationen ist der mögliche Fall bereits zugegeben, — immer unvollkommener und sittenloser geworden wären. Wenn dieses auch nicht den fernern Fortgang zur Unvollkommenheit bewiese, so wäre doch wenigstens die Möglichkeit desselben außer Zweifel. Nun schildert aber die Geschichte den politischen und sittlichen Zustand der Nationen

als sehr veränderlich und, wie alles in der Welt, dem Unbestande unterworfen. Hier Aufklärung, dort Barbarey; hier Licht, dort Finsterniß. Bald hat Apoll seinen Sitz in Griechenland und Rom, bald in den dunkeln Gegenden des Abendlandes. Es fehlen uns also alle historischen Belege, aus welchen der Gegenstand jener Klage auch nur analogisch-wahrscheinlich würde. Dazu kommt noch, daß in der Verschlimmerung menschlicher Dinge ein ununterbrochener Fortgang — progressus in infinitum — angenommen wird, welcher selbst bey dem größten Ubschwicht, ohne Annäherung der Unwissenheit, nicht vorausgesetzt werden kann. Noch schwieriger aber muß diese Behauptung werden, wenn sie eine ganze Nation, oder wohl gar die ganze vernünftige Schöpfung trifft, da es schlechterdings ausserhalb dem Gebiet des menschlichen Wissens liegt, zu bestimmen, ob und wie lange sie in ihrer angeblichen Ohnmacht beharren, und wann sie den Zeitpunkt ihrer moralischen Auferstehung erreichen werde und könne?

Die Behauptung jenes Satzes bekommt aber auch dadurch noch eine neue Schwierigkeit, daß er das Uebergewicht des Bösen in der Welt voraussetzt. Wäre des Guten mehr, so müßte es mit Menschen und Zeiten, wenigstens im Durchschnitt, besser werden; da aber das Böse obsiegt, so muß auch wohl dieser Feind der stärkere seyn. Das ist wenigstens der Inhalt jener Klage, oder sie hat keinen. Nun sind aber alle Moralisten und Philosophen und alle die, welche über die Weltbegebenheiten im Kleinen wie im Großen, im Natur- wie im Selbsterreiche partheylose Reflexionen angestellt haben, darin einstimmlig, daß das Gute bey weitem das Böse übertreffe, z. E. mehr angenehme Tage als unangenehme,

mehr Sonnenschein als Regen und Sturm, mehr Gesundheit als Krankheit, mehr Liebe zum Guten und Schönen als zum Bösen und Häßlichen, — daß also Unordnung, Verwirrung und Disharmonie in Gottes Reich nur Ausnahmen von der Regel seyen, — und es also nicht abzusehen sey, wie der Hohnspruch gerechtfertigt werden könne, der durch die Annahme des Gegentheils der täglichen Erfahrung zugefügt wird. Und in der That! wäre die steigende Korruption in dem Laufe der Dinge so wirklich als in der Ideenwelt, so würde man den Grund davon nur in der größern Mannigfaltigkeit und Mehrheit des Bösen aufsuchen müssen. Denn eben darin besteht ja das Wesen des alten Klageledes, daß die Summe des Unvollkommenen in der Welt so sehr zunehme, und diese Hyder alles Gute verschlinge, was sich noch unterm Monde befinde. Daraus würden sich denn folgende drey Sätze ergeben:

Verschlimmerung setzt das mehrere Böse, Vervollkommnung das mehrere Gute, und keines von beyden, oder das Mittel Ding, das Gleichgewicht zwischen dem Bösen und Guten voraus.

Letzterer Satz war ein Theil des Mendelsohnschen Systems, der erstere ist die traurige Geburt einer misanthropischen Phantasie und der mittlere die Oplinton der übrigen Moralphilosophen; und hier ist der Ort, davon zwey Worte zu sagen.

Mendelsohn fand nemlich weder das Eine noch das Andere, weder das Besser- noch Schlechterwerden der Menschen und Zeiten, sondern ein völliges Ebenmaaß zwischen Tugend und Laster, zwischen Wahrheit und Irrthum, Religion und Irreligion unter der Sonne wahrscheinlich. Die Veranlassung

dazu gab ihm Lessings Idee von der Erziehung des Menschengeschlechts zum Vollkommeneren. „Im Ganzen, meinte er, „blieben sich die Menschen und ihr Zeitalter gleich, obwohl „ein Jeder, als Individuum, in der Lehranstalt des Weltlaufs, weiser, klüger, tugendhafter, mithin zu der ihm „bestimmten Glückseligkeit geschickt werden könne. Der Mensch „gehe weiter, die Menschheit aber nicht, da sie in allen Perioden der Zeit dieselbe Stufe der Sittlichkeit und des Lasters, „der Glückseligkeit und des Elendes behalte; aber alles von „den Gütern und Uebeln so viel, als zum Durchgange einzelner Subjecte erforderlich sey.“ \*) Nach diesem Kreislauf dürfte denn auch wohl alle Hoffnung auf bessere Zeiten, — wenigstens im Ganzen, — vergeblich seyn! Angenommen aber, daß diese Meinung keinem historischen Widerspruch ausgesetzt, mithin dem bisherigen Weltlauf ganz angemessen sey, so stehet ihr doch die Schwierigkeit entgegen, daß sie aus dem, was bereits geschehen ist, auf das, was noch geschehen könne, mit Sicherheit, schließt, und keinen andern Gang der Dinge, als den bereits verfloffenen, für möglich hält. Wie aber, wenn in unsern Tagen die Verbesserung der Menschheit möglicher wäre als jemals? Wie, wenn wirksamere Mittel vorhanden wären, die den Lichtstrahlen besserer Einsichten auch zu den verborgensten Schlupfwinkeln der Barbarey den Zugang öffneten? Sollte man dann so ganz an der Menschheit verzweifeln? Man denke hier doch nur an den Verkehr der Nationen untereinander, wodurch Kultur, Empfindung und edele Gefühle selbst unter den Wilden verbreitet werden, an die schriftliche Mittheilung der Gedanken durch die Buchdrucker

\*) Mendelssohn's Jerusalem S. 44. bis 48.

kunst, an die unaufhaltsam fortwirkenden Folgen der Reformation, an die immer zunehmende Civilisirung der Nationen, u. s. w., so wird man in der fortschreitenden Beredlung der menschlichen Natur weder Unmöglichkeit noch Widerspruch finden. Ob aber dieß bis jetzt der moralische Gang des Menschengeschlechts gewesen ist, das überlasse ich gerne der Entscheidung derer, die dazu Fähigkeit und Willen besitzen, da es ohnehin kein Gegenstand dieser Abhandlung ist. Sollten aber auch alle Untersuchungen für den Kreislauf der Dinge entscheiden, so folgt doch daraus noch nicht, daß dieser auch für die Folgezeit die Norm einer göttlichen Kosmokratie sey. Wenigstens findet in unsern Tagen die Idee des Besserwerdens mehr Beyfall als sonst, da auch Herr Kant \*) für dieselbe entscheidet. „Uebrigens, sagt er, lassen sich manche Beweise „geben, daß das Menschengeschlecht im Ganzen, wirklich in „unserm Zeitalter, in Vergleichung mit allen vorigen, an „sehnlich moralisch — zum Selbstbessern fortgerückt sey, — „kurzdauernde Hemmungen können nichts dagegen beweisen, — „und daß das Geschrey von der unaufhaltsam zunehmenden „Verunartung desselben gerade daher kommt, daß, wenn „es auf einer höhern Stufe der Moralität stehet, es noch „weiter vor sich ziehet, und, ein Urtheil über das, was „man ist, in Vergleichung mit dem, was man seyn sollte, „— s. II. No. 3. — mithin unser Selbstadel immer desto „strenger wird, je mehr Stufen der Stittlichkeit wir im Ganzen des uns bekannten Weltlaufs schon erstiegen haben.“ Man hat also nicht Ursach, alles Zutrauen zu den menschlichen

\*) In der Berlinischen Monatschrift, Septbr. 1793. S. 277.

Kräften und Anlagen wegzuworfen, da sie schon hier irgend einmal die Epoche ihrer Ausbildung und Beredlung erreichen müssen, wenn nicht die Ehre ihres Urhebers in's Gedränge kommen soll. Das führt mich nun noch darauf, daß man auch bis jetzt zu wenig daran gedacht hat, wie die Behauptung der Menschen- und Zeitenverschlimmerung mit allen vernünftigen Begriffen von Weisheit und Güte des Weltbeherrschers in Kollision gerathe. Angenommen, jene finstere Hypothese sey richtig, konsequent und historisch erweisbar, so muß die Wirklichkeit einer Welt, in welcher alles darunter und darüber gehet, und worin nur das Reich der Bosheit und des Lasters prädominirend ist, doch allerdings, wo nicht in den Veranstellungen, doch in der Genehmigung des göttlichen Willens ihren Grund haben. Eine Welt dieser Art, muß ein angenehmer Gegenstand der Aufmerksamkeit der sie betrachtenden Gottheit seyn, und jeder Anblick derselben muß nothwendig die Summe ihrer Freuden vervielfältigen. Nicht Menschenglück, nein! Menschenelend muß das Resultat aller ihrer Anordnungen und Verhängnisse, das Wesen ihrer Geschäftigkeit seyn; gleichviel ob die irdischen Märtyrer ihr Daseyn verwünschen und im Pfuhl der Hölle winseln! genug Schadenfrohigkeit und Martern ist die Quelle des reinsten Vergnügens. Wahrlich! das sind Begriffe, die die Menschen von jeher wohl von einem Teufel, von höllischen Furien, nie aber von einer Gottheit gehabt haben, so mangelhaft und sonderbar auch sonst ihre Religionsvorstellungen waren. Nein! Unglück und Elend hat noch nicht die Alleinherrschaft in dieser, mit so vieler Weisheit eingerichteten Gottestwelt! Im Laufe der Begebenheiten und Schicksale ist so wenig etwas Unzusammenhängendes, sich Widersprechendes,



---

als im Planeten- und Sonnensystem Kollisionen, und in den Jahreszeiten Widersprüche entstehen können. Es hängt nur von uns Menschen ab, ob wir unsere Sinne dem unendlich mannigfachen Guten öffnen wollen, welches eine höhere Gesehenshand in einer anbetungswerthen Freygebigkeit uns zuströmen läßt? ob wir für die Größe der Wohlthaten eben so gefühlvoll und dankbar, als für kleine Leiden und Uebel empfindlich seyn wollen? Danu werden auch unsere Urtheile über Menschenglück und Menschenwerth überall der Wahrheit näher kommen, und wir werden tausendfache Veranlassung finden, das Jubellied anzustimmen:

Wie wunderschön ist Gottes Erde!  
Und werth, darauf ein Mensch zu seyn!  
Drum will ich, bis ich Asche werde,  
Mich dieser schönen Erde freu'n.

Wilh. Leonh. Kriege,  
reformirter Prediger der Königl. Charité  
und des Invalidenkorps in Berlin.

---

## V.

## Der Ehrenmann.

## Ein Galleriestück.

Sowohl in der Sprache des Umgangs, als in Büchern wird nicht selten der feine Weltmann mit dem was wir Ehrenmann nennen, verwechselt; und doch stehen beyde so weit von einander ab. Jener verläßt die Natur ganz; dieser veredelt sie. Der Ehrenmann ist weder ein Sklave, noch Feind des Vergnügens, sondern er nähert sich demselben, oder tritt zurück, je nach dem es ihm seine Vernunft gebietet. Er ist weit entfernt, dem mit Titeln und Orden verbrämten Edelmannne zu schmeicheln: eben so wenig verkennt er das Verdienst, und sollt' er es im Zwisch unterm Strochdache suchen. Sein Betragen ist leutselig und höflich, nie kriechend oder ceremoniös; seine Sitten ungezwungen und gefällig. Er versäumt keine Gelegenheit, sich seine Freunde zu verbinden — und dies auf eine so feine Art, daß er eher einen Dienst empfangen, als er wiesen zu haben scheint. Nie heuchelt er eine Leidenschaft, die er nie fühlte, um ein leichtgläubiges Weib zu kränken; nie tritt er der Ehre eines andern zu nahe, um ihrer Eitelkeit zu schmeicheln. Er kann nicht lieben, wo er nicht achtet; nie wird er einem Affekt den Sieg über seine Vernunft einräumen. In der Freundschaft ist er standhaft und anfrichtig, und lebt weniger für sich als für seine Freunde. Kurz, er unterscheidet sich von dem bloßen Weltmanne — wie ein Werk der großen Natur, von einem Gemächte der grübelnden Kunst. Niemand ist in der Wahl seines Umgangs, im Absprechen und Entscheiden, in Collisionsfällen der Ehre, im Urtheil über Andere — selbst wenn es ihm abverlangt wird, vorsichtiger und zurückhaltender als Er: ist aber einmal der Wurf geworfen, so behauptet er gewiß, lebend oder todt, seinen Posten.

# Deutsche Monatschrift.

1794. October.

---

## I.

### R e i s e

eines Liefländers von Riga nach Warschau \*).

---

Ich reiste den letzten des Aprils 1793 von Riga ab. Der Weg nach Mitau ist sehr langweilig. Man fährt theils auf Sand, theils über Moorgrund, der auf beyden Seiten entweder mit Heidekraut oder mit krüppelhaftem Nadelholz besetzt ist. Zum Glück fahren die Liefländischen Postknechte so schnell, daß man diese öden Gegenden bald im Rücken hat. Je näher man an Mitau kömmt, desto fruchtbarer wird Boden und Gegend. Mitau nimmt sich von dieser Seite her recht gut aus. Das Schloß und mehrere, jenseit der Aa gelegene, große und gute Häuser, geben einen fast glänzenden Anblick.

\*) Folgende Blätter enthalten nur einen Theil von der ganzen Reise des Verfassers und werden als Probe eingedruckt, um zu erfahren, ob die Leser wohl mit diesem Manne sich in Warschau verweilen und sodann durch Südpreußen, Schlesien, die Lausitz, Sachsen, Böhmen, Franken, Bayern, Oesterreich, Steyermark, Kärnthén und Tyrol — welche Mannichfaltigkeit, welche Kontraste bieten sich hier dem Verstande und der Einbildungskraft dar! — mit ihm diese Lustreise fortsetzen möchten?

Der Verleger.

Desto unscheinbarer ist das Innere der Stadt. Sie hat zwar lange, breite, meist ziemlich gerade Straßen, aber sie haben theils gar kein, theils ein schlechtes Pflaster und sind meist mit hölzernen, einstöckigen Häusern besetzt. Man giebt die Zahl ihrer Einwohner zu 10 bis 12000 an, eine, für ihren Umfang, geringe Bevölkerung.

Den 1sten May. Der Weg von Mitau bis Kalm (Kalmiowa) beträgt 4 Meilen. Der Boden bis dahin ist größtentheils ein gelbröthlicher Letten, und äußerst fruchtbar. Auch ist das Kirchspiel Sessau, durch welches der Weg führt, einer der fruchtbarsten Landstriche in Kurland. Ein ebener Weg, der Theilweise mit dünnem Gehölz auf beyden Seiten besetzt ist, machte diese Station nicht sehr abwechselnd. Die frühesten Bäume knospeten nur erst und ein kalter Wind, der meinen Pelz durchfuhr, erinnerte mich, daß ich noch in Kurland sey. Das Korn war im Hervorschossen und überzog mit einem spärlichen Grün die Felder. Der junge Rasen kämpfte noch mit dem verblastten vom vorigen Jahre. Uebrigens machte ich jene 4 Meilen in  $3\frac{1}{2}$  Stunde, was für die Kurländischen Posten nicht zu geschwinde war.

Kalm, (Kalmiowa) der erste Litthauische Ort, ist ein bloßes Dorf, an dessen Eingange die Barriere gegen Kurland sich befindet, und wo man durchsucht wird. Als ich vor anderthalb Jahren denselben Weg machte, wurde ich, ungeachtet eines ansehnlichen Trinkgeldes, scharf visitirt, vermuthlich, weil es die Zollbedienten nicht ungestraft unterlassen konnten; dießmal sah man, für die Hälfte jenes Trinkgeldes, nur meinen Koffer an und ließ den Inhalt auf sich beruhen. In der That, es ist auch jetzt niemand da, der strafen könnte, da alle Gewalten im Polnischen Staate theils suspendirt, theils gar

vernichtet sind. Was noch geschieht, geschieht durch einen Mechanismus, den man befolgt, weil man noch keine andere Ordnung hat. Zu Kalm ist auch der Postwechsel. Alles ist anders, als eine halbe Meile vorher. Krucifixe kündigen die katholische Religion an; förmliche Dörfer, eine andere bürgerliche Verfassung; die Sprache eine andre Nation; ihr Aeußeres einen ganz andern Charakter; die Postverfassung und deren Bediente hatten eine ganz andere Manier in Treibung ihrer Geschäfte. Der Kurländische Postillon war wohlgekleidet, seine Pferde waren groß und stark; der Litthauische hatte eine alte kapuzinerbraune Kutte an, war baarfuß, und sein Ellenbogen hatte sich durch das mürbe Tuch, oder vielmehr, durch den wollenen Zwillich, einen Weg gebahnt, so wie durch das grobe Hemde; der Kurländische Postillon hatte ein gewöhnliches großes Posthorn, der Litthauische ein kleines, worauf er höchstwidrig quäkte; der Kurländische schonte seine Pferde, der Litthauische trieb seine kleinen eckigten Köbchen ohne Barmherzigkeit vorwärts; Galopp war der gewöhnliche Gang und Trott ihre Erholung. Und endlich, der Kurländische Postillon war nur höflich, wo und wann es nöthig war; der Litthauische aber stand schon, als er mich kommen sah, auf hundert Schritte mit bloßem Kopfe da, und näherte sich sodann mit krummen Rücken. Für 10 Poln. Groschen war er zuriedener, als der Kurländische mit 60. Selenzeug und Pferde waren der Armuth, die dieser Zug zeigte, in allem entsprechend.

Mit Kalm hob ein schöner, schwarzer Getreideboden an; der Weg lief über eine vollkommene Fläche, die näher und entfernter mit Wäldchen und Gebüsch eingefaßt war. Diese Fläche hielt bis Janiszek, der nächsten Station, an. Dritt

halb Meilen waren in anderthalb Stunden zurückgelegt. Janiszek ist ein unansehnlicher Flecken, der eine Stadt genannt wird. Die Häuser sind von Holz und zeigen nicht die geringste Spur von Kalk und Stein. Die Giebel stehen größtentheils nach der Straße. Juden machen den vornehmsten Theil ihrer Einwohner aus und sie sind hier, was sie nirgend auf der Welt sind, die — Honoratioren. Kein Haus ist über Einen Stock hoch und fast alle haben zerlöchernte Strohdächer. Auf einigen Scheunen sah ich nur noch die Trümmer eines ehemaligen Daches. Am berühmtesten ist diese ärmliche Stadt durch einen großen Pferdemarkt, der ein paarmal jährlich hier gehalten wird. Uebrigens wohnt hier Gott eben so schlecht, als der Mensch. Ein Paar Kapellen, denen ich vorüber fuhr, waren nicht größer, als die Wohnhäuser, eben so, wie sie, von Holz, eben so, wie sie, durchlöchert, schief und alt. Ich fand einige Häuser der Stadt numerirt, den größten Theil davon aber nicht. Die Polizeykommision, die während des Laufes der Revolution vom 3ten May, ihre Existenz erhielt, lebte nicht lange genug, um diese Ordnung ganz auszuführen; die übrigen Häuser werden nun wohl ohne Nummern bleiben. — Ich schätze die Stadt zu höchstens 350 Häuser und ihre Einwohner auf dritthalb tausend Köpfe.

Von Janiszek bis Mieskut (Micszkuc) fand ich den Weg immer noch eben, den Boden immer noch fest und fruchtbar. Ich kam durch mehrere Dörfer, deren Ansicht man nach der Beschreibung beurtheilen kann, die ich vorhin von einer Stadt gegeben habe. Zwey bis drey Krucifixe, um welche Kinder im bloßen Hemde spielten, besaß jedes Dorf; aber auch diese standen theils schief, theils faulten sie, theils waren die Bilder von den Pfählen herabgefallen. Auch bemerkte ich,

daß sich die Leute, bey dem Vorübergehen, nicht viel darum bekümmerten. Vielleicht fehlt es in der Gegend an thätigen Wüchsen, deren Autorität sich auf den Umstand gründet: kein Crucifix sinken zu lassen; vielleicht waren die Menschen zu arm, um sich ein neues zu verschaffen. In Böhmen z. B. bemerkt man beydes nicht. Die Kreuzbilder sind dort in gutem Stande und der gemeine Mann begrüßt sie noch durch Abnehmung des Hutes oder der Mütze. Mieskut ist übrigens das Seitenstück zu Janiszek.

Von Mieskut nach Schauel, (Szawel) der nächsten Station, erhebt sich der Boden etwas und der Weg läuft abwechselnd über kleine Anhöhen und durch kleine Thäler hin, wovon die erstern mit Buschwerk und Gehölz besetzt, die letztern mit frischen Saaten bedeckt waren. Das Buschwerk war theils im Knospen, theils im Ausbruche der Blätter; alles aber schon weiter hervor, als ich es in Liefland und Kurland hinterlassen hatte. Szawel ist, unter den Litthauischen Städten, ein ausgezeichnete Ort, der aus der Ferne sogar eine Art von Ansicht gewährt, weil er eine steinerne Kirche mit einem Thurm, und ein Paar große steinerne Amts- und herrschaftliche Gebäude hat. Man fährt durch eine regelmäßige Straße, die sogar gepflastert ist, hinein, und hat auf beyden Seiten artige Kolonistenhäuser, die theils von Handwerkern, theils von Juden bewohnt werden. Da aber in Polen nie etwas ganz ordentlich ist, so zeigen diese Häuser, nach der Straße zu, einen Giebel von Backsteinen, aber die hintern Theile sind ganz von Holz. Die übrigen Häuser in der Stadt sind ebenfalls ganz von Holz und stehen unregelmäßig umher. Der Marktplatz ist nach Verhältniß sehr groß, und faßt auf der einen Seite die vorhin erwähnten steinernen

Häuser, die Kirche und die Hauptwache. Linker Hand steht eine doppelte Reihe von jüdischen Buden, in welchen baumwollene Zeuge, Tücher, Glas, Brod und andere Dinge feil geboten werden. So wie die Juden in Polen eine Art von Vaterland gefunden haben, so ist hier auch ihr Aeußeres und ihre ganze Bildung reinlicher und feiner, als anderwärts, und man trifft, besonders unter den Weibern, mehr als eine ächt orientalische Bildung an. Schwarzes Haar, Habichtsnase, schöne schwarze Augen, sind fast allgemein, und die Farbe hat eine gewisse, fast kränkliche Zartheit, die man bey den christlichen Bewohnern von Litthauen nicht findet. Daß eine Menge von diesen Leuten um meinen Wagen wimmelte und mir ihren guten Willen zu kleinen Diensten und Gewinn zeigte, versteht sich von selbst. Ich fand auch einige mit Handarbeiten beschäftigt, die sie sonst selten an sich kommen lassen. Mein Postillon selbst war ein Jude. Ich schätze diese Stadt auf 300 Häuser und Hütten, und ihre Einwohner auf 3500 ungefähr.

Von Szawel bis Radziwilliszek fand ich den Weg, obgleich ungemacht, dennoch, bis auf einige Stellen, vortreflich. Ich machte den Weg dahin, der drey Meilen war, in Zeit von drey und einer halben Stunde, so jämmerlich auch meine Pferde und mein Postillon ausfahen. Dieser letztere hatte es sich bequem gemacht. Er hatte eine simple baumwollene Schlafmütze auf, aus welcher ein schmutzig, schwarzes Haar Büschelweise hervor sah, die er, so sehr er auch mit Antreibung seiner Pferde beschäftigt war, dennoch zuweilen mit spitzen Fingern kämmte. Seine Figur steckte in einem kurzen, mit Theer und andern Professionszeichen getiegeten Schafspelze, der ein Paar zerrissene Hosen kümmerlich be-



deckte, aber die gelbe Brust blos ließ und dabey einige dürftige Reste von einem schwarzen Hemde bemerkbar machte. Mit Schuhen oder Stiefeln hatte er sich gar nicht in Unkosten gesetzt. An der Peitsche war kein fingerlanges Leder. In dem einen Ende des herumflatternden Halstuches schneuzte er sich. Bey dem allen fuhr er sehr geschickt, schnell und vorsichtig.

Die Poststation ist in einem einzelnen gemauerten Hause, eine kleine Strecke von dem Städtchen Radziviliszek. Hier blieb ich die Nacht, nachdem ich in dreyzehn Stunden sechszehn starke Meilen zurückgelegt hatte. Man vergleiche dieß ein wenig mit der Art Extrapost zu fahren in Sachsen oder Preußen, wo die Reisenden für den Postillon und seine Pferde da zu seyn scheinen, nicht diese für den Reisenden. Mein Nachtlager beschreibe ich nicht; sie werden einander wahrscheinlich in Litthauen alle ähnlich seyn und dann ist weiter unten noch Zeit dazu. Uebrigens ist Radziviliszek ein unbedeutendes Städtchen, nicht so gut und groß wie Janiszek, aber wohl wie Mieskut.

Den andern Morgen, den 2ten May, reißte ich weiter nach Szadow, wohin der Weg ziemlich angenehm wurde. Wald und Hügel und Fläche wechselten ab. Im erstern sah ich zuerst die unbeschreibliche Nachlässigkeit im Forstwesen, oder vielmehr ich sah, daß gar keine Waldaufsicht da war. Weiter unten werde ich einige Bemerkungen darüber machen, die vielleicht den Einwohnern in Frankfurt am Mayn, Dresden und Leipzig Thränen auspressen dürften! Der Weg ist zwar nicht eigentlich gemacht, aber doch findet man an beyden Seiten Gräben gezogen. Uebrigens ist Szadow eine Stadt, wie ungefähr alle, durch die ich bisher gekommen war. Die Haupt-

masse der Einwohner sind abermals Juden, und durch ihre Hände gehen auch hier die Kaufmannsgeschäfte aller Art. Auf den meisten Häusern sind keine Schornsteine; unser Patriarch in der Geographie, Büsching \*), kann also hier nicht nach Rauchfängen rechnen, er müßte denn jedes Haus für einen Rauchfang nehmen.

Von Szadow nach Weyzagoly wird der Weg Sand, der aber nicht die Tiefe und Feinheit hat, wie der Pogdammer und Berliner. Abwechselnd fuhr ich über Hügel und durch Wald. Die Bäume, besonders die Weiden und Birken, hatten hier schon ansehnliche Blätter gestoßen, und alles zeigte den Anfang eines mildern Himmelsstriches. Weyzagoly ist ein Flecken von 200 Häusern, dessen Charakteristik ich nicht zu wiederholen brauche.

Der Weg von dort bis Montwidow bleibt angenehm genug, obgleich hier und da sandig. Zur Rechten behält man ein Thal, das für Reisende, die aus Liefland und Kurland kommen, sehr ansehnlich ist, und an dessen Rande man ziemlich nahe hinfährt. Der Weg ist gemacht, und zwar mit ziemlicher Sorgfalt, sogar stellenweise mit Bäumen bepflanzt. Ein großer Gutsbesitzer hat es vermuthlich zu seiner eignen Bequemlichkeit gethan. Montwidow ist ein Dorf.

Keidan (Kiegdan) erreichte ich auf einem angenehmen Wege, der schon über zwey oder drey ansehnliche Anhöhen hinabläuft. Die Stadt stellt sich aus der Ferne nicht unangenehm dar, weil sie mehrere Kirchen und Thürme hat. Es war die erste beträchtliche Stadt, die ich in Litthauen sah, aber nur in Absicht des Umfangs, nicht in der Bauart. Ich

\*) Er lebte damals noch.

habe nicht über drey oder vier steinerne Häuser gezählt, die übrigen alle waren, nach Litthauischer Sitte, von Holz. Hier fand ich die ersten Russen, und zwar Husaren, deren verbrannte Gesichter und verbrauchte Montirung von neuerlich vollendeter Kriegsarbeit zeigte; von Person im Durchschnitt ungewöhnlich klein, aber von starker gedrungener Figur, dem wahren Bilde der Dauerhaftigkeit. Ihr Blick und Anstand war im höchsten Grade kriegerisch. Hier war auch Ordnung, denn bey'm Ein- und Ausgange der Stadt mußte ich meinen Namen abgeben. Lebensmittel und Fourage, klagte man mir, seyen ungewöhnlich selten und theuer. Ein Husar, in dem ich einen Deutschen entdeckte, und den ich mitnahm, um desto geschwinder über den Fluß zu kommen, klagte mir: alles, was ich an ihm sähe, sey von der Kaiserin; er habe noch nicht die geringste Sache sich selbst anschaffen können. Man wird es mir nicht verdenken, wenn ich diese Aeußerung, als ächt husarisch und nicht sehr freundschaftlich für die Litthauer, hier verzeichne. Nach einer ungefähren Schätzung kann Keidan gegen 450 Häuser und 5000 Einwohner haben.

Von Keidan aus läuft der Weg über eine ziemlich steile Anhöhe hinan, die sich in ein fruchtbares Thal verliert, durch welches die Willia hinläuft. Dieser Fluß ist ziemlich unbedeutend, bildet aber ein angenehmes, fruchtbares, behölztes Ufer. Gras und Bäume an demselben waren schon in der jugendlichen Farbe des Frühlings und die Sonne stach sehr lebhaft.

Von Keidan kam ich auf Wopt, einen Flecken oder auch nur ein Dorf. Der Weg dahin ist ganz eben, stellenweise waldigt, und läuft so, daß man ein ziemlich tiefes Thal zur Rechten behält, in dessen Mitte das vorhin erwähnte Flüsschen

fortströmt und bald enger bald weiter sich neben dem Wege hinabzieht. Romantischer (man verzeihe dieß Wort einem Manne, der aus Liefland kam) wird dieß Thal von Wopt aus, wo man in dasselbe ganz hineinfährt und wo es sich, von höhern Rändern eingefast, immer mehr erweitert und einen dichten Kranz von Holzung zeigt. Der Weg, den man, an der linken Seite desselben hin, nimmt, geht Berg auf Berg ab und hat hier und da sogar gefährliche Stellen, wo mein Wagen gehalten werden mußte, damit er nicht umfiele. Endlich kommt man links den Berg wieder hinauf, und findet eine Sandfläche vor sich, die eine ziemliche, mit Nadelholz besetzte, Strecke einnimmt, von der herab man eine nicht unangenehme Aussicht über das unten liegende Thal und dessen Ränder genießt. Die Gegend hier herum ist theils mit Dörfern, theils mit einzelnen Höfen besetzt. Man kömmt endlich, kurz vor Kauen, (Kowno) über einen beträchtlichen, sandigten Berg in das gedachte Thal wieder hinab. Die eine Hälfte des Berges war mit Balken ausgelegt, über welche man von unten herauffährt, die andere Hälfte, die man hinabfährt, war in ihrem natürlichen Zustande gelassen. Der Vortheil dieser Anstalt, die mir noch nicht vorgekommen war, leuchtet ein, und ich bemerke sie hier, um die Nachahmung derselben in sandigten Gegenden, die zugleich bergigt sind, zu empfehlen.

Ist man diesen Berg hinunter, so befindet man sich von neuem in dem erwähnten Thal und bald nachher an der Willia, über die man sich setzen lassen muß, um nach Kowno zu kommen. Kurz nach 9 Uhr stand ich an dem Ufer jenes Flusses, nachdem ich, seit 6 Uhr Morgens, eine Strecke von 17 Meilen zurückgelegt hatte. Ich fand Russen vor mir, die in der Judenstadt im Quartier lagen. Ich nenne die hier

herumstehenden Häuser, die eine förmliche Stadt mit einem Markte bilden, eine Judenstadt, weil sie in der That ganz von Juden bewohnt wird, die eine eigene ansehnliche Synagoge hier besitzen, und sich wohl auf 3000 Köpfe belaufen können. Es fällt mir immer noch auf, dieses Volk auch mit andern Dingen, als mit Schachern, beschäftigt zu sehen; hier nämlich betreiben sie alle Handthierungen, die sie zu ihrer Versorgung und Unterhalte brauchen. Auch die Nachtwächter waren Juden, aber (man lache nur nicht!) ihrer zwey waren immer bey einander, sangen auch beyde dasselbe Nachtwächterlied, aus dem sehr guten Grunde, wie es scheint, daß zwey Furchtsame einander eine Art von Muth einflößen.

Hier fühlte ich zum erstenmale wieder einige kleine Unbequemlichkeiten der militairischen Ordnung, deren ich in Kurland und Litthauen ganz ungewohnt worden war. Die diesseits stehenden Russen hatten nämlich Befehl, nach 9 Uhr niemand über den Fluß nach Kauen hinüber zu lassen. Man kündigte mir dieß an und führte mich in die schwarze, von Hitze und Ausdünstungen stickende Hauptstube eines Judenkruges, wo ich mich, da ich nur wenig Russisch verstehe, und da die umstehenden Juden mein Deutsch nicht verstanden, mit großer Anstrengung verständlich machen, und meinen Namen und woher ich käme, und wohin ich wollte, dem Korporal in die Feder sagen mußte, der mich besser anfing zu verstehen, als ich mir die Freyheit nahm, ihm durch ein paar Dukend Kopfen nachzuhelfen. Nach dieser Operation trug ich, so gut ich mit Gebährden und einem jüdischen Dragoman konnte, mein Anliegen vor, daß man mich noch nach Kauen hinüber lassen möchte; aber ich wußte freylich, da mir die Strenge des Russischen Kriegsdienstes bekannt genug ist, daß es un-

möglich seyn würde. Ich war eben im Begriff, meinen Wagen in einen andern jüdischen Krug schaffen zu lassen, als der Offizier, der an der Spitze des Detaschements war, gerade von Kauen her landete. Da er Deutsch und Französisch sprach, so hatte ich Mittel in Händen, mich ihm verständlich zu machen; er weigerte sich anfangs, aber endlich erklärte er mit wahrer Artigkeit, er wolle, da ich doch auch ein Russischer Untertthan sey, den Verdruß auf sich nehmen, der ihm daraus erwachsen könnte, wenn er mich noch hinüber ließe. Ich glaubte nun gewonnen zu haben, und hätte auch überall gewonnen gehabt, nur nicht hier, wo Juden die Matrosen und Steuerleute der Fährre waren. Da sich ein unbeträchtlicher Wind erhob, so erklärten sie, mich nicht übersetzen zu können, und blieben dabey, ungeachtet ich ihnen ein vierfaches Fährgeld bot. Wie groß ihre Aengstlichkeit war, kann man aus diesem Umstande deutlich sehen; und ich erinnerte mich sehr lebhaft an die populäre Sage, daß die Juden, um ihre Angst vor dem Wasser zu beschwigen, zu sagen pflegen: es habe keine Balken.

So war ich dennoch gezwungen, nach einem jüdischen Krüge umlenken zu lassen und mich dort, in einer Gesellschaft, die ich nicht beschreibe, die aber aus Russischen Soldaten, nackten Litthauern, halb betrunkenen Pohlen und der zahlreichen Familie des Hauses bestand, bis um 3 Uhr zu verweilen. Die Gruppen, die diese bunte Gesellschaft bildete, gehörten für die Wirthshauszeichnungen Feldings oder Hogarths. Auch habe ich sie, durch alle meine Sinne, ein wenig zu sehr satt bekommen, als daß ich mich gern von neuem unter sie versetzen möchte.

Der Fluß, über welchen ich mich nun setzen ließ, um vollends nach Kauen hinein zu kommen, war die Wilta, die hier in die Niemen oder Memel fällt, und diesen Strom um ein Drittel stärker macht. Er nimmt dann seinen Lauf so, daß man sich, wenn man Kauen hinter sich hat, noch einmal darüber setzen lassen muß, so daß diese Stadt rund herum von diesen beyden Flüssen eingeschlossen wird.

Kauen selbst ist eine der ältesten Städte in Litthauen. Die Spuren davon sieht man an einigen altgothischen Häusern, die sich bey den Verheerungen, welche die Stadt in den Schwedischen Kriegen und durch Feuersbrünste ausgestanden hat, erhalten haben. Es ist nämlich diejenige Art von Häusern, die mit den Giebeln nach der Straße gebauet sind. Die Giebel sind entweder doppelt und abgerundet, oder nur einfach und oben spitz zulaufend und beschneidet. Ein Paar Kirchen sind in demselben Geschmack gebauet; was aber unter den Gebäuden von neuerm Dato ist, zeigt einen reinern, modernern Geschmack, und ein Paar darunter habe ich sehr artig gefunden. So ist das ehemalige Jesulter Collegium am Markte, nebst seiner Kirche, obgleich nicht übermäßig groß, dennoch nach sehr guten Verhältnissen erbaut, und, was man ganz natürlich finden wird, das beste öffentliche Gebäude in der Stadt. Das Rathhaus hat einen schönen Thurm nach alter Weise, der der höchste in der Stadt ist, und den Markt ziemlich vortheilhaft möbliren hilft, was, in einer andern Manier, einige zwanzig Stück Russische Kanonen, nebst dazu gehörigen Pulverwagen, ebenfalls thaten. Die äußern Theile der Stadt sind durchweg mit Holzhäusern besetzt, zwischen denen noch manche Reste von Mauerwerk sich befinden, die deutlich beweisen, daß diese Stadt ehemals blühender und volkreicher war,

als jetzt. Der Bürgermeister und Posthalter des Orts, der, wie er mir selbst versicherte, Herr von Essen hieß, gab mir die Zahl der Häuser zu 400 und die Einwohner zu vier bis fünfsthalb tausend an.

Uebrigens ist die Lage von Rauen nicht uninteressant. Ich habe oben gesagt, daß sie in einem Thale liegt, und durch die Willa und Memel umschlossen wird. Letztre fließt an einem beträchtlichen, behölzten Bergrücken hin, der über die höchsten Häuser in der Stadt herübersteht, so daß jede Straße eine Aussicht nach demselben zeigt. Das Thal selbst ist rund umher frisch und fruchtbar und eröffnet eine weite Aussicht.

Endlich ist diese Stadt noch ihres Meths wegen berühmt, der ganz vorzüglich ist und hier Pipplß heißt. Es ist ein abgezogenes Getränk von Honig, das sich wohl fünfzig Jahre hält, und dem man dadurch, daß man es auf Fässer oder auf Flaschen zieht, worin Ungarischer Wein war, solch einen Grad von dem Geschmack und dem Geruch dieses Weines zu geben weiß, daß man, wenn man nicht Kenner ist, wohl irre geführt werden kann. Derjenige ist der beste, der der weißeste ist, und diese Art wird mit einem, zwey und dritthalb Dukaten bezahlt. Man schreibt die Vorzüge, die dieß Getränk in Rauen vor den andern Arten anderwärts hat, dem Umstande zu, daß die Bienen hier herum ihr Honig auf den Linden sammeln. Vermuthlich trägt auch die Behandlungsart nicht weniger dazu bey.

Ungefähr eine halbe Stunde von Rauen, muß man, wie ich schon bemerkt habe, sich über die Niemen setzen lassen. Auf der Fähre befand sich ein Russischer Korporal, der dorthin gestellt war, um Ordnung und Thätigkeit bey dem Uebersetzen zu erhalten. Ein ansehnlicher Haselstoß beförderte dieß;



und er war auf die gewissenhafte Erfüllung seiner Pflicht so erpicht, daß er, wenn die Fährleute auch gut arbeiteten, sie dennoch mit derben Streichen zwang, noch besser zu arbeiten. Dieß ging so weit, daß er auch ein paar Passagiere (einen Litthauer und einen Juden) mit zur Arbeit trieb, und sie eben so gut durch die Ausbrüche seines Dienstseifers beunruhigte, als die eigentlichen israelitischen Matrosen. Erst etwas spät bemerkte ich, daß er mich, bey jeder Erinnerung, die er austheilte, von der Seite lächelnd ansah, um mir anzudeuten, es geschehe, um mir desto geschwinder hinüber zu helfen; und daß er also auf den Buckel jener ein Trinkgeld von mir zu ärndten vermuthete. Da mir diese Entdeckung keine sonderliche Freude machte, so nahm ich mir vor, ihn nicht für seinen guten Willen zu belohnen; aber am gegenseitigen Ufer machte mich die Zufriedenheit, auf dem elenden Flosse glücklich hinüber gekommen zu seyn, wieder weich, und ich gab ihm einige Polnische Groschen, die er eben so demüthig annahm, als er vorher übermüthig geprügelt hatte.

Von der Niemen fährt man bergauf in einen Wald, der wenig Abwechslung gewährt, dennoch aber volle zwey Meilen fort dauert, bis er endlich immer lichter und lichter wird und sodann eine sehr angenehme Aussicht in das Thal der Niemen gewährt, in welches man über einen beträchtlichen Berg hinabfährt. Es zeigte hier die fruchtbarsten Wiesen, zwischen denen jener Strom hinsieß, an dessen Ufern ansehnliche Heerden weideten. Hier liegt die nächste Station, Gog, ein freyes Dorf, das sich vor allen übrigen, die mir in Litthauen vorgekommen sind, so unterscheidet, wie es dessen Prädikat natürlich mit sich bringt. Die Häuser waren größer, länger, sorgfältiger gebauet; die Gärten an denselben mit Fleiß bearbeitet

und verzdunt; die Scheuren ohne Löcher in den Dächern; der Weg durch dasselbe nicht sumpfigt, sondern fest. Die Einwohner hatten einen freyen, offenen, gefälligen Blick und Anstand; nicht jenes sklavisch-höfliche Wesen, das man an den übrigen Litthauischen Bauern bedauert. Sie näherten sich mir ohne Scheu und entfernten sich ohne auf mich zu achten. Ich trat in ein Paar ihrer Häuser und ich fand Ordnung und Nettlichkeit. In dem einen bot mir ein junger Mann Brod, Butter und Milch mit dem gefälligsten Wesen an. Ihre Wohnungen sind in zwey Hälften getheilt; die eine ist eine Art von Eß- und Trinkzimmer mit einem langen Tisch für die ganze Hausgenossenschaft; die andre die Arbeitstube, wo man die Spinnräder, Weberstühle u. s. w. in Bewegung findet. Nur die Litthauische haben die Stuben an sich, daß sie blos durch ein Loch, das ungefähr 1 Fuß hoch und 1½ Fuß lang und mit unregelmäßigen Fensterscheiben ausgesetzt ist, die in Holz gefaßt sind, das Tageslicht bekommen. Der Wohnung gegenüber stehen die Ställe und Scheuren. Die alten Postpferde waren kaum abgeschirrt, als die frischen schon vor dem Wagen standen. Kein Mensch machte auch nur die Miene, als ob er ein Trinkgeld von mir haben wollte. Dieß Böldchen mag ungefähr 300 Köpfe stark seyn. Es ist keinem Herrn erb- und eigenthümlich, sondern besteht ganz für sich und zahlt einen geringen Tribut nach Kauen, unter dessen Gerichtsbarkeit es auch steht. Der Schulze oder Vater des Dorfs, der zugleich den Postwechsel besorgt, schien bey ihnen in großem Ansehen zu stehen. Es war ein alter Mann, in den Sechzigern, der viel Artigkeit und Munterkeit zeigte. Ich verließ diese kleine Republik unter den angenehmsten Sensationen.

Bon

Von Gog aus läuft der Weg noch eine Weile durch das Thal hin, endlich erhebt er sich wieder rechts und man verliert es aus dem Gesichte zugleich mit der Memel. Diese, die, wie alles in Litthauen, sich selbst überlassen ist, war in eine Niederung hinein getreten und hatte sie dergestalt ausgefüllt, daß, auf eine angestellte Probe, das Wasser wenigstens einen Fuß hoch in meinen Wagen hätte dringen müssen. Ich war gezwungen, alles aus- und abpacken, es auf die andere Seite hinübertragen und so mein Fuhrwerk schwimmend nachkommen zu lassen. Ein Paar gutmüthige Litthauer halfen mir dabey und ein Dritter ging ab und zu. Dieser hatte jezt desmal einen tödtlichen Schreck, wenn er aus der Ferne etwas kommen sah, was ihm ein Russischer Husar dänkte. Er stieg sodann die behölzte Anhöhe zu meiner Rechten hinan, verbarg sich im Gebüsche und kam erst wieder zum Vorschein, wenn die Ursach seiner Angst vorüber war. So viel ich aus den Worten und Gebärden meiner Litthauer begriff, rührte sein verschüchtertes Wesen daher, daß man ihm aufgegeben hatte, einen Säbel, den ein Husar, in der ausgetretenen Niederung, verloren, zu suchen, und nicht eher wieder zu kommen, als bis er ihn gefunden habe. Da letzteres nicht war, konnte ersteres nicht seyn, und darum versteckte er sich.

In Zeit von einer Stunde war ich so weit, daß ich meinen Weg fortsetzen konnte. Er führte eine Anhöhe hinan, auf eine fruchtbare Fläche mit einem schwarzen Boden, auf welchen ich mehrere Dörfer gelagert fand. Am Ausgange eines derselben holte ich einen Russischen betrunkenen Musketier in seiner ganzen Rüstung ein. Er nahm sich die Freiheit, mich mit schwerer Zunge zu fragen, wer ich wäre. Da ich, um kurz mit ihm abzukommen, erklärte, daß ich seine Sprache

nicht verstände, aber ein Deutscher Landsmann von ihm sey: so versicherte er mir, ich wäre doch ein Pohle, und machte Miene, nicht bloß sich am Wagen zu halten, sondern wohl gar hinein zu steigen und den Vordersitz einzunehmen. Da es hier stark geregnet hatte, so war der Boden sehr schlüpfrig geworden; dazu kam, daß der Mann seines Gleichgewichts nicht Meister war; und so fiel er, indem er rasch neben dem Wagen hinschreiten versuchte, mit sich selbst und seinem ganzen Gepäck recht ernsthaft auf die Nase. Da ich mit einem betrunkenen Sieger, den ich noch dazu umgestoßen haben sollte, ungern etwas theilen mochte, so ließ ich meinen Postknecht rasch zufahren, und kam so mit der kleinen Strafe davon, daß mich der Russe, als er wieder auf den Füßen war, mit einigen recht derben Pohlischen Hundsf\*\* begleitete. Er lief noch eine Weile, schnell genug für seinen Zustand, hinter dem Wagen her, bis ich endlich so viel Vorsprung behielt, daß ich ihn aus den Augen verlor. Zu besorgen hatte ich wahrscheinlich nichts weiter, als den Verlust von ein Paar Gläsern Französischen Liqueur und ein Paar Polnischen Gulden.

Jene fruchtbare Fläche, auf der ich war, verlor sich in einen Wald, der sich allmählig von neuem in ein schönes Thal herabsenkte, dessen frisches Grün mich abermals sehr lebhaft daran erinnerte, daß ich dem Frühling entgegen führe. Eine der stärksten Heerden, die ich noch in Litthauen gesehen habe, stand in demselben zerstreuet, bis nahe vor Pren, der nächsten Station, wo sich der schwarze, moorigte Boden des Thals plötzlich in tiefen Sand umsetzte. Pren ist ein gewöhnliches Litthauisches Städtchen von höchstens 300 Häusern. Ich fand darin ein Detaschement Polnischer Infanterie, das fast aus lauter jungen, festen, gut montirten Leuten bestand.

Von Pren bis Balwierziszek fuhr ich in sechs Viertelstunden zwey starke Meilen, was ich anmerke, um zu zeigen, daß sich die Litthauischen Postillone überall gleich bleiben. In der That, diesen mußte ich ein paarmal sogar bitten, einen minder starken Galopp zu fahren. An Trott war bey ihm nicht zu denken, außer wenn er Anhöhen hinauf mußte, deren sich mehrere vorfanden, die, sobald ich aus einem beträchtlichen Walde heraus war, sich immer höher und höher über das Bette der Memel erhoben. Der höchste Punkt derselben bietet eine Aussicht dar, die man vielleicht nicht in Litthauen suchen dürfte. Sie erdffnet sich in ein kaum zu umspannendes Thal, durch welches die Memel, die immer ansehnlicher wird, sich in mehreren Krümmungen an behölzte Anhöhen und durch fruchtbare Wiesen hinunter windet. Ich bekenne, daß das Ganze dieser Aussicht so anmuthig auf mich wirkte, wie seit langer Zeit keine; aber ich beschreibe sie nicht, weil noch alle gedruckte Schilderungen dieser Art mir bewiesen haben, daß solche Dinge nicht geschildert werden können. Man fährt endlich von diesem höchsten Punkte der umliegenden Gegend nach Balwierziszek, der nächsten Station, hinunter, befindet sich in einem ganz gewöhnlichen Litthauischen Städtchen, fährt hinter demselben abermals eine Anhöhe hinauf und findet den Postwechsel vor sich.

Von hier eilte ich weiter nach Olita, wo ich um 10 Uhr Abends ankam, nachdem ich diesen Tag, wegen dreyständiger Verweilung in Rauen, nur 10½ Meile zurückgelegt hatte. Nach Olita selbst kommt man nicht hinein, denn das Posthaus ist vor der Stadt. Demselben gegenüber hatte der sel. Tysenhausen eine artige Kampagne zu bauen angefangen, aber sein Tod hat auch diese Unternehmung, wie hundert andre,

gänzlich unterbrochen. Der Geschmack an diesem Gebäude, das jetzt in sich selbst zusammenfällt, ist nicht übel, und die Aussicht von demselben reizend. Denn vor demselben breitet sich ein weltes Thal aus, das von einem hohen, behölzten Bergrücken begrenzt ist, auf dessen höchstem Punkte sich das Kloster Olita darstellt.

Den andern Morgen, den 3ten May, reis'te ich, gegen 6 Uhr, von Olita ab. Ich fand den Weg und seine Umgebungen wenig anders, als auf der vorigen Station: sandige Anhöhen, fruchtbare Niederungen, Wald. Ungefähr eine Meile vor der nächsten Station wird die Memel mit ihrem schönen Thale wieder sichtbar und zwar in sehr vergrößerter Gestalt. Mehrere Strusen (platte und breite Fahrzeuge) fuhren, mit Balken beladen, den Fluß hinab, und das hier und da am Ufer aufgethürmte Zimmerholz zeigte von einem lebhaften Verkehr in Absicht dieses Artikels. Die unverzeihliche, wüste Wirthschaft, die man hier mit dem schäbsten Holze treibt, drang mir abermals einige Bemerkungen auf, die ich weiter unten zusammenstellen werde.

Von Krykstan, der nächsten Station, bis nach Leypun, der darauf folgenden, bleibt sich der Weg ganz gleich und läuft, bis auf wenige Stellen, immer durch einen sandigen Wald fort. Eben so von Leypun bis Przewalk, wo, in den lichtern Gegenden, der Sand stark mit einem röthlichen Litten vermengt erscheint, in welchem die Saaten lustig grünen. Die Mienen, die ich auf dem Wege von Kowno her bald fand, bald wieder verlor, ward, ungefähr eine Stunde von dem letztgenannten Orte, mit ihrem schönen Thale von neuem sichtbar, und ich mußte mich, bey ihrem höchst eigensinnigen Laufe, jetzt zum zweytenmale darüber

setzen lassen. Hier fand ich die erste Fährre, der man sich mit Sicherheit anvertrauen konnte, weil sie geräumig und fest, in der Form, wie man sie in Deutschland findet, gebauet war und an einem Laue lief.

Den 4ten May. Von Przewalk bis Krynitzney, wo ich übernachtete, und von da bis Grodno, ist die Landschaft abwechselnd waldigt und flach, aber immer sandig und bietet wenig Veränderung dar, bis nahe vor Grodno, wo diese alte Stadt allmählig in dem Niementhale sichtbar wird. Der Anblick derselben, von oben herab, ist nicht unangenehm. Mehrere Kirchen mit ihren Thürmen, und eine gute Anzahl modern gebaueter, aber sehr zerstreuter, Palais und Häuser ragen über die schwarzen, hölzernen Hütten hervor, welche die Masse der Stadt eigentlich bilden. In einiger Entfernung vor derselben fand ich eine beträchtliche Anzahl Kanonen aufgefahren, die sämmtlich nach der Stadt gerichtet waren, deren Lösung aber der nächstens zu versammelnde Reichstag schwerlich nöthig machen wird. Uebrigens ist der erste Eintritt in die Stadt ansehnlich genug und er wird es durch das königliche Schloß und mehrere Häuser von Magnaten, die hier, auf einen Fleck zusammengedrängt, erscheinen. Ist man diesen vorüber, so gelangt man, über eine neue feste Brücke, in die Stadt selbst und hier wird einem jener Kontrast in der Bauart, der allen Polnischen beträchtlichen Städten gemein ist, sehr auffallend. Bey einem guten Hause stehen drey, den Einsturz drohende, hölzerne Hütten, sodann ein Pallast, sodann eine Kirche, auf einem Pflaster, das man kaum so nennen kann, weil es, bey dem geringsten Regen, mit einem Spiegel von Roth überzogen ist.

Uebrigens zeigte sich Grodno jetzt sehr volkreich und lebhaft. Außer der starken Russischen Besatzung befanden sich mehrere Gesandte nebst ihrem Gefolge und der Generalstab der ganzen umher kantonirenden Russischen Truppen und schon mehrere von denjenigen Polnischen Großen hier, die an dem nächsten Reichstage noch Theil nehmen dürfen. Daß ein König in Grodno war, davon zeigte sich keine Spur, auch lebte er, mit einem sehr kleinen Gefolge, in seinem Pallaste wie verschlossen. Vor demselben bemerkte ich keinen einzigen Wagen, aber desto mehr vor der Wohnung des Russischen Botschafters. Die Umgebungen der Russischen Staatsoffiziere, die mit Vieren und Sechsen einher fuhren, waren sehr prächtig und füllten fast alle Straßen; aber die Polnischen Großen hielten sich jetzt, in einer bescheidenen Remise wie versteckt, an den Seiten der Straßen.

Da Grodno für seine gegenwärtige Volksmenge nicht geräumig, und die Landschaft umher nicht ergiebig genug ist, so herrschte eine außerordentliche Theuerung in Quartieren und Zehrung. Ein Stübchen mit einem Bette kostete einen, zwey auch drey Dukaten, und ein erträgliches Mittagessen acht bis zwölf Polnische Gulden. Ein Fuder Heu, von einem Pferde gezogen, mußte mit drey und vier Dukaten bezahlt werden. Nach diesem Maßstab alles übrige.

Da jetzt die Augen von ganz Europa auf Grodno gerichtet sind, so muß das, was dort geschieht und noch geschehen soll, wohl so wichtig und verwickelt seyn, daß ich ohne Schande bekennen darf, nichts davon zu begreifen, nicht darüber urtheilen zu können; Nur bey dem Unterrichteten ist die Wahrheit, so wie bey dem Stärkern das Recht. Unterrichtet bin ich nicht und die Feigheit fehlt mir, Stärke für Gründe anzuerkennen und diese nachzubeten.



Hinter Grodno mußte ich über die Nlemen noch einmal, und sodann eine beträchtliche Anhöhe hinan, die sich in eine weite Fläche ausdehnte. Ich fand eine breite, gemachte, mit ziemlicher Sorgfalt unterhaltene Straße, die an beyden Seiten mit Gräben versehen und mit Bäumen besetzt war. Dieser Straßendamm ist ebenfalls ein Werk des unermüdhlich thätigen Eysenhausen; Schade, daß die Landschaft, durch die er führt, ziemlich traurig ist. Man sieht fast nichts, als einen kahlen, gelblichen, sandigten Boden, dessen Fläche nur hier und da durch kleine Anhöhen, und einzelne Baumgruppen und Buschwerk unterbrochen wird. Hier zeigte sich eine sehr angemessene Bahn für die Eifertigkeit der Postillon. Ich legte in 4½ Stunde zwey Stationen, nach Kuznicz und Sokolk, oder sechs Deutsche Meilen, zurück. Streckenweise ging es in gestreckter Karriere, die übrige Zeit im Galopp. Aber es ist gewiß, daß man nur Polnischen Pferden so etwas zumuthen kann.

Kuznicz ist übrigens ein unbeträchtliches, ich weiß nicht, Fleckchen oder Städtchen, denn ich kann mich in den hieher gehdrigen Litthauischen Maßstab noch nicht finden; aber Sokolk ist ansehnlicher und gehdrt unter die Klasse von Janiszek und Shadow. Besonders zeichnet sich der Marktplatz aus, der mit Fabrikgebäuden und Fabrikantenhäusern besetzt ist; lauter Anstalten des erwähnten Eysenhausen, die durch seinen Tod in Verfall gerathen sind. Die Tuchmanufaktur in Grodno, die eine Weile gedeihen zu wollen schien, und deren Anlage ebenfalls sein Werk ist, geräth täglich mehr in Verfall und es wird nicht lange dauern, so wird das Andenken an diesen unternehmenden thätigen Mann in Schuttmassen zerfallen. In Grodno versicherte mir ein Mann, den er als Direktor der

Manufaktur aus der Schweiz verschrieben hatte: Tysenhausens größter Fehler sey gewesen, daß er nie Geduld gehabt habe, den Erfolg der einen Unternehmung abzuwarten, ehe er eine zweyte anfang. Dieß verursachte Unordnung in seinen Geschäften und endlich den gänzlichen Stillstand derselben. Er war Hoffschafmeister von Litthauen, sehr in der Gnade des Königs und würde Reformator der Polnischen Finanzen und Schöpfer der Polnischen Fabriken und Manufakturen geworden seyn, wenn ihn nicht der Neid niedergehalten hätte. Die Gläubiger griffen zu und alles ging zu Grunde.

Von Sokolk bis Bukstel dauerte der vorhin erwähnte Straßendamm noch fort und der Reisende bemerkte dieß zu seiner größten Zufriedenheit. Von Bukstel bis Dialgostock ist es derselbe Fall. Ich machte diese 6 Meilen in 4 Stunden. An den beyden vorhin genannten Orten fand ich in den Posthäusern Zweige von zwey Sächsischen Familien, die, seit Augusts des Zweyten Zeiten, hier die Postmeisterstellen ausfüllen, und deren Glieder jetzt schon 44 Köpfe stark sind. Sie bilden eine kleine bürgerliche Gesellschaft, die durch Blutsfreundschaft genau zusammenhängt, ihre Kinder wechselseitig unter einander verheyrathet, kein Polnisches Blut einläßt, so weit dieses zu vermeiden ist; und übrigens acht Sächsische Sitten und Mundart beybehalten hat, wenn auch die Männer sich zum Theil Polnisch kleiden. Nettigkeit und Sauberkeit zeichnen die Posthäuser, worin sich dieß Bölkchen befindet, vor allen übrigen in Litthauen sehr vortheilhaft aus.

Dialgostock, wo ich Abends um 7 Uhr, nach zurückgelegten 16 Meilen, schon ankam, ist das neueste und artigste Städtchen, das ich in Litthauen angetroffen habe. Die Straßen sind gerade und in der Mitte sehr gut gepflastert;

die Häuser fast alle regelmäßig, von Backsteinen aufgeführt; und fast alle nach einerley Geschmack, nämlich den Giebel nach der Straße und Einen Stock hoch. Der Marktplatz ist geräumig und wird durch eine Halle, die einen Thurm ziert, recht artig möblirt. Es war sehr lebhaft. Fast in allen Häusern war Musik und aus allen Fenstern sahen und vor jeder Thür standen Menschen mit fröhlichen, freylich ziemlich hochroth gefärbten Sonntagsgesichtern und aufgetriebenen Zügen, welche auf die Art ihres Genusses deuteten. Da ein beträchtliches Detaschement Polnischer Infanterie hier stand, so lieferte dieß die Stuzer für die Stuzerinnen aus der Küche und den Schenkstuben, und das Verkehr dieser lustigen Bande war wirklich praktischer und weniger versteckt oder decent, als ihres Gleichen aus der großen Welt es zu unterhalten pflegen.

Dieß Städtchen gehört der Schwester des Königs, Madame de Cracovie, Witwe des Hetman Branski. Es ist hier ein Schloß, mit einem geräumigen, gut unterhaltenen Garten. In dem Gebäude selbst herrscht ein reiner korrekter Geschmack und die Menge von Säulen, die seit 10 bis 15 Jahren fast alle moderne Palläste stützen zu sollen scheinen, findet man daran nicht. Das Ganze gewährt einen sehr heitern, freyen Anblick, den die neuere Baukunst immerhin einen kahlen nennen mag, und Höhe und Umfang sind der Lage und Bestimmung so angemessen, daß dem Gefühle der Kongruität nicht die mindeste Gewalt angethan wird. Der Garten ist klein, Französisch, und kalt, aber seine Umgebungen desto lebendiger. Man tritt nämlich aus demselben in ein Nasenrevier, das mit stattlichen Bäumen bepflanzt, mit künstlichen Erhöhungen und Vertiefungen durchschnitten und von einem dichten, romantischen Park begränzt ist, in wel-

chem eine Menge von Rehen und Fannhirschen spielen, die hier in einem Umfange von dritthalb Meilen kaum fühlen können, daß sie ihre Freyheit verloren haben. Die Kunst hat hier der Natur fast unmerklich nachgeholfen und beyde befinden sich sehr wohl dabey. Unter andern stößt man auf eine Allee, die ich so schön gesehen zu haben mich nicht erlinnere; und ich sage dieß, ohne durch die magische Dämmerung, während welcher ich sie sah, ohne durch den eigenstinnig abwechselnden Nachtigallensang, der mich dort entzückte, gewonnen zu seyn. Ich fühlte mein Herz, nach einer Reihe von erkältenden und verengenden Geschäften, zum erstenmal wieder erwärmt und erweitert und alle die Saiten auf einmal wieder angezogen, mit deren Erschlaffung ein großer Theil meiner Gesundheit und ein kleinerer Theil meiner Heiterkeit verloren gegangen war.

Ich fuhr denselben Abend noch weiter nach Woyzk und Bielsk, und fand den Weg immer noch sehr einförmig, fast durchgehends sandigt, waldigt, übrigens aber nicht beschwerlich. Zu Bielsk, wo ich den 7ten May des Morgens ankam, stand ein Detaschement von der Polnischen National-Kavallerie, das gerade aufmarschirte, um dem General zu seinem Namenstage militairisch Glück zu wünschen. Vielleicht ist es hier nicht am unrichtigen Orte, einige Bemerkungen über diese Truppen mitzutheilen.

Die Polen sind geborne Reiter. Daß sie zugleich gute Reiter seyn müssen, macht die Natur ihrer Pferde. Ihr Feuer, ihre Schnelligkeit, ihre Hartnäckigkeit erfordern Reiterkunst, Muth und Kraft; ihre Dauerhaftigkeit und Genügsamkeit machen sie zu den Beschwerlichkeiten des Krieges ausgezeichnet geschickt, so wie die letzte Eigenschaft erlaubt, sie

in Menge zu ziehen und solchergestalt fast die ganze Nation beritten zu machen. Da diese überdieß aus dem Ackerbau ihre Hauptbeschäftigung macht, da zwey Drittel derselben auf dem platten Lande zerstreut und getrennt wohnen, so braucht sie Pferde zu ihrer Subsistenz eben so wohl als zu ihrer Erholung und zum freundschaftlichen Verkehr.

Vielleicht ist es aus diesen Gründen, daß die Polnischen Armeen immer stärker an Reiterey als an Fußvolk waren, und daß erstere dem letztern beständig an Disziplin, Ordnung und Nachdruck überlegen blieb. So war es in Polen vor Jahrhunderten, so war es voriges Jahr in dem Kriege gegen unsre Kaiserin.

Als der letzte Reichstag (von 1788 bis den 18ten May 1792) zu wirken anfang, waren, außer den beyden Gardern, die Infanterie-Regimenter ziemlich unbedeutend an Zahl, wie an militairischer Kunst; aber die National-Kavallerie war gut beritten, sorgfältig rekrutirt und jede Fahne derselben fünf und vierzig Köpfe stark. Der Reichstag fand es seinen Planen gemäß, sie zu vermehren, und verstärkte wirklich jede Fahne bis zu hundert und fünfzig Mann. Zu dieser Augmentation fanden sich mehr Rekruten, als zur Augmentation der Infanterie. Da man so politisch gewesen war, dieser Reiterey eine schöne Uniform zu geben, so drängten sich junge Leute vom höhern Adel nach Offizierstellen, und ich selbst habe damals im Reichstagsaal von den Reichsbothen fast immer ein Drittel in dieser Uniform gesehen. Sie war ein Zeichen des Patriotismus geworden. Alte und reiche Edelleute gaben ihre Söhne zu Towarjyszen her, und sogar Reichsbothen hielten es nicht unter ihrer Würde, solche zu werden. Sie zeichneten sich von den Gemeinen dadurch aus, daß sie

Epaulers und Fähnchen trugen, wie die Ulanen, auch Offiziers-Rang hatten. Bey jeder Fahne waren deren eine bestimmte Anzahl.

Dieser Kern der Polnischen Armee, bestand aus den jüngsten, schußten Leuten, von denen über zwey Drittel erst vor Jahresfrist geworben waren, und welche die Evolutionen der Reitercy unglaublich schnell faßten und praktisch exekutirten. Ich habe damals vor Warschau einen Theil derselben manövriren sehen, und wenn ihre Taktik noch nicht die Einheit und Präzision der Oesterreichischen und Preussischen Kavallerie-Evolutionen hatte, so waren sie ihr an Schnelligkeit, Saftelfestigkeit und Geschmeidigkeit des einzelnen Reiters unendlich überlegen. Auch haben sie ihre Pflicht während des letzten Krieges fast durchgehends gethan. Selbst unsere Offiziere stellten gegen mich hierüber ein unverwerfliches Zeugniß aus.

Die Uniform dieser Kavallerie ist, für die Gemeinen, eine dunkelblaue Kurta (kurze Jacke) mit rothen Aufschlägen; eine lange, Ungarische Hose von Tuch, in der Farbe wie die Aufschläge; kurze Stiefeln; ein rundes und hohes, schwarzes Kaskett. Ihre Waffen sind: der Säbel, zwey Pistolen, ein Karabiner, und, bey den Towarjyszen, noch eine Pike mit einem Fähnchen. Für die Offiziere dieselbe Tracht, nur unendlich feiner und mit Epauletten, Scherpen, Degengehenken, Feldtaschen, alles reich von Silber, verziert. Die langen Bekleider aber sind bey ihnen blau, und von den Hüften herab an der Aussenseite des Schenkels und Beines mit kramoisin-rothen Bändern eingefast. Auf dem Kopfe die gewöhnliche, viereckigte, Polnische Mütze, kramoisin-roth, und mit einer weißen Feder und Kordons verziert; die Scheibe

des Degens, der, nach Husarenart, lang herabhängt, mit Silber ausgelegt; der Griff von dem feinsten Stahl. Das Ganze kleidet wohlgewachsenen Männern, deren man unter dieser, im Ganzen schönen, Nation, so häufig findet, nach meinem Geschmack, vortreflich. Dieß herrliche Korps wird, wie man sagt, nächstens, wo nicht ganz, doch dem größten Theile nach, theils aufgehoben, theils von den theilenden Mächten in ihre Armeen hinüber genommen werden.

Das erwähnte Detaschement zu Bielsk brachte, wie ich gesagt habe, seinem General einen militairischen Glückwunsch, aber — zu Fuße. Zwey Füße sind nicht genug für diese Centauren. Sie standen, marschirten und richteten sich so schlecht, wie man es sich nur einbilden mag, und ihr Laden und Feuern würde ihnen das Achselzucken eines achttägigen Preußischen Rekruten zugezogen haben. Nach dem Wandver trat ihr Oberster, Graf St\*\*\*, den ich vordem in Warschau hatte kennen lernen, zu mir und sagte: Monsieur, mon monde n'est pas sur les terres. Ich bejahete dieß, denn er war kompetent; aber ich versicherte ihm, seine Leute auf ihrem natürlichen Grund und Boden gesehen zu haben.

Uebrigens ist Bielsk ein Städtchen, wie Mieskut.

Da ich jetzt in dem eigentlichen Polen war, so boten sich mir manche Unterscheidungszeichen von Litthauen dar, die ich weiter unten anzugeben Gelegenheit finden werde.

Von Bielsk eilte ich weiter auf Bransk, Polikrow, Krzemien, Sokolow und Wengrow, lauter Städtchen oder Flecken, wie die meisten oben beschriebenen. Zu Wengrow standen 2000 Russen, und ich mußte mir, von dem Thore an, die Begleitung eines Russischen Korporals bis zur Regimentskanzley gefallen lassen, wo man in der That nur

meinen Namen wissen wollte. Da ich in einem Lande geboren bin, wo man die militairliche Ordnung nicht für Sklaverey hält, so ist mir diese, wie andre ähnliche Operationen, nicht im mindesten aufgefallen; aber in Polen machte man sie zu einem Gegenstande ängstlicher Beschwerden und rechnete sie zu den Dingen, welche nur ein offenbarer Krieg entschuldigen könnte. Man schliesse aus diesem Zuge, von welcher Natur der Begriff ist, den man sich hier gemeiniglich von Freyheit macht. Wie kann er aber auch vielseitiger seyn; da er nur auf einen Ausschuss von kleinen unumschränkten Herren zu passen braucht, die den Grundsatz: wir sind frey für Euch alle, bey dem Kern ihrer eigenen Nation mit der Peitsche geltend zu machen pflegen?

Der Weg von Wengrow, von wo ich noch den Abend wieder abfuhr, über Makowz, Stanislawow und Okuniew nach Warschau, bietet, wie vorher der nach Wengrow, wenig Abwechslung dar. Sand und Wald begleiteten mich bis nach Warschau, wo ich den 7ten. Morgens um 9 Uhr ankam. Also hatte ich in 6 Tagen und 2 Nächten  $96\frac{1}{2}$  Meile zurückgelegt. Ich fürchte, daß ich in Ländern, die in besserem Rufe stehen, als dieß vermeynte wilde, zu einer ähnlichen Strecke noch einmal so viel Tage und Nächte werden brauchen müssen.

Dieß führt mich zu einigen Bemerkungen über den Zustand der Posten in Litthauen, die ich um so lieber bekant mache, da man gewöhnlich glaubt, durch eine Wildniß oder durch Litthauen reisen, sey einerley.

Der Preis der Postpferde ist, wie überall, das Stück die Meile 2 Polnische Gulden oder 8 Groschen; der Postillon aber bekömmt, die Station mag zwey, drey oder vier Meilen



stark seyn, nur 2 Polnische Gulden, die dem Postmeister sogleich mit bezahlt werden. Dieser giebt sie dem Postillon erst bey seiner Zurückkunft, damit er, wenn er diesen Reichthum unterwegs in die Hände bekäme, sich nicht betrinken könne, was der einzige Genuß für Leute dieser Art hier zu Lande ist. Will man ihm, nach zurückgelegter Station, noch außerdem belohnen, so küßt er einem für drey bis fünf Polnische Groschen Hand und Kock.

Die Pferde sind durch ganz Litthauen klein, aber das vermindert ihre Brauchbarkeit nicht. Man hat gesehen, was ich täglich für Strecken mit ihnen zurücklegte. Ihre größte Tugend ist laufen, und mehr als Ein Postillon hat mich zwey Drittel der Station im Galopp, zum Theil in gestrecktem Laufe gefahren. Ziehen ist ihre schwache Seite, deshalb geben die Postmeister, ungefordert, zuweilen ein auch zwey Pferde mehr, die man nicht bezahlt. Ich hatte etnige Stationen hindurch 5 Pferde, da ich doch nur drey bezahlte, und die stehende Anzahl war durchweg vier. An ihrer Figur und ihrem Seilzenuge muß man keinen Anstoß nehmen. Erstre ist so unansehnlich, und letzteres so llederlich, daß man, auf den ersten Blick, an seinem Fortkommen verzweifelt. Auch ist der Postillon auf jeder Station ein paarmal gezwungen auf eine Minute abzustiegen und daran zu knlppern.

Die Postillone, obwohl sie zum Theil, besonders in dem Kern von Litthauen, weder Röcke, noch Hosen, noch Stiefeln haben, sind vortreffliche Fuhrleute, und fahren, Troß ihrer Eilfertigkeit, mit einer Vorsicht und Sorgfalt, die ich zuweilen bewundert habe. Sie sind höflich, willig und genügsam. Nur zweymal ist es mir auf der ganzen Reise nach Warschau vorgekommen, daß der Postillon vor einem Krüge anhält, aber er verweilt

nie über fünf Minuten. Noch dazu drang ihn die Hitze, einen kühnen Trurf zu thun. Es fällt diesen armen Menschen nicht ein, die Bezahlung dafür von dem Passagier zu fordern, nach der zudringlichen Weise der Preussischen und Sächsischen Postillone. Unter den Litthauischen Postknechten habe ich keinen einzigen Versoffenen gefunden.

Die Postmeister sind die gefälligsten Leute von der Welt; der Pferdewechsel dauert nicht zehn Minuten. Da die Pferde des Commers zu zwanzig und dreyßig Stück um die Station her weiden, so ist ein Stoß in das Horn von Seiten des ankommenden Postillons genug, um die Hüter zu benachrichtigen. Sie werden von der Weide sogleich vor den Wagen getrieben, und da man nichts von Kuntzen weiß, sondern ihnen blos eine Art von Schlinge, woran die Stränge befindlich sind, umhängt, so ist alles in wenig Minuten gethan und man fährt weiter. Daß man die Landessprache nicht versteht, stört nicht. Man merke sich nur aus derselben das Wort Pferd und ein Paar Zahlen, weiter bedarf es nichts. Das Geld lernt man ohnehin und ohne Lexikon immer am leichtesten nennen und kennen.

In den Posthäusern findet man durchgehends Betten oder eine gute Streu; in mehreren zu essen und zu trinken, und, nach Landeart, auch wohlfeil. Uebel wird man indessen nicht thun, so wie man in keinem Lande übel daran thut, einen kleinen Vorrath von eß- und trinkbaren Lebensmitteln bey sich zu führen. Zu Keidan, Kauen, Krokstan, Grodno, Bialgostok, Wengrow, und in einigen andern Posthäusern der Litthauischen Route, hat man aber, was man unterwegs nur zu wünschen befugt ist.

Eigentliche Heerstraßen giebt es in Litthauen blos streckenweise und ich habe diese Strecken oben gelegentlich bemerkt; indessen bin ich doch nur, während der ganzen Reise, auf vier oder fünf Stellen gestossen, die im Winter oder bey regnerischer Zeit im Sommer, die Gefahr des Streckenbleibens droheten. Da aber der übrige Theil des Weges bald durch Sand, bald durch Fichten- und Tannenwälder läuft, so hat man hier zu keiner Zeit davon etwas zu besorgen. Daß die Landschaft übrigens nicht unangenehm, daß sie in einigen Gegenden wirklich reizend und im Ganzen sehr fruchtbar ist, hat sich schon gelegentlich aus meinen, mit Absicht umständlichen, chorographischen Bemerkungen ergeben.

Ich habe zur Rettung der Litthauischen Posten, die, wenn ich nicht irre, Corye eben so sehr, als die allgemeinen Begriffe, die man sich von Polen macht, herabgesetzt haben, die vorstehenden Bemerkungen niedergeschrieben; aber auch Reisende, die nach Kurland, Liefland und Rußland gehen, werden mir für diese Umständlichkeit danken, wenn sie sich der Unbequemlichkeit erinnern oder davon gehört haben, die man auf der höchst langweiligen, einsörmigen Route über Berlin, Königsberg und Memel zu dulden hat. Aus dem Mittelpunkte von Deutschland her ist diese Tour um wenig Meilen weiter als jene, und sie machen sie mit weniger Unkosten, mehr Schnelligkeit, unter gefälligen Leuten, in einem größtentheils fruchtbaren und angenehmen Lande.

Auch lasse man sich nicht verleiten, was von der Unsicherheit der Wege gesagt wird, zu glauben. Ich selbst habe diesen Weg dreyimal gemacht, viele meiner Freunde ebenfalls, und nie hat sich etwas Verdächtiges gezeigt, weder bey Tage noch bey Nacht.

Ich fasse hier noch einige Bemerkungen über Litthauen und einen Theil des eigentlichen Polens zusammen, durch den ich jetzt gekommen bin.

Litthauen ist mehr eben als hügelig, und Ackerland und Wald wechselt ziemlich zu gleichen Theilen mit einander ab. Der Ackerbau wird, für diese Länder, mit großer Sorgfalt betrieben und hier und da fand ich Spuren von wahrer Sächsischer und Böhmischer Zubereitung des Landes. Dieses ist an sich selbst, im Ganzen genommen, vortrefflich und ein milderes Klima greift ihm unter die Arme. In Liefland und Kurland verließ ich die Saaten noch kaum aus der Erde hervorkriechend; zehn oder funfzehn Meilen nach Litthauen hinein, war es im Begriff, zu schossen. Eben so mit dem Triebe der Bäume. Die Weiden und der Schlehdorn blüheten, die Birken waren grün. Die Wiesen und Ager zeigten die frischeste Grösse und zahlreiche Heerden von starkem Hornvieh standen auf denselben zerstreut.

Dies gewährt einen erheiternden Anblick, aber einen desto gräßlichern die waldigten Gegenden des Landes. Man sieht hier, was Ueberfluß und Indolenz für Unheil anrichten. Ich bin durch meilenlange Wälder gekommen, in welchen, auf beyden Seiten des Weges, die schönsten Bäume lagen, theils frisch umgebrannt (denn, sie umzuhauen, giebt man sich nicht die Mühe) theils schon mit der Schwärze der Verwitterung überzogen, theils in förmlichem Moder und Staube. Ganze Strecken Wald lagen öde und verwüstet, und die übrig gebliebenen Stumpen, die bald bis in die Wurzel ausgebrannt waren, bald wie verbrannte Pallisaden verkohlt da standen, gaben einen unmuthig machenden Anblick. An einigen Stellen fand ich Bäume und Heidekraut noch glühend und rauchend,

und kein Mensch bekümmerte sich darum; auch ist es in Lithauen nichts ungewöhnliches, daß Wälder Wochen lang brennen und in Asche zerstäuben. Die Viehhüter, wenn sie friert, legen, in einer schadenfrohen Faulheit, Feuer an den ersten, den besten Baum, und wärmen sich daran, und es fällt ihnen nicht ein, lieber Keißig zusammen zu suchen, um daran ein schnelleres und wirksameres Feuer zu haben. Wer Kohlen braucht, zündet geradezu einen oder mehrere Bäume an, läßt sie ausbrennen und hat Kohlen.

Der merkantillische Geist verwüftet diese schönen Wälder nicht minder unbarmherzig. Man sägt von den schönsten Bäumen nur das dickere Ende ab, etwa zwölf bis funfzehn Fuß, das übrige, oder die Topenden bleiben im Walde liegen und verfaulen. Ein paarmal habe ich bemerkt, daß man Felder und Gärten mit solchen Enden und andern verbrannten Bäumen verjäumt hatte, und der Wirth, der dieß that, dünkte mich, bey der gewöhnlichen wüsten Holzwirthschaft, noch ein merkwürdiger und thätiger Mann. Was meynt man zu dem Zuge, daß ich mehrere Bäume, die über die Herrstraße gefallen waren, in der Mitte, nach der Weite einer Wagenspur, durchsägt fand, während das ausgesägte Stück mit der Krone und den Wurzeln unangerührt an der Seite liegen geblieben war?

Die Züge von Faulheit und Sorglosigkeit, die hieraus hervorgehen, bezeichnen auch in der That den Charakter der Lithauer; freylich in keinem höhern Maße, als bey allen übrigen leibeigenen Völkern. So in Plesland, Kurland und Rußland, so in Polen und in Ungarn. Was der Bauer zu seinem elenden Unterhalte braucht, findet er immer, wo nicht in seiner eigenen Wirthschaft, doch bey seinem Herrn, mit dem er

in eben dem Kontrakte steht, worin wir alle mit unsern Pferden und übrigen arbeitenden Thieren stehen: er giebt Arbeit für Futter. Daß es ihm einfallen sollte zu sparen, Borrath zu sammeln! Hat er das seinige aufgezehrt, oder durchgebracht, so fordert er von seinem Herrn, was er bedarf, damit er ihm nicht stirbt, und bietet dafür seinen Rücken dem Kantschuh dar. Er will sich lieber prügeln lassen, als arbeiten, weil er weiß, daß dieß die Lösung zu noch stärkern Arbeiten seyn würde. So fällt auf seinem Herrn nicht bloß seine Faulheit zurück, sondern auch seine verderbte Gemüthsart, die sich, wie alle Sklavencharaktere, in Heimtücke, Schadenfreude, List und Betrug zeigt. Ich kann unmöglich für ein plötzliches Aufheben der Leibeigenschaft seyn, weil ich in einem Lande lebe, wo man sich über dessen Gefährlichkeit wohl unterrichten kann; aber den Schritt, der äußerst wohlthätig wäre, könnte man gewiß thun, daß man dem Bauer das Fleckchen Landes, was er einmal besitzt, für ihn und seine Erben auf immer zusicherte. Dann besäße er in der That eine Art von Eigenthum, das er nach dem Maße seiner Thätigkeit ausbilden könnte, ohne zu besorgen, daß sodann diese Thätigkeit ihn um seinen bisherigen Wohnsitz bringen, und ihn auf einen undankbaren Fleck verpflanzen würde, den er nun, wie sein Herr von ihm erwartet, durch seine Arbeit befruchten soll, um sodann von neuem von demselben weggesetzt zu werden.

Die Dörfer der Litthauer sind im höchsten Grade armselig. Holz und Stroh sind die Baumaterialien; an Schornsteine ist nicht zu denken. Da sie ihre eigene Wohnungen lieblich bauen und an Reparatur nicht denken; so ist jedes Dorf ein Bild der Unordnung und Zerstörung. Verfaulte Wände und zerlöcherete Dächer sind allen gemein. In einigen

habe ich Scheuern gefunden, die nur aus einer geflochtenen Horte bestanden, über die ein verfaultes Dach gestülpt war. Man schenkte mir die Beschreibung des Innern..

Trotz dem allen sind die Litthauer eine, im Ganzen, wohlgebildete Nation; groß, vierschrötig und stark. Da sie durchgängig einen Zwickelbart tragen, so giebt dieß ihnen ein militairisches Ansehen; und da ihr Anzug meist lang ist und die Beinkleider weit und herunterhangend sind, so giebt ihnen dieß, nebst ihren Basteln, welches bloß ein Paar mit Bändern über dem Fuß befestigte Sohlen sind, eine Art von morgenländischem Ansehen. Auf dem Kopfe tragen sie eine mit Pelz besetzte Mütze, welche fast die Form der altmodischen Stutzperücken hat. Ihre Weiber tragen ähnliche lange Röcke, aber zugleich auch einen langen Unterrock, und ihre ganze Kopfbedeckung ist ein grobes, um den Kopf gewundenes Tuch, dessen Spitze zwischen den Schultern flattert. Das Tuch zu ihren Kleidern, oder vielmehr der wollene Zwillich, ist ihrer eigenen Hände Arbeit, und sie lassen ihn ungefärbt, meist braun oder weiß, wie die Wolle ihn giebt. Die Kinder sind Sommer und Winter im bloßen Hemde.

Natürliche Heiterkeit und Lustigkeit findet man bey ihnen selten; aber desto mehr die durch Brauntwein erkünstelte. Ihre Herren sorgen dafür, daß sie dergleichen in allen Krügen im Ueberflusse finden und so werden sie doch die Geber ihrer Fröhlichkeit, freylich für ihren letzten Pfennig und ihr letztes Körnchen Getreide. Diese Krüge sind an Juden theils verpachtet, theils sehen diese mit dem Besizer derselben auf den zehnten Groschen.

Man lege zu diesem allen noch den doppelten Umstand, daß sie ihre kleine luxuribsen Bedürfnisse von den Juden, und

ihre Seeligkeit von den Bettelmönchen kaufen müssen, so wird man selbst bemerken, was ich sonst über den bürgerlichen, sittlichen, ökonomischen und religiösen Zustand dieses Volkes noch sagen müßte.

Sobald man über die Litthauische Grenze ist, und in das eigentliche Polen eintritt, zeigen sich schon kleine Unterschiede, die es ankündigen, daß man sich unter einer andern Nation befindet. Nicht minder, als die Sprache, kündigen es auch andre äußere Umstände an. Schon die Tracht zeigt manche Verschiedenheiten. Sie ist minder armselig, als die Litthauische, und man findet sie schon häufig von farbigem Tuch, feiner Leinwand, mit anderem Schnitte. Die Basteln verschwinden und Stiefeln treten an ihre Stelle; so wie überhaupt der Pole lieber baarfuß geht, als daß er Basteln tragen sollte. Die Kleider der Weiber und Männer haben eine Form und einen Schnitt, der den Schneider verräth, und der eigenthümliche Polnische Geschmack an tausend Knöpfen und Schleifen wird hier schon sichtbar. Da der Bauer in dem eigentlichen Polen nicht ganz so gedrückt ist, als in Litthauen, so zeigt sich dieß in einer größern Wohlhabenheit, vermöge deren er bessere Häuser bauen, bessere Pferde halten und besseres Brod und Salz essen kann. Dieß ist wenig, in der That, aber wer würde auch dieß Wenige nicht mit erleichtertem Herzen bemerken?



## II.

## V e r s u c h

einige

Einwürfe gegen die Kantische Moralphilosophie  
zu heben.

Die Kantische Darstellung der moralischen Prinzipien beruht auf einer so scharfen Analyse des Vermögens der practischen Vernunft und einer so feinen Scheidung der von ihm herrührenden Bestimmungsgründe des Willens von jenem, welche aus dem selbstischen Triebe nach Vergnügen entspringen, daß es kein Wunder ist, wenn es vielen zu schwer fällt, sie zu fassen, und sich von ihrer Wahrheit zu überzeugen. Sie mußte in dem Zeitpunkte, in welchem sie dem Publikum mitgetheilt wurde, um so mehr Aufsehen, und so schärferen Widerspruch erregen, da gerade damals der Synkretismus, eine der Kantischen so ganz entgegengesetzte Art zu philosophiren, das allgemein verbreiteteste und beliebteste System der Moralphilosophie in Deutschland war.

Die Einwürfe, welche man den Prinzipien der sittlichen Philosophie Kants entgegengestellt hat, sind von ungleichem Werthe. Viele derselben ruhen auf so groben Mißverständnissen, oder verrathen so unzweydeutig eine unwürdige Verdrehungssucht, daß sie keine ernste Widerlegung verdienen. Andere folgen so natürlich aus denen mit der Verständniß der Grundsätze verknüpften Schwierigkeiten, und sind für die Hebung derselben so wichtig und lehrreich, daß eine genaue Beurtheilung davon eben so wenig für ein leichtes als ein unverdienstliches Unternehmen gehalten werden kann. Ich mache gegenwärtig einen Versuch, einige Einwürfe dieser Art zu prüfen.

Da ich hierbey nur dem Interesse der Wahrheit folge; so glaube ich mich berechtiget, auch allen Anschein des Polemikers zu vermeiden, und entwickele die Einwürfe nach ihrem wahren Verhältnisse zu den Kantischen Behauptungen, ohne besondere Rücksicht auf die Schriften derer Männer, von denen sie herrühren. Ist es mir nicht mißlungen, mich auf den Gesichtspunkt derselben zu versetzen, und in ihren Geist einzudringen, so werde ich mich des Vorwurfs nicht schuldig machen, ihre Ideen nicht vollständig oder stark genug dargestellt zu haben \*).

## I.

„Der höchste formale Grundsatz aller Sittenphilosophie, nach Kant, soll lediglich aus der Form der Vernunft hergeleitet seyn, also, ohne alle Hinsicht auf Erfahrung, a priori

\*) Auch sind nicht alle folgende Einwürfe aus Büchern gezogen. Mehrere sind mir von interessanten Männern in Gesprächen oder Briefen mitgetheilt worden.

„stehen. Allein in ihm wird vorausgesetzt, daß es mehrere „vernünftige Wesen gebe, von so gleichem Vernunftvermögen, „daß unter ihnen Gesetze allgemein gelten können. Dieses „kann uns blos Erfahrung sagen; mithin ist das Kantische „Prinzip kein Prinzip a priori, sondern setzt Erfahrung „voraus.“

Allerdings kann uns nur die Erfahrung in den Stand setzen, uns vom Daseyn anderer vernünftiger Wesen außer uns zu überzeugen. Allein diese auf empirischen Gründen beruhende Ueberzeugung ist keine Bedingung des Daseyns und der Gültigkeit des formalen praktischen Vernunftgesetzes. In diesen kommt blos die Idee von allen vernünftigen Wesen vor, und nur diese ist für die Gültigkeit desselben nothwendig. Es fragt sich nicht, ob wirklich solche außer uns seyen; vielmehr wird ohne Rücksicht darauf behauptet, ein vernünftiges Wesen solle, um in Einstimmigkeit mit sich selbst seine Freiheit zu brauchen, jederzeit seine Maxime auf die Idee eines Ganzen der vernünftigen Wesen beziehen, um ihre Tauglichkeit zu einem allgemeinen Gesetze zu erproben. Um aber diese Idee zu besitzen, bedarf es der Beyhülfe keiner Erfahrung; Verstand und Vernunft bilden sie aus ihren eigenen Mitteln. Ein Mensch, welcher gleich mit seiner Geburt auf eine Menschenleere Insel ausgesetzt worden wäre, und nie Wesen seiner Art gesehen hätte, könnte und müßte dennoch mit der Entwicklung seines Verstandes und seiner Vernunft auf die Idee anderer und aller vernünftiger Wesen gerathen, als zu welcher Idee er nichts weiter bedürfte, als der vervielfältigten Setzung der Idee seiner eigenen vernünftigen Natur. Wir können noch weiter gehen, um die Nichtigkeit des angeführten Einwurfs zu fassen. In dem höchsten

formalen Sittengesetze wird das vernünftige Wesen blos als vernünftiges gedacht, ohne die Vorstellung einer sinnlichen Natur hinzuzufügen, die ihm neben der vernünftigen etwa zukommen möge; das höchste formale Sittengesetz gilt daher für alle vernünftige Wesen, für Menschen, in wie fern sie dies sind. Die Idee eines daseyenden, rein vernünftigen Wesens außer uns aber kann keine Erfahrung geben, da in der Sphäre der für uns erkennbaren Dinge kein solches Statt findet.

Allein wenn wir auch zugeben müßten, der durch Erfahrung veranlaßte Begriff außer uns daseyender vernünftiger Wesen werde in dem von Kant aufgestellten obersten Sittengesetze gebraucht; (welches doch, dem Vorigen zufolge, nicht zugegeben werden kann,) so würde daraus keinesweges folgen, daß das Gesetz, als Gesetz, nicht ursprünglich und von der Erfahrung unabhängig sey. Die Form seines Gebiethens wäre dessen ungeachtet in der reinen Vernunft gegründet, und durch sie bestimmt.

## II.

„Es ist nicht erwiesen, daß nicht vielleicht das von Kant aufgestellte, und nach ihm von Mehrern angenommene moralische Gesetz nur ein verfeinerter Ausdruck des in der größten möglichen Allgemeinheit gefaßten Inhalts der Regeln der höhern Klugheit sey, und sich unsere Vernunft selbst täusche, wenn sie glaubt, es sey von der Selbstliebe, seinem Ursprunge nach, ganz unabhängig, da nur sein Zusammenhang mit der Selbstliebe etwas entfernt und versteckt ist. Eben des letztern wegen treffen die Aussprüche des gemeinen Menschenverstandes mit den Grundsätzen der Kantischen Mo-

„rationalphilosophie zusammen, weil der gemeine Menschenverstand, jenen Zusammenhang zu verfolgen, nicht fähig ist, und „Kant ihn sogleich, jedoch ohne Erweis, leugnet. Selbst „das Geständniß Kants, daß kein Mensch je mit Gewißheit „überzeugt seyn könne, nur nach dem Gesetze der reinen Vernunft gehandelt zu haben, scheint den Einwurf nicht wenig „zu bekräftigen.“

Wenn das oberste Sittengesetz, nach dem Kantischen Systeme, nur ein verfeinerter Ausdruck des in der größten möglichen Allgemeinheit gefaßten Inhalts der Regeln der höhern Klugheit wäre, so könnte es nicht möglich seyn, daß selbe mit Wahrheit aus der bloßen Form des Vernunftvermögens herzuleiten, vielmehr müßte dieß nur durch eine Sophistery geschehen, welche man zu eines jeden Ueberzeugung mit Evidenz umhüllen könnte. Allein allerdings läßt sich das oberste Sittengesetz aus der bloßen Form des Vernunftvermögens herleiten, ohne daß man sich einer Spitzfindigkeit schuldig macht, wie es denn von Kant in seiner Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und Kritik der praktischen Vernunft geschehen ist.

Was die Uebereinstimmung der Aussprüche des gemeinen Menschenverstandes mit den Prinzipien der Kantischen Moralphilosophie betrifft, so dürfte man die im Einwurfe versuchte Erklärung davon mit gutem Grunde sophistisch nennen. Die Aussprüche des gemeinen Menschenverstandes über freie Handlungen wären ganz widersinnig, wenn sie sich auf nichts gründen, als auf den Trieb nach Vergnügen und Glückseligkeit, ja es läßt sich beweisen, daß sie ganz unmöglich wären, wenn dieser Trieb in der Natur des Menschen die Allein- und Oberherrschaft hätte. Kant lieferte mit seiner Grundlegung der Metaphysik der Sitten, und Kritik der praktischen Vernunft,

den Kommentar über jene Aussprüche, so daß er wirklich bewies, die Aussprüche der gemeinen Menschenvernunft über Sittlichkeit seyen im Bewußtseyn der Gesetzgebung der reinen praktischen Vernunft gegründet, unabhängig ihrem Inhalte und ihrer Gültigkeit nach vom Triebe der Selbstliebe.

Aus dem Geständnisse Kants, daß kein Mensch je mit Gewißheit überzeugt seyn könne, in einem Falle nur nach dem Gesetze der reinen Vernunft gehandelt zu haben, folgt gar nichts gegen die Wahrheit dieses Gesetzes selbst, welches als Gesetz unwandelbar feststehet, gesetzt auch, es würde von keinem Menschen ausgeübt.

### III.

„Um den Grund und Ursprung des Kantischen obersten Sittengesetzes aus dem reinen Vermögen der praktischen Vernunft herzuleiten, müßte man unstreitig fähig seyn, diese Vernunft selbst zu erkennen, und zwar sie zu erkennen, wie sie an sich ist, nach ihrem wahren Verhältnisse zu den übrigen Vermögen des Menschen, und der Natur der Dinge überhaupt. Allein nach den Behauptungen der Kantischen Philosophie ist eine Erkenntniß der Vernunft selbst für uns nicht möglich, nicht möglich eine Erkenntniß ihres Verhältnisses zu den übrigen Vermögen des Menschen und der Natur der Dinge überhaupt. Es kann also in Beziehung auf den Grund und Ursprung des Kantischen obersten Sittengesetzes aus dem reinen Vermögen der praktischen Vernunft nichts mit Gewißheit entschieden werden.“

Die praktische Vernunft, als Kraft, ist bloß die Idee des Grundes der Wirklichkeit der höchsten formalen Gesetze für die Freiheit, eines Grundes, welcher außer dem Kreise

möglicher Erkenntniß für uns liegt. Wir erkennen bloß das Vermögen der praktischen Vernunft, dies erkennen wir aber auch, wie es an sich ist, denn es ist nichts anders, als die nothwendige unveränderliche Form der durch höchste Gesetze bestimmten Handlungen der Freiheit. Mit Recht schließen wir von dem erkannten Daseyn eines Vermögens auf das (nicht zu erkennende) Daseyn einer Kraft, in der es gegründet ist.

Wie sich die Kraft: praktische Vernunft zu den übrigen Kräften des Menschen, und die Natur der Dinge an sich verhalte, wissen wir freilich nicht, haben aber auch nur nöthig, das Verhältniß des Vermögens jener Kraft zu dem Vermögen des freien Willens zu kennen; und wenn wir fähig sind, zu wissen, daß wir Willungen hervorbringen können, denen wir die Form jenes Vermögens ertheilten, so ist diese Einsicht vollkommen zureichend, um uns von dieser Seite zu befriedigen, wenn unsere Forderungen nicht an Vermessenheit gränzen. Erkenntniß der Natur der Dinge an sich ist gar nicht gedenkbar, und durch Erkenntniß des Verhältnisses der Kraft der praktischen Vernunft zu denen von ihr verschiedenen Dingen kann unsere Erkenntniß ihres Vermögens und ihrer Gesetze nicht erweitert werden.

## IV.

„Diejenige Nothwendigkeit, welche dem Anschein nach den sittlichen Gesetzen der reinen Vernunft anhängt, kann ja wohl täuschen, und von den erfahrenen Verhältnissen der Dinge zu unsern Trieben, Begierden und Bedürfnissen herühren.“

Wenn diejenige Nothwendigkeit, welche mit der Vorstellung des höchsten Sittengesetzes der reinen Vernunft verknüpft ist, durch wahrgenommene Verhältnisse der Dinge zu unsern Begierden entstände, a) so wäre es nicht möglich, dasselbe und den Grund seiner Nothwendigkeit aus der Form des Vernunftvermögens selbst herzuleiten, ohne in eine Unwahrheit zu verfallen, die sich auf leichte Weise in ihrer Blöße darstellen ließe, allein, wie die That zeigt, so müßte man das ganze Wesen der Vernunft leugnen, wenn man ihre sittliche Gesetzgebung nicht in ihrer Reinheit und Selbstständigkeit anerkannte; b) die Unbedingtheit, Uneingeschränktheit, Nothwendigkeit und Allgemeinheit, welche es mit sich führt, wäre etwas erweislich widersinniges, indem aus einigen oder vielen, immer zufälligen Erfahrungen, von Verhältnissen der Dinge zu unsern Begierden kein praktischer Satz von einer solchen Gültigkeit gefolgert werden könnte.

## V.

„Es giebt gar keine reine Vernunft, vielmehr zeigt die „Zergliederung selbst der höchsten Begriffe derselben, und die „ganze Geschichte der Entwicklung unserer geistigen Fähigkeiten, daß die abgezogensten, und dem Anschein nach ganz reinen Ideen, doch nichts weiter sind als verarbeitete, ausgebildete, verglichene, in einander geknüpfte Erfahrungen. „Es giebt demnach auch keine reine praktische Vernunft, kein „von der Erfahrung unabhängiges Gesetz derselben.“ \*)

In diesem Einwurfe werden die Gründe der philosophischen Empiriker gegen alle reine Vorstellung angewendet auf die Vorstellung sittlicher Vernunftgesetze.

\*) Diesen Einwurf hat besonders Herr Titel in seiner Schrift: Ueber Herrn Kants Moralkritik, weitläufig aufgeführt.



1) Die philosophischen Empiriker haben in so fern Recht, als ohne Erfahrung kein Begriff zu unserm Bewußtseyn gelangt, und man die veranlassenden Ursachen der Entwicklung aller unserer, selbst unserer reinen Begriffe in Empfindungen des äußern und des innern Sinnes suchen muß. Dieß leugnet auch der Vertheidiger der durch Vernunftkritik entdeckten und bewährten reinen Philosophie nicht, stellt vielmehr selbst die Geschichte der Entwicklung unserer reinen Begriffe in der empirischen Seelenlehre dar. Auch des moralischen Gesetzes und der davon abhängenden Begriffe werden wir uns nur erst bewußt, wenn Verhältnisse von Dingen der wirklichen Welt uns zum handeln auffordern, Verhältnisse, welche allezeit einen Bezug auf unsere Glückseligkeit haben, mit unsern Trieben, Neigungen und Bedürfnissen zusammenhängen.

2) Allein daraus, daß ohne Erfahrung kein Begriff zu unserm Bewußtseyn gelangt, folgt nicht, daß alle unsere Begriffe aus Erfahrung entstehen, daraus daß wir die veranlassenden Ursachen der Entwicklung aller unserer reinen Begriffe in Empfindungen der äußern und des innern Sinnes suchen müssen, folgt nicht, daß sie alle nach Stoff und Form aus diesen Empfindungen entstehen. Und, wenn das moralische Gesetz mit denen davon abhängenden Begriffen erst dann in unserm Bewußtseyn hervortritt, wenn gegebene Fälle der wirklichen Welt uns zum handeln auffordern, so würde man nur fälschlich folgern, daß sein Inhalt und seine Form aus diesen Fällen geschöpft sey.

Sobald man, unterstützt von dieser Einsicht, das Raisonement des Empirikers betrachtet, muß man auch folglich von der Inkonsequenz desselben überzeugt werden. Denn wie umständlich, reichhaltig und fein er auch die in der Erfahrung

liegenden veranlassenden Ursachen der reinen Begriffe entwickelt, so reicht doch diese Geschichte nicht zu, um das Daseyn und Wesen dieser Begriffe begreiflich zu machen. Niemand würde dadurch getäuscht werden: 1) wenn jedermann sich die reinen Begriffe in ihrer Nothwendigkeit und Allgemeinheit vorstellte; 2) wenn nicht Viele die nur durch diese Begriffe mögliche Form unserer Vorstellungen, in die Dinge an sich, und den von den Sinnen zu überliefernden Stoff hineinlegten; 3) wenn nicht Viele der Grundbedingungen aller Erkenntniß ganz unfundig wären, und so wenig auseinandergesetzte Begriffe von dem hätten, was zu aller Erkenntniß gegeben seyn, und dem, was zu aller Erkenntniß, (von dem erkennenden Wesen aus seinem Vermögen) hervorgebracht seyn muß.

3) Alle Empfindung, sey es durch die äußern Sinnen, kann zu einem Erkenntniß nichts liefern als den Stoff; keine Empfindung kann Form geben. Alle Form unserer Erkenntnisse also muß in unserm Vermögen selbst ursprünglich gegründet seyn. Nun giebt es auch in dem Gemüthe aller Menschen Vorstellungen, durch die nichts vorgestellt wird, als Form, verbunden mit dem Charakter der Nothwendigkeit und Allgemeinheit; d. h. mit dem Bewußtseyn, daß nach ihnen gegebene Stoffe zur Erkenntniß und zwar von Allen auf gleiche Weise gebildet werden müssen. Diese Begriffe aus Erfahrung abzuleiten, ist unmöglich, auch hat es kein Empirist anders, als dem Scheine nach, gethan.

Die Behauptung des Empiristen, daß man durch die Auflösung aller reinen Begriffe auf Empfindungen, als deren alleinige Elemente, geführt werde, ist erweislich unwahr. Das gegen erhellet, daß, wenn man die solchen reinen Begriffen gesetzmäßig oder zufällig beygestellten Empfindungs- Vorstellungen

gen

gen absondert, eine Vorstellung übrig bleibt, welche so wenig aus Erfahrung entstehen kann, daß sie vielmehr da seyn und gleichsam zum Grunde liegen muß, damit gesetzmäßiger Zusammenhang der Empfindungs-Vorstellungen möglich werde. Man stelle die Operation mit dem Begriffe der Ursache der Möglichkeit u. a. an. Diese Begriffe führen sehr natürlich im Gemüthe eine unabsehbare Menge gehabter Empfindungs-Vorstellungen mit sich, ja die Phantasie wird bey der allgemeinen Vorstellung jener Begriffe, Verknüpfungen von Empfindungs-Vorstellungen hervorziehen, die den Begriff der Ursache, oder der Möglichkeit in sich zu enthalten scheinen. Allein man wird jene Empfindungs-Vorstellungen wegdenken können, ohne daß der Begriff wegfalle, welcher vielmehr in seiner Nothwendigkeit und Allgemeinheit zurückbleibt, und von diesen Verknüpfungen von Empfindungs-Vorstellungen, die die reinen Begriffe in sich zu befaßen scheinen, wird man finden, daß die in ihnen Statt habende Verknüpfung die reinen Begriffe voraussetzt.

4) Bey den reinen Begriffen des theoretischen Erkenntnißvermögens leuchtet es schon hinlänglich ein, daß sie nicht blos etwa verarbeitete Empfindungs-Vorstellungen seyn können. In Hinsicht auf das moralische Gesetz und die davon abhängenden Begriffe gränzt es (ich kann nicht gelinder sprechen) an Widersinn, anzunehmen; daß ihr Stoff von Erfahrungen der äußern oder des innern Sinnes herrühre, und daß man sie in Empfindungs-Vorstellungen auflösen könne. Das moralische Gesetz bestimmt keinesweges die Natur und den Zusammenhang dessen, was seyn kann, ist, seyn muß, sondern den Charakter dessen was durch die Freiheit vernünftiger Wesen geschehen soll, im Betreff des absoluten Werthes

ihrer Willensbestimmungen. Es bestimmt denselben: a) für alle vernünftige Wesen, ohne Unterschied, für die Menschen, in wie fern sie dieß sind; b) ohne Hinsicht auf äußere Zwecke, und die Wirkungen, welche eine Willensbestimmung, die in That übergeht, in der wirklichen Welt haben mag; c) ohne Rücksicht auf den gewöhnlichen Weltlauf, und die gemeine Handlungsweise der meisten Menschen, so daß, wenn auch Menschen nie nach dem Gesetze gehandelt hätten, es doch darum nicht minder bey seinem Gebote bliebe; d) ohne alle Einschränkung und Nachlaß; e) unter Voraussetzung und unbedingter Aufforderung der Freiheit, eines Vermögens, welches sich uns keinesweges durch den innern Sinn zur unmittelbaren Erkenntniß darstellt.

Wenn der Empirist begränzt oder verirrt, oder hartnäckig genug ist, um dem Beweise des moralischen Gesetzes aus der Form der Vernunft, so wie ihn die Kantische Philosophie führet, das Recht auf seine Ueberzeugung zu versagen; so mache er doch wenigstens den Versuch, die Idee dieses Gesetzes aus der Erfahrung abzuleiten, und in Empfindungs- Vorstellungen aufzulösen. Denn gesetzt auch, dasselbe wäre bloß ein willkührliches Werk der Spekulation, durch Abstraktion aus Data der Erfahrung gebildet, so müßten sich doch unstreitig diese Data, müßte sich die Art und Weise zeigen lassen, wie aus denselben jene Idee gebildet werden konnte. Allein der Erfolg wird unausbleiblich lehren, daß es eben so unmöglich ist, das Daseyn und Wesen des moralischen Gesetzes nach dieser Methode zu erklären, als es unmöglich ist, irgend eine Idee der reinen theoretischen Vernunft durch dieselbe ihrem Ursprunge, Form und Inhalt nach begrifflich zu

machen. Erfahrung kann nirgends Data geben, um das moralische Gesetz daraus zu bilden.

Wollte der Empirist erwidern, „daß freilich gesetzmäßig und bündig bearbeitete Data der Erfahrung zu diesem Gesetze nicht hinführen, daß es ein chimärisches Produkt sey, welches nur durch Mißbrauch der Data der Erfahrung, durch trügerische Verallgemeinerung und Folgerung, gegen die Gesetze des Denkvermögens, in dieser scheinbaren Form von Unbedingtheit, Nothwendigkeit, Allgemeinheit und Reinheit, aufgestellt werden könne, daß eben die Unmöglichkeit, hinreichende Data der Erfahrung aufzuzeigen, aus welchen dieses Gesetz gesetzmäßig und bündig gebildet seyn könnte, beweiße, daß es nur auf Mißbrauch und falscher Behandlung von Data der Erfahrung beruht, und daß es nur dann erst auf seinen wahren Ursprung und seine Quelle hinweise, wenn man es in seinem wahren (obwohl von Kant sorgfältig verborgenen) Zusammenhange mit dem Triebe nach eigener Glückseligkeit, und dem Interesse für fremde Glückseligkeit betrachtet;“ so ergehen an Ihm mit vollkommenem Rechte folgende Forderungen: a) daß er zeige, es gebe keine praktische Vernunft, d. h. wir seyen nicht durch eine gewisse Klasse homogener und sich gesetzmäßig gleichbleibender Thätigkeiten unsers Subjekts gezwungen, dieses Vermögen anzuerkennen; b) daß er zeige, es gebe keine reine praktische Vernunft, d. h. wir seyen nicht durch eine gewisse Klasse homogener und sich gesetzmäßig gleichbleibender Thätigkeiten unseres Subjekts gezwungen, anzuerkennen, daß dieses Vermögen, unabhängig von jedem andern, in sich selbst ein höchstes Gesetz enthalte, welches mit Nothwendigkeit über die Selbstbestimmung durch Freiheit entscheidet; c) dieses Gesetz sey nicht dasjenige, wel-

ches der Urheber der kritischen Philosophie aufgestellt hat; d) es könne außer Zusammenhang mit dem Triebe nach eigener Glückseligkeit, und dem Interesse für fremde Glückseligkeit betrachtet, keinen bestimmten Sinn und keine volle Gültigkeit haben; e) daß er den von ihm vorgegebenen Zusammenhang jenes Gesetzes mit dem Triebe nach eigener Glückseligkeit, und dem Interesse für fremde Glückseligkeit zeige, ohne etwas Widersinniges darin aufzunehmen, und zugleich darthue, wie aus dem Triebe nach eigener Glückseligkeit und dem Interesse für fremde Glückseligkeit durch Daten der Erfahrung ein nothwendiges und allgemeines Gesetz (denn ein solches muß es doch seyn) gebildet werden könne.

## VI.

„Man muß um nach dem von Kant aufgestellten Sittengesetze zu entscheiden, doch jederzeit zu Erfahrungskennntnissen keine Zuflucht nehmen, welche die subjektiven Eigenschaften und Bedingungen der menschlichen Natur, das Verhältniß der Dinge zu den Bedürfnissen, Trieben und der Glückseligkeit der Menschen, die Verhältnisse der Menschen selbst gegen einander im außergesellschaftlichen und im gesellschaftlichen Zustande betreffen. Nicht genug, daß das Gesetz uns gebietet, nur Maximen zu befolgen, von denen wir wollen können, daß sie allgemeine Gesetze werden, wir müssen auch bestimmte Gründe und Kriterien bekommen, um darnach einzusehen, welche Maximen wir als allgemeine Gesetze wollen können. Solche Gründe und Kriterien aber liegen nur in der Sphäre der Erfahrung.“

Dieser Einwurf beruht ganz auf einem Mißverständnisse des von Kant aufgestellten obersten Sittengesetzes. Wenn dieses

Gesetz gebietet, nur nach solchen Maximen zu handeln, die wir auch zugleich als allgemeine Gesetze wollen können, so beruht diese Möglichkeit nicht auf einer Hinsicht auf die physische Erhaltung und Wohlfahrt der übrigen Menschen und unsrer selbst, sondern lediglich auf der Hinsicht auf die innere Uebereinstimmung des vernünftigen Wesens mit sich selbst. Unstreitig ist es ein großer Unterschied, ob ich frage: a) ob eine Maxime, als allgemeines Gesetz gedacht, den Grundgesetzen eines vernünftigen Wesens widerspreche; oder b) ob, wenn eine Maxime als allgemeines Gesetz gedacht würde, man sich zugleich denken könne, daß seine und der übrigen Menschen Wohlfahrt bestehe. Die erste Frage enthält das Kriterium des sittlichen Werthes, die zweite das Kriterium der Tauglichkeit einer Handlung für den Zweck der Glückseligkeit; die erste Frage ist von der letztern wesentlich verschieden, und erfordert eine Beantwortung, die von der letztern ganz unabhängig ist. Wenn das oberste Sittengesetz, nach Kant gebietet, man solle nur Maximen befolgen, die man als allgemeine Gesetze wollen könne, so gebietet es keinesweges, bey seiner Selbstbestimmung im Handeln darauf zu sehen, daß der Mensch und die Menschheit nach ihren physischen Bedürfnissen und Zwecken bestehen könne, (wovon erst in der moralischen Klugheitslehre die Rede seyn kann) sondern darauf, daß es nicht den höchsten Gesetzen der Vernunft nach ihrem Verhältnisse zur Freyheit widerspreche, die Maxime die man befolgt, als allgemeines Gesetz zu denken, oder zu wollen. Unterwerfen wir also der Kritik nach diesem Kriterium die Maxime: „ich darf jedes Versprechen willkührlich zurücknehmen, wenn es mein Vortheil fordert, und ich allen möglichen Schaden durch Klugheit vermeiden kann,“ so fragt

sich nicht, ob, wenn diese Maxime allgemeines Gesetz würde, das Wohl der Einzelnen und des Ganzen bestehen könnte; sondern: ob ein vernünftiges Wesen nicht in innern Widerspruch mit sich selbst gerieth, wenn es dieselbe als allgemeines Gesetz für alle vernünftige Wesen dächte, oder wollte, ob es nicht da zugleich bejahen und verneinen müßte. Niemand kann erweisen, daß die Menschheit nicht bestehen könnte, wenn jene Maxime allgemeines Gesetz würde, vielmehr läßt sich darthun, daß die Menschheit bey derselben, als allgemeiner Regel, obwohl minder bequem und ruhig, doch gewiß bestehen könnte. Allein das kann apodiktisch bewiesen werden, daß ein vernünftiges Wesen, blos in Hinsicht auf die Gesetze seiner Vernunft nach ihrer Beziehung auf Freyheit, in Widerspruch mit sich selbst gerieth, wenn es jene Maxime als allgemeines Gesetz auch nur denken wollte.

Es ist offenbar falsch, daß man, um das von Kant aufgestellte oberste Sittengesetz in gegebenen Fällen anzuwenden, die Entscheidungsgründe von der Erfahrung hernehmen müßte, denn durch diese wird sich immer nur beurtheilen lassen, ob man eine Maxime als allgemeines Gesetz ohne Nachtheil für die Einzelnen und das Ganze denken oder wollen könne, worauf es bey der Entscheidung über die bloße absolute Güte der Maxime gar nicht ankommt.

Kant wählt in seiner Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, um die Anwendung des obersten Sittengesetzes zu zeigen, einige Beispiele von Pflichten gegen sich und andere. Man hat bemerkt, er habe bey diesen Beispielen selbst zur Erfahrung seine Zuflucht nehmen müssen. Und in der That scheint es so, wenn man sich blos an den Ausdruck hält. Das erste Beispiel ist vom Selbstmord aus Lebens-



überdruß hergenommen; „Die Maxime dessen, heißt es: der sich aus Lebensüberdruß den Selbstmord erlaubt, ist: Ich mache es mir aus Selbstliebe zum Prinzip, wenn das Leben bey seiner längeren Frist mehr Uebel droht, als es Annehmlichkeit verspricht, es mir abzukürzen. Es fragt sich nur noch, ob dieses Prinzip der Selbstliebe ein allgemeines Naturgesetz werden könne. Da sieht man aber bald, daß eine Natur, deren Gesetz es wäre, durch dieselbe Empfindung, deren Bestimmung es ist, zur Beförderung des Lebens anzutreiben, das Leben selbst zu zerstören, ihr selbst widersprechen, und also nicht als Natur bestehen würde, mithin jene Maxime unmöglich als allgemeines Naturgesetz Statt finden könne, und folglich dem obersten Prinzip aller Pflicht gänzlich widerstreite.“ — „Sehe man, sagt Herr Titel: wie schon zur Selbstliebe, also ins Empirische eingeleitet wird. Und Widerspruch wäre es dann nicht einmal, Leben (dem Menschen zum Glück) und Tod (als das einzig mögliche Mittel wider Leiden) befördern.“ Der Tadel ist, wie mir scheint, nicht ungegründet; vielleicht, daß der Begriff: Natur den tiefsinnigen Verfasser der Grundlegung verführte, eine seinen Grundsätzen nicht entsprechende Richtung zu nehmen. Was er gegen den Selbstmord anführt, beweiset die physische Naturwidrigkeit der Maxime, und paßt eben sowohl auf den (nicht freyen) Selbstmörder aus Melancholle, als auf den mit vollkommener Freyhelt handelnden Selbstdörder, wenn man seine Handlung nach mechanischen Gesetzen beurtheilt. Es ist aber nicht die Rede vom Verhält-

nisse der Handlungen zu Naturgesetzen, sondern von ihrem sittlichen Gehalte; nicht die Frage, ob sich die Maxime des Selbstmörders mit der Erhaltung und dem Bestehen der Menschheit vertrage, ob es sich nicht widerspreche, einen Trieb gegen ihn selbst zu kehren, welches nicht einmal der Fall ist, sondern ob die Maxime des Selbstmörders nicht der Form der Vernunft, und dem daraus entspringenden Bewußtseyn eines vernünftig-sinnlichen Wesens, wiefern es vernünftig ist, widerspreche. Da zeigt sich dann ohne Schwierigkeit, daß die Maxime: man dürfe, wegen des Triebes nach Vergnügen, den Entschluß fassen, sein Daseyn als eines vernünftig-denkenden und wollenden Wesens abzukürzen, der Form der Vernunft widerspricht, und als allgemeines Gesetz für alle vernünftige Wesen, durch einen vernünftigen Willen gegeben, nicht gedacht werden kann. Gar nicht mehr vernünftig denken und wollen, um, selbst eines Uebermaaßes von unangenehmen Gefühlen entledigt zu werden, um den Preis des Verlustes seiner künftigen Existenz zugleich sich vom Schmerze befreyen, ist innerlich unmöglich für ein Wesen, welches beim Bewußtseyn seiner Vernunft ist, und läßt sich eben deshalb als allgemeines Gesetz nicht denken \*).

Das zweite Beispiel Kants ist hergenommen von demjenigen, der Geld borgt, indem er zugleich weiß, daß er es nicht wird bezahlen können. „Seine Maxime ist: Wenn

\*) Ich denke mir hier, wie man sieht, einen Selbstmörder, der den Tod für Vernichtung hält. Allein wenn auch ein Selbstmörder eine Fortdauer nach dem Tode annimmt, und wie er sich auch diese Fortdauer denke, so erzieht sich doch die Immoralität seiner Maxime nach demselben Prinzip, nur daß derjenige Selbstmörder, welcher von seiner Fortdauer nach dem Tode unter der Regierung eines heiligen, weisen und allmächtigen Gottes überzeugt ist, noch verantwortlicher ist, als jener, der den Tod für Vernichtung ansieht. Die Frage wegen der

ich mich in Geldnoth zu befinden glaube, so will ich Geld borgen, und versprechen, es zu bezahlen, ob ich gleich weiß, es werde niemals geschehen.“ — Nun ist, sagt Kant: dieses Prinzip der Selbstliebe oder der eigenen Zuträglichkeit, mit meinem ganzen künftigen Wohlbefinden vielleicht wohl zu vereinigen, allein jetzt ist die Frage: ob es recht sey? Ich verwandle also die Zumuthung der Selbstliebe in ein allgemeines Gesetz, und richte die Frage so ein, wie es dann stehen würde, wenn meine Maxime ein allgemeines Gesetz würde. Da sehe ich nun sogleich, daß sie niemals als ein allgemeines Naturgesetz gelten und mit sich selbst zusammenstimmen könne, sondern sich nothwendig widersprechen müsse. Denn die Allgemeinheit eines Gesetzes, daß jeder, nachdem er in Noth zu seyn glaubt, versprechen könne, was ihm einfällt, mit dem Vorsatz es nicht zu halten, würde das Versprechen, und den Zweck den man damit haben mag, selbst unmöglich machen, indem niemand glauben würde, daß ihm etwas versprochen sey, sondern über alle solche Aeußerung, als eitles Vorgeben lachen würde.“

## R 5

Moralität des Selbstmords ist im Allgemeinen unabhängig von der Ueberzeugung von einer Fortdauer nach dem Tode; allein, je nachdem ein Mensch den Tod aus diesem oder jenem Gesichtspunkte ansieht, hat die Immoralität dieser Handlung Grade, deren höchster sich bey dem Selbstmorde dessen findet, der vollkommen überzeugt von dem Daseyn Gottes, der Unsterblichkeit, und moralischen Bestimmung des Menschen, dennoch willkürlich sein Leben abkürzt.

„Nicht wahr also, ruft hier Herr Titel: aus den Folgen doch (empirisch) wird zuletzt alles entschieden.“ Und ich kann nicht leugnen, daß er zu diesem Einwurfe nach dem Ausdruck: des Kantischen Beweises berechtigt ist, denn aus selbigem folgt bloß, daß, wenn es allgemeine Maxime würde, zu versprechen mit dem Vorsatze nicht zu halten, niemand durch Versprechen seinen Zweck erreichen könnte, Versprechungen also ohne Wirkung wären; dieß entscheidet aber nicht über die Immoralität der Handlung eines falschen Versprechens, welche davon ganz unabhängig ist, daß in einem System von Wesen, wo es allgemeines Gesetz wäre, daß man versprechen dürfe, mit dem Vorsatze, nicht zu halten, Versprechungen eigentlich gar nicht Statt finden könnten, ein Fall, der sich am Ende auch gedenken ließe, so daß ein solches System von Wesen sehr wohl bestünde, indem nur keiner sich auf ein Versprechen eines andern verleiße. Das Unmoralische der Maxime, man dürfe versprechen, mit dem Vorsatze, nicht zu halten, wird lediglich erkannt durch das Verhältniß dieser Maxime zu der Form der Vernunft, und dem daraus entspringenden Bewußtseyn eines vernünftig-sinnlichen Wesens, wiefern es vernünftig ist. Die Maxime nämlich: man dürfe versprechen, mit dem Vorsatze, nicht zu halten, kann als allgemeines Gesetz nicht gedacht werden, weil in ihr und durch sie ein vernünftiges Wesen zum bloßen Mittel herabgewürdigt wird, wie es bey jeder Unwahrheit geschieht, die ich absichtlich meinen Mitwesen mittheile. Dies erkennen wir aber, ohne den Grund der Entscheidung von der Erfahrung herzunehmen, erkennen es bloß durch das Bewußtseyn unsers Vernunftvermögens.

Das dritte Beispiel betrifft die Pflicht seine Talente zu bilden. „Derjenige, sagt Kant, welcher darüber nachdenkt, ob die Maxime, nach welcher ein Mensch, um Vergnügen zu erwerben, seine Naturgaben verwahrloßt, mit der Pflicht übereinstimme, sieht, daß zwar eine Natur nach einem solchen allgemeinen Gesetze immer noch bestehen könne; allein er kann unmöglich wollen, daß dieses ein allgemeines Naturgesetz werde oder als ein solches in uns durch Naturinstinkt gelegt sey. Denn als ein vernünftiges Wesen will er notwendig, daß alle Vermögen in ihm entwickelt werden, weil sie ihm doch zu allerley möglichen Absichten dienlich sind.“ „Absichten! ruft Herr Titel nicht ohne begründete Verwunderung aus: allerley mögliche Absichten! Wie konnte Herr Kant dieß schreiben, ohne seinen kategorischen, von allen Absichten unabhängigen Imperativ, sein reines Vernunftgesetz, sein absolutes Gebot, ganz zu vergessen? das ohne irgend eine andere Absicht, durch ein gewisses Verhalten unmittelbar gebietet.“ In der That giebt Kant, wenn man sich an seinen Ausdruck hält, das eigennützige Interesse an, welches ein jeder Mensch für die Bildung seiner Talente haben muß, anstatt, in Gemäßheit seines obersten Prinzips, den ächten Grund der Pflicht zu bestimmen, dasselbe zu thun. Der letzte Grund der Pflicht, jedem seiner Talente eine zweckmäßige Kultur zu geben, liegt lediglich im Bewußtseyn unsers Vernunftvermögens, und der daraus folgenden Würde unserer Natur. Talente sind Mittel, dem reinen Gesetze der Vernunft gemäß in der wirklichen Welt zu wirken und zu han-

deln; so wie wir aber das thun sollen, sollen wir auch jene Mittel möglichst vervollkommen, und derjenige, welcher dieß versäumt, um an angenehmen Empfindungen zu gewinnen, ordnet offenbar in der Maxime, mit welcher er es sich erlaubt hält, seine Vernunft der Sinnlichkeit unter.

Das vierte Beyspiel betrifft die Pflicht der thätigen Menschenliebe. „Ob es gleich möglich ist, sagt Kant, daß nach jener Maxime (seinem Mitmenschen nichts zu entziehen, aber auch zu seinem Wohlbefinden nichts beyzutragen) ein allgemeines Naturgesetz wohl bestehen könnte, so ist es doch unmöglich, zu wollen, daß ein solches Prinzip, als Naturgesetz allenthalben gelte. Denn ein Wille der dieses beschlösse, würde sich selbst widerstreiten, indem der Fälle sich doch manche eräugnen können, wo er anderer Liebe und Theilnehmung bedarf, und wo er durch ein solches aus seinem eignen Willen entsprungenes Naturgesetz, sich selbst alle Hoffnung des Beystandes, den er sich wünscht, rauben würde.“ Auch hier hat, wenn ich mich nicht selbst auf eine mir unbegreifliche Weise täusche, der tief sinnige Verfasser der Grundlegung nichts weiter als das eigennützigte Interesse bewiesen; welches den Menschen antreiben kann wohl zu thun, die Pflicht, von der allein hier eigentlich die Rede ist, hängt mit jenem Interesse gar nicht zusammen. Sie folgt lediglich aus dem Bewußtseyn der Vernunft, als oberster selbstständiger und selbst genugsamer Beherrscherin aller der Freiheit untergeordneten Kräfte der menschlichen Natur, und der damit verknüpften unbedingten Schätzung des Menschen, als eines vernünftigen Wesens. Und nach demselben Grunde muß auch die Ausübung dieser

Pflicht gegen verschiedene Individuen, müssen das Maas und die Grade bestimmt werden, in welchen sie auszuüben ist. So wie Kant in der angeführten Stelle den Beweis für die Pflicht wohl zu thun, (dem Ausdrucke nach,) geführt hat, müßte man von mehreren der Wohlthat Bedürftigen den auswählen, durch dessen Unterstützung man die wahrscheinlichste Hoffnung gewönne, im Falle der Noth wieder unterstützt zu werden; diesem wäre man verbunden, am thätigsten Hülfe zu leisten. Dieß erfordert auch allerdings die (bloße) Klugheit. Allein nach Kants eigenem Prinzip, welches er auf eine kaum erklärbare Weise hier selbst verlassen, verdient unter mehreren Nothleidenden der den Vorzug, von welchem man überzeugt ist, daß er durch Freyheit die größte Fertigkeit erworben, seine Freyheit nach reinen Vernunftgesetzen zu bestimmen, und seine ursprüngliche Würde als Mensch dadurch erhöht, oder welches dasselbe, sich das meiste Verdienst erworben hat.

Ich habe mir die Kritik der von Kant angeführten Beispiele um so süglicher erlauben zu dürfen geglaubt, da so viele seiner Gegner sein Moralprinzip nicht ohne Schein deshalb für nichtig erklären, weil er selbst bey der Anwendung desselben zu dem Prinzip der Klugheit und äußern Zweckmäßigkeit der Handlungen seine Zuflucht nehmen müssen. Ob und in wie fern es also wahr oder urwahr sey, wenn z. B. der bereits angeführte Herr Titel sagt: „Also, wenn Herr Kant „seinem obersten Prinzip der Sittlichkeit nur die mindeste An„wendbarkeit geben wollte, mußte er doch selbst nun Absichten „und Folgen, und Bedürfnisse des Menschen mit in Anschlag „bringen, und dieß alles aus der Erfahrungswelt herbeyfüh„ren,“ läßt sich wie ich glaube, aus der von mir versuchten ächt moralischen Entscheidung derselben Beispiele hinfänglich

abnehmen, und begreifen, daß man nicht nöthig hat, mit Herrit Titel auszurufen: „Was kann doch eine leere Formel helfen, „der man ein rein vernünftiges Ansehen zu geben sucht, die „aber zum Gebrauch ganz untauglich ist, wofern man ihr „nicht Erfahrungs-Materialien unterlegt?“

## VII.

„Wenn das von Kant aufgestellte oberste Sittengesetz „so unbedingt und uneingeschränkt verbindend sollte, als er „es behauptet, so müßte seine verbindende Kraft einem jeden so „gleich mit voller Evidenz einleuchten. Allein so wie es be- „schaffen ist, und sich zu der Sinnlichkeit, Freyheit und den „übrigen Bedingungen der menschlichen Natur verhält, müssen „einem Jeden, welcher frey und unbefangen darüber nach- „denkt, Zweifel gegen die Nothwendigkeit und Uneingeschränk- „theit seiner verbindenden Kraft aufstoßen, die sich, wenn auch „schwächen, doch nicht heben lassen.“

a) „Da die ganze verbindende Kraft des Kantischen obersten „Sittengesetzes auf dem Begriffe der bloßen Vernunft beruht, „so begründet sie in der That eine bloße Nothwendigkeit.“

b) „Ein Gesetz gültig für die Handlungen eines aus man- „nigfaltigen Vermögen zusammengesetzten und in mannigfalti- „gen unveränderlichen Verhältnissen lebenden Wesens muß ge- „bildet seyn, gemäß der Natur aller seiner mannigfaltigen Ver- „mögen und mit Hinsicht auf seine mannigfaltigen Verhält- „nisse; es kann also kein reines Vernunftgesetz seyn.“

c) „Da es alle Hinsicht auf Glückseligkeit verbietet, ist „es naturwidrig; seine Forderung, die einen Gegenstand hat, „der unmöglich ist, ermangelt aller Gültigkeit.“



d) „Man kann, wie Kant selbst gesteht, nie gewiß seyn, daß man es ausgeübt habe, ja nicht einmal, ob man es in irgend einem Falle könne.“

e) „Ein endliches Wesen kann, wie Kant selbst behauptet, seinen Forderungen nie ganz Gnüge leisten.“

Das Scheinbare, welches ganz unläugbar diese Zweifel mit sich führen, muß mich entschuldigen, wenn ich sie mit einiger Ausführlichkeit prüfe.

Das oberste Sittengesetz, welches Kant aus der reinen praktischen Vernunft herleitet, wird durch sich selbst vollkommen verstanden, und mit dem Verständnisse desselben ist nothwendig auch die Anerkennung seiner Gültigkeit verbunden. Nur dann wird die Anerkennung derselben gehindert, wenn man unstatthafte Forderungen an dasselbe macht, oder mit der Anerkennung seiner Gültigkeit gewisse Thatfachen nicht vereinigen zu können glaubt, die sich doch sehr wohl damit vereinigen lassen.

a) Man versteht sich unstreitig selbst nicht, weiß nicht was man will, wenn man fordert, es solle das oberste Sittengesetz durch höhere praktische Sätze begriffen werden können, und, weil dieß unmöglich, die Nothwendigkeit die es begründet, eine blinde nennt. Das oberste Sittengesetz kann seiner Natur nach nicht durch einen praktischen Satz begriffen werden, der höher wäre als dasselbe. Allein allerdings läßt sich das Kantische Sittengesetz, unerachtet es das oberste praktische ist, durch Analyse des Begriffs vernünftiger Wesen theoretisch begreiflich machen, begreiflich machen durch Angabe seiner Beziehung auf die obersten Grundgesetze alles Denkens, über welche hinaus dann aber natürlich unser Vorstellungsvermögen nicht reicht. Dieß geschieht, indem man zeigt, daß ein vernünftiges Wesen

sich selbst widersprechen müßte, wenn es nicht die Allein- und Oberherrschafft jenes Gesetzes anerkennte. Wenn also gefragt wird: warum soll ich nur nach solchen Maximen handeln, die ich als allgemeine Gesetze unter den vernünftigen Wesen wollen kann, oder, warum soll ich nur nach solchen Maximen handeln, in denen das vernünftige Wesen als Zweck an sich vorgestellt wird, so ist die Antwort, weil ich die vernünftigen Wesen als Zweck, an sich ansehen muß \*); fragt man, warum muß ich die vernünftigen Wesen als Zweck an sich ansehen, so ergiebt sich, weil sie vernünftige sind, d. h. höchste Grundgesetze alles Denkens haben, denen an und für sich eine nothwendige Beziehung auf Freyheit zukommt; fragt man, warum muß ich solche Wesen als Zweck an sich ansehen, so ist keine andere Antwort möglich, als: weil ich außerdem mir selbst widerspräche, weil ich mein Bewußtseyn aufhübe; fragt man endlich, warum soll ich dieser nothwendigen Ueberzeugung von den vernünftigen Wesen als Zweck an sich durchaus gemäß handeln, so ist wieder keine andere Antwort möglich, als die: weil es widersinnig wäre, wenn mein Wille nicht mit meiner Einsicht übereinstimmte; der wollende Mensch kann nur das Vorgestellte wollen, er selbst ist aber auch zugleich der vorstellende Mensch, der sich das zu wollende, als dieses, durch Vernunft vorstellt; daß der wollende Mensch das nicht wolle, was der vorstellende als zu wollend für nothwendig erklärt, widerspricht sich selbst. Und über diesen Punkt kann keine Philosophie hinaus. Also kommt man, dürfte man fragen, am Ende mit aller Pflicht bloß auf in-

nere

\*) Diese Nothwendigkeit ist theoretisch, deshalb wird sie durch ein: muß ausgedrückt.

nerer Einstimmigkeit des Menschen zurück? Nicht anders. *Constare sibi* (das sibi nur wohl verstanden) ist und bleibt der letzte vorstellbare Grund aller Pflicht, und aller reinen Güte des Willens.

Eine moralische Nothwendigkeit, gegründet in den letzten Grundgesetzen der Vernunft, kann deshalb keine blinde Nothwendigkeit genannt werden, weil wir über die Grundgesetze der Vernunft nicht hinausreichen können, und nichts ist thörichter, als wenn sich zuweilen Gegner der Kantischen Sittenphilosophie den Vorwurf gegen sie erlauben: „man komme dabei immer nur auf Vernunft, und wieder Vernunft zurück.“ Ein endliches vorstellendes Wesen kann keiner festern und gegründeteren Einsicht fähig seyn, als einer solchen, die mit Nothwendigkeit aus den Grundgesetzen seines Vorstellungsvermögens folgt; ein endliches wollendes Wesen kann keiner vollkommnern gegründeteren und für sein ganzes Bewußtseyn befriedigenderen Form des Wollens fähig seyn, als einer solchen, die aus dem Verhältnisse der Grundgesetze seines vernünftigen Vorstellungsvermögens, zu seiner Freyheit ohne alle weitere Rücksicht, mit Nothwendigkeit folgt. So wie es von nichts so unmittelbar überzeugt seyn kann, als von den höchsten Grundgesetzen seines vorstellenden Wesens, die zu seinem unwandelbar beharrenden Selbst gehören und durch sich selbst von ihm verstanden werden, so wie nichts für dasselbe einen vollern und tiefern Sinn haben kann, als diese Grundgesetze selbst, welche die Sphäre alles Vorstellbaren für dasselbe bestimmen, und alles Verstehen des Verständlichen, alles Begreifen des Begreiflichen möglich machen; so kann auch die moralische Nothwendigkeit, welche aus dem Verhältnisse der Grundgesetze seines vernünftigen Vorstellungsvermögens zu sei-

ner Freyheit, ohne alle weitere Rücksicht folgt, keine blinde Nothwendigkeit für dasselbe seyn, vielmehr eine vollkommen zu verstehende und zu begreifende Nothwendigkeit \*).

b) Wenn man gegen die streng verbindende Kraft des von Kant aufgestellten obersten Sittengesetzes einwendet: „Ein Gesetz, gültig für die Handlungen eines aus mannigfaltigen Vermögen zusammengesetzten und in mannigfaltigen Verhältnissen lebenden Wesens müsse gebildet seyn, gemäß der Natur aller seiner mannigfaltigen Vermögen und mit Hinsicht auf seine mannigfaltigen Verhältnisse, könne also kein Gesetz der reinen Vernunft seyn;“ so ist man durch die falsche Voraussetzung verführt, als ob das moralische Gesetz zugleich uns eine zureichende Anweisung geben könne und müsse, in Beziehung auf Glückseligkeit, vollkommen zweckmäßig zu handeln. Allein das moralische Gesetz hat es blos mit dem Willen zu thun, enthält blos das praktische Prinzip, durch dessen Befolgung unser Wille den Charakter absoluter Güte gewinnt. Dieses Prinzip nun kann nur in reiner Vernunft gegründet seyn. Indem es aber die Form eines an sich guten Willens bestimmt, schließt es dadurch die Regeln für zweckmäßige Befriedigung der mit dem Leben verknüpften Bedürfnisse und Triebe nicht aus; Regeln, die allerdings nicht aus reiner Vernunft entspringen, sondern in Gemäßheit aller Vermögen unserer Natur und mit Hinsicht auf unsere mannigfaltigen Verhältnisse gebildet werden müssen.

\*) Nach dieser Auseinandersetzung wird man sich hoffentlich nicht durch Erzählungen täuschen lassen, wie die folgende des Herrn Titel: Am Ende wird sich zeigen, ob durch diesen Weg, nachdem man lange und mühsam, ohne durch Erfahrung sich leiten zu lassen, in der Verstandeswelt nach einem Prinzip der Stetigkeit herumgehauert, für sicher bestimmte Erkenntnisse der Pflichten nun mehr gewonnen werde, als eben so viel: „Pflicht ist Pflicht; und weil es Pflicht ist, darum ist es Pflicht.“

Ueberhaupt aber ist es sonderbar, bestimmen zu wollen, wie ein moralisches Gesetz gebildet werden müsse, da man bloß aussagen kann, wie es da ist. Hat man wohl je daran gedacht, angeben zu wollen, wie die obersten Gesetze alles Denkens gebildet werden müssen.

c) Wenn man gegen die verblindende Kraft des von Kant aufgestellten Moralgesetzes einwendet: „Da es alle Hinsicht auf Glückseligkeit verbletet, sey es naturwidrig, selne Forderungen, die einen unmöglichen Gegenstand haben, ermangeln aller Gültigkeit,“ setzt man, aller Wahrheit zuwider, voraus, nach jenem Moralgesetze sey es verboten, nach Glückseligkeit zu streben, und durch Handlungen dieselbe zu beabsichtigen, ein Verbot, welches allerdings naturwidrig und demnach auch ganz ungültig seyn würde. Allein das Moralgesetz zielt auf nichts weniger hin, als auf Unterdrückung des Triebes nach Glückseligkeit, vielmehr macht es Befriedigung desselben zur Pflicht, nur mit der Einschränkung, daß dieselbe durch an sich gutes Wollen bestimmt und geleitet werde.

d) Wenn man gegen die verbindende Kraft des von Kant aufgestellten Moralgesetzes einwendet: „es könne nicht unethisch geschränkt gelten, da man nach Kants eigenem Geständnisse nie gewiß seyn könne, daß man es ausgeübt habe, ja nicht einmal wissen könne, ob es in irgend einem Falle möglich sey,“ so erlaubt man sich eine in der That sehr unstatthafte Folgerung. Daß ich nicht gewiß weiß, ob ich jemals eine rein gute Willensbestimmung hervorgebracht habe, daß ich nicht gewiß weiß, ob dieß nach den Verhältnissen meiner jetzigen Existenz je möglich seyn werde, ist Folge des Bewußtseyns meiner Schwäche, und der Leichtigkeit, mit welcher sinnliche Antriebe und Reize, nur zu oft unter der Larve des Guten und Erlaubten, mich

überraschen können. Allein daraus folgt nicht, daß das Gesetz nicht streng verbinden könne, in welchem ja der Grund meines Mißtrauens gegen mich selbst nicht liegt.

e) Wenn man endlich einwendet: „ein Gesetz könne nicht uneingeschränkt verbinden, von welchem man wisse, daß ein endliches Wesen seinen Gegenstand nie ganz erreiche;“ so bedenkt man nicht, daß alle Moralität eines endlichen Wesens, wie der Mensch ist, wegfallen müßte, wenn es jemals dahin gelangte, daß sündigen für dasselbe unmöglich wäre; eine Nothwendigkeit gut zu wollen in einem endlichen Wesen ist widersinnig. Das Sittengesetz für ein endliches Wesen muß also unerreichbar seyn, und ins Unendliche verweisen. Daß ich aber ins Unendliche fort nach der Erreichung eines unerreichbaren Gesetzes strebe, ist nichts weniger als widersinnig, wenn ich mich nur damit ins Unendliche fort annähere.

### VIII.

Sehr unbedeutend ist der Einwurf: „daß man nach dem Kantischen Prinzip jederzeit seine Maxime allen vernünftigen Wesen zur Prüfung vorlegen müsse, um sie gültig zu finden, da dieß aber unmöglich, könne mir auch jenes Gesetz nicht zur Richtschnur in meinen Handlungen dienen.“ Es giebt nur eine Vernunft, die sich in allen Individuen gleich ist. Jedem vernünftigen Wesen ist sie mit dem Bewußtseyn seiner eigenen vernünftigen Natur, als solcher, gegeben. An diese Idee sollen wir, nach dem moralischen Gesetze, jederzeit unsere Maxime halten, um uns dadurch der reinen Vernünftigkeit unserer Motiven, und der Unabhängigkeit derselben von aller Selbstliebe zu versichern.

## IX.

„Es ist gefährlich, die Kantische Formel für das oberste Sittengesetz auszugeben. Selbstliebe und Leidenschaft verleiten uns nur zu oft, Maximen unserer Handlungen, die offenbar unmoralisch sind, für allgemein gültig zu halten, und zahllose Lasterhafte und Uebelthäter bilden sich nur zu fest ein, daß die Maxime nach der sie handeln, allgemeines Gesetz werden könne. Frage man manchen intoleranten Buzzen, welcher seinen Mitmenschen der Meinung wegen verfolgt, er wird sich ebenfalls darauf berufen, daß er wollen könne, seine Maxime solle ein allgemeines Gesetz werden.“

Auf diesen Einwurf, der des Schalles von Wahrheit nicht ermangelt, erwiedere ich folgendes: a) Es läßt sich sehr wohl unterscheiden, ob ich hingerissen von Selbstliebe und Leidenschaft, von gewissen Maximen, nach denen zu handeln ich mir erlaube, leichtsinnig denke, „es möge meinetwegen jeder auch nach solchen handeln,“ \*) oder ob meine Achtung für Vernunft mich bestimmt, gewisse Maximen als allgemeine Gesetze zu wollen. Im ersten Falle täusche ich mich selbst, oder suche wenigstens mich zu täuschen, während die Vernunft mit nicht zu übertäubender Stimme meine Maxime und mein durch Bestehung der Leidenschaft verfälschtes Urtheil verdammt.

## § 3

\*) Dieser Gedanke ist der Ausdruck der Verzweiflung an der Stärke seiner Tugendkraft, wodurch man zugleich seine Uebelthat zu beschönigen wähnt. So, wenn ich, entflammt von Rachgier, den Entschluß fasse, meinen Mitmenschen, der mich beleidigte, unglücklich zu machen und in diesem Augenblicke denke, ich hätte nichts dawider, wenn unter denselben Umständen jeder so handelte, so drücke ich damit keinesweges ein wahres Wollen von mir aus, ich gestehe mir nur zu, daß ich dem höchsten Grade der Leidenschaft nachgegeben, und setze voraus, daß in demselben Falle die meisten Menschen derselben Schwäche unterliegen wüßten.

Im zweyten Falle bin ich der Güte meiner Willensbestimmung sicher, und meine aus solchen Maximen hervorgehenden Handlungen sind gut, mögen sie nun übrigens Folgen haben welche es auch seyen. Das vernünftig-sinnliche Wesen kann sich auch gewiß nur auf einen Augenblick täuschen; so unwiderstehlich dringt sich ihm in jedem Falle das Kriterium auf, nach welchem es über den Werth seiner Willensbestimmungen urtheilen muß. b) Wenn ein Mensch aus reiner Achtung für Vernunft eine gewisse Maxime als allgemeines Gesetz will, so ist sein Wollen dieser Maxime, und sind die durch sie veranlaßten Handlungen gut, möge nun übrigens die Maxime für sein eigenes oder Anderer, oder Aller Wohl auch noch so gefährlich und nachtheilig seyn. Nämlich das was eigentlich ein Wollen gut macht, ist die bloße Richtung des Willens auf Allgemeinheit, die bloße Haltung der Maxime an die Idee aller vernünftigen Wesen. Ist jene Richtung und Haltung redlich und rein geschehen, so hat die unter derselben erfolgte Handlung absoluten sittlichen Werth. Allein dieselbe Maxime kann und muß auch beurtheilt werden, in Beziehung auf äußere Zwecke, welche durch die Vernunft zu verfolgen und zu befördern geboten ist, und den besondern Zweck, welchen das Wesen in einem gegebenen Falle dadurch zu erreichen denkt. In dieser Beziehung kann die Maxime unnütz, ja wohl schädlich erfunden werden, unerachtet das Wollen derselben an sich

den. Indessen will ich nicht in Abrede seyn, daß nicht bey manchen Menschen in manchen Fällen derselbe Gedanke einen wahrhaft frevelhaften Sinn habe, nämlich den: daß man eher alle Moralität aufgeben und vernichtet wüßte, ehe man seine Leidenschaft unbefriedigt ließe. So verdammtlich der Gedanke in jedem Sinne ist, so wird doch der schärfere Forscher des menschlichen Herzens nicht unbemerkt lassen, daß ihm eigentlich, obwohl dunkel, die Anerkennung des moralischen Gesetzes zum Grund liege.



gut ist. Die Güte desselben ist von der mehrern oder wenigern Zweckmäßigkeit derselben unabhängig. Folgende Beispiele erläutern die Sache: Cajus verfolgt Mitmenschen, welche unrichtige Begriffe von Gott hegen, um sie zu bestimmen, dieselben gegen richtigere aufzugeben, mit der innigen Ueberzeugung, die Maxime, die er befolgt, könne allgemeines Gesetz werden, und der festen Vorstellung der vernünftigen Wesen, als Zwecke an sich; Titius entmannt sich um die Reize der Sinnlichkeit zu vernichten, die ihm die Ausübung der Tugend so sehr erschweren, in derselben Ueberzeugung und mit derselben Vorstellung; Sempronius ermordet sich, weil er sich nicht Seelenstärke genug zutrauet, eine Handlung zu unterlassen, die unendlich viele Menschen unglücklich machen würde, mit der innigen Ueberzeugung, die Maxime könne allgemeines Gesetz werden: „du sollst dich eher ermor- den, ehe du auch nur die Möglichkeit zuliehest, eine Handlung zu begehen, durch die unendlich viele Menschen unglücklich würden,“ und mit der festen Vorstellung der vernünftigen Wesen, als Zwecke an sich. Alle drey Handlungen sind nach dem absoluten Werthe des Willens gut, allein ihre Maximen sind eben so gewiß, geprüft nach Gesetzen der Urtheilskraft und Zweckmäßigkeit, verwerflich. Haben Cajus, Titius, Sempronius, die Bildung ihrer Urtheilskraft wissentlich und absichtlich versäumt, so ist diese Versäumung eine moralisch böse Handlungsweise. Nichts destoweniger aber sind diejenigen Willensbestimmungen gut, welche sie in ihrer durch jene Versäumung der Kultur bewirkten Begrenzung, bey der besten Ueberzeugung ausüben.

Täusche ich mich nicht, so hat diese Ansicht der Sache etwas tröstliches für den Betrachter der menschlichen Handlungen; sie sñhnt ihn wieder mit der Menschheit aus, wenn er allenthalben beynahe nur Bosheit, nirgends Güte zu finden geglaubt hatte. Und vielleicht lassen sich nach dieser Vorstellungsart für die Geschichte der sittlichen Bildung unsers Geschlechts ganz andere Resultate ziehen, als gewöhnlich geschieht. Zahllose Menschen, die uns als Bösewichter erscheinen, wenn wir über die Moralität ihrer Handlungen nur nach Kriterien der Zweckmäßigkeit entscheiden, und das dem Willen anrechnen, was Folge von Begrenzung der Einsicht, Stumpfheit und falscher Richtung der Urtheilskraft war, werden uns Achtung abdringen, und gerechten Anspruch auf unsere Ehrenrettung machen, wenn wir über der intellektuellen Schlechtheit ihrer Ueberzeugungen und Ansichten nicht die Güte ihrer Willensbestimmungen an und für sich übersehen. Was von Einzelnen in dieser Hinsicht gilt, gilt auch von Gesellschaften und Bürgern \*).

Wenn nach dem obersten Sittengesetze, welches Kant in der Vernunft entdeckt hat, sich die Pflicht nicht erweisen läßt, sein Erkenntnißvermögen und seine Urtheilskraft zu vervollkommen

\*) Man wende dieses an auf religiöse Intoleranz und Verfolgung andenkender. Ich bin überzeugt, daß es keinen Widerspruch enthält, die Willensbestimmung, mit der ein Großinquisitor einen Ketzer zum Scheiterhaufen verdammt, könne eine an sich gute Willensbestimmung seyn. Und dies ist mir um nichts paradoxer, als daß in der That die Willensbestimmung, nach welcher mancher neuere Gottesgelehrter tolerant ist, eine an sich böse Willensbestimmung seyn kann, (indem er es etwa nur thut, um beliebt und für aufgeklärt gehalten zu werden, da jener Großinquisitor bey besser Ueberzeugung und bestem Willen morder.) Jenen achte ich (seines Willens wegen), gehe ihm aber, aus Furcht vor seinem Verstande, aus dem Wege; diesen verachte ich, und gehe ihm auch aus dem Wege, aus Furcht vor seinem Willen.

nen, und in jedem Falle nach der geprüftesten Ueberzeugung zu handeln, so würde man es mit gutem Grunde für gefährlich halten, d. h. man würde mit Recht von Ihm behaupten, daß der Mensch sich nach demselben befugt glauben müsse, es beim guten Willen bewenden zu lassen, ohne Verbindlichkeit, durch die zweckmäßigste Anwendung des Erkenntnißvermögens demselben den angemessensten Einfluß und die möglichste Geltung zu ertheilen, und daß dadurch unausbleiblich für die Einzelnen und das Ganze der größte Nachtheil entstehen würde. Allein, da jene Pflicht aus jenem Gesetze folgt, so erhellet, daß die Vernachlässigung der Kultur der Urtheilskraft und des Erkenntnißvermögens, und die Folgen davon jenem Gesetze nicht angerechnet werden können.

## X.

„Wenn das von Kant aufgestellte oberste Eittengesetz wirklich ursprünglich in der Vernunft enthalten wäre, so würde es nicht erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts entdeckt worden seyn, und es könnte nicht zahllose Menschen geben, welche keine Ahndung davon haben, nicht so viele die sich von seiner Wahrheit selbst bey dem schärfsten und redlichsten Studium der Kantischen Schriften nicht überzeugen können.“

Daß das ächte Moralprinzip erst zu Ende dieses Jahrhunderts entdeckt worden, ist in der That ein Gegenstand des Erstaunens; ein Räthsel, welches dadurch sehr schlecht gelöst wird, wenn man behaupten will, alle Verirrungen der Moralphilosophen, der ältern, mittlern und neuern Zeit haben vorhergehen müssen, ehe das ächte Prinzip habe erfunden werden können. Allein das Unbegreifliche dieser Thatsache hebt die Wahrheit des Prinzips selbst nicht auf, welches in den

---

Gemüthern der Menschen von Anbeginn her statt gefunden und gewirkt hat, ohne von den Philosophen mit Wahrheit und Treue gefaßt zu werden. Der wahre Sinn und richtige Gebrauch des Satzes vom zureichenden Grunde ist auch erst von Kant entdeckt worden, nachdem alle Weltweisen der vorigen Jahrhunderts die menschliche Vernunft über denselben mißverstanden hatten.

K. H. Heydenreich.

---

## III.

## Wie kam

Preußen an das Brandenburgische Kurhaus?  
Und welche Rolle spielte Polen dabey?

---

 Ein historisches Bruchstück.
 

---

Nach Frankreich zieht jetzt unstreitig Polen die Aufmerksamkeit des Neugierigen und des Denkers, des Weltmannes und des Weltbürgers, des Schwäfers und des Philosophen am mehesten auf sich. So eine klägliche Figur stellt seit langer Zeit kein anderes Reich vor. Aber in dieser traurigen Gestalt stand es nicht immer auf dem Schauplatze der Welt da. Es spielte in den vorigen Jahrhunderten eine hohe Rolle, und theilte einst Länder aus, wie es jetzt von seinen Nachbarn getheilt wird. Ganz anders waren damals seine Verhältnisse gegen Brandenburg. Deuen, welche die Geschichte nicht als eine Sammlung von einzelnen Anekdoten, die man anhört, und vergißt, sondern als eine Fundgrube von Erfahrungen zur Anwendung auf ähnliche Fälle ansehen, ist vielleicht folgende Erzählung: wie das Herzogthum Preußen mit Brandenburg vereinigt wurde; nicht ganz unwillkommen. Vergleichen und Betrachtungen anzustellen, und Parallelen von damals und jetzt zu ziehen, überlasse ich dem Urtheile, Geschmacks und Gutbefinden jedes Lesers. Des Zusammenhanges wegen habe ich verschiedne Stücke dieses Fragments aus den ersten Theilen meines Handbuchs der

Brandenburgischen Geschichte zusammengestellt. Das Uebrige ist ein Probestück aus dem 4ten Bande des Handbuchs, welcher in kurzem erscheint.

Erossen.

Gallus.

Nach einem 53jährigen Kriege, der mit dem Jahre 1230 begann, und 1283 endete, lag Preußen's Volk, welches ein halbes Jahrhundert für Heerd und Heiligthum furchtlos gefochten hatte, besiegt und gefesselt zu den Füßen der Deutschen Ordensritter, die nun die Oberherrn des Landes wurden. Wilde gegen die Ueberwundnen, Freygebigkeit gegen neue Ankömmlinge, Begünstigung des Ackerbaues, der Handlung, der Schifffahrt, Strenge gegen sich selbst und Keinigkeit der Sitten verwischten in kurzem die Spuren eines langwierigen, greuelvollen Krieges, machten Preußen zu einem volkreichen, blühenden Lande, und die Ritter zu mächtigen, wohlhabenden Regenten. 55 Städte und über 18000 Dörfer besaßen sich wohl unter mehr als 3000 Rittern, die dieses Namens werth waren. Aber das Glück machte sie übermüthig, der Reichthum verschlimmerte ihre Sitten, der Wohlstand erzeugte Ungehorsam gegen ihr Oberhaupt, den Hochmeister, Härte gegen die Unterthanen, und verwandelte ihre bisherige billige und sanfte Regierung in eine ungerechte und grausame Despotie. Solche Mißhandlungen empörten den Freiheitsfinn der edlen Preußen. Stände und Volk schlossen Bündnisse zu Verhauptung ihrer Rechte. Der Orden setzte dieser allgemeinen Eährung, statt gelinderer Mittel, neue Härte, größere Gewaltthätigkeit, und unerträgliche Verächtlichkeit entgegen. Daraus erfolgte denn, so wie in unsern Tagen in Frankreich, ganz natürlicher Weise gerade das Gegentheil von dem, was die Ritter bewirken wollten: die Preußen steckten im Jahre 1454 die Fahne der Empörung auf, und begaben sich insgesamt unter den Schuß der Republik Polen. Die Ritter geübt in den Waffen des Krieges, sahen anfangs mit mitleidigem Stolze

auf die Röttlirer herab, und lachten der Drohungen eines zusammengelaufenen Haufens, der unerfahren in den Künften des Krieges bald unterliegen würde. Als aber dieß verachtete Volk 56 haltbare Schlösser, auf deren Festigkeit der Orden trozte, und zwar innerhalb 4 Wochen eroberte: da erwachte er fürchterlich aus seinem Traume. Ein 13jähriger, blutiger, verwüstender Krieg, der mehrere Hundertraufende von Menschen weg raffte, und über 15000 Dörfer zerstörte, lehrte sie, die Menschenrechte zu ehren, und die Kraft eines bis zur Verzweiflung getriebnen Volkes nicht für verachtungswerth zu halten. Nun trat Polen, damals kein Spielball der Fremden, als Schlichter und Gesetzgeber auf, und machte eine Theilung in Preußen. Es behielt das westliche Land, das jetzige Westpreußen, unter dem Namen Polnisch-Preußen für sich, und ließ den Ritttern nur die östliche Hälfte, und noch dazu bloß unter der Bedingung, daß sie Polnische Lehnleute zu seyn gelobten.

Geschwächt und entkräftet schlich die Ordensregierung noch ein halbes Jahrhundert hin, bis sie zuletzt ganz unterdrückt wurde. Im Jahre 1511 ward der Brandenburgische Markgraf Albrecht von der Fränkischen Linie zum Hochmeister des Ordens erwählt. Seit 1520 fing sich die lutherische Lehre an in Preußen auszubreiten; bald fanden auch bei'm Hochmeister die verbesserten Religionsbegriffe Eingang; auf einer Reise lernte er Luther'n persönlich kennen; und von ihm angefeuert, faßte er den kühnen Entschluß, sein Ordenskleid auszuziehen, die geistliche Regierung abzuschaffen, Ostpreußen in ein weltliches Erbherzogthum zu verwandeln, die lutherische Religion öffentlich zu bekennen, und sich zu verheyrathen. Im Jahre 1525 kam diese merkwürdige Veränderung wirklich zu Stande. Der König von Polen, Albrecht's Oheim, willigte als Lehnherr ein, ihm Preußen als ein weltliches Herzogthum zur Lehn zu geben, so, daß, wenn er ohne Erben stürbe, seine Brüder und deren Nachkommen in Franken, nach deren Erlöschung aber die Krone Polen dieß Land erhalten sollte.

Der Kurbrandenburgische Kanzler Lampert Distelmaier kam hierbey zuerst auf den Gedanken, daß es nicht übel wäre, wenn man die Mitbelehrung über Preußen auch für die Kurlinie erlangen könnte, da sie sich bis jetzt nur auf das Markgräfliche Fränkische Haus erstreckte. Er zeigte dem damaligen Kurfürsten Joachim II. die Möglichkeit, den Nutzen und die glänzenden Folgen dieses Entwurfs, und brachte es dahin, daß Joachim die Sache durchzusehen beschloß. Die Vortheile schienen zwar sehr ungewiß, der Schwierigkeiten viele, die Kosten drückend zu seyn; einige Räte, so wie selbst der Kurfürst, verwarfen den Plan als unausführbar, oder unnütz; aber der Gedanke war groß, der Versuch eines Fürsten würdig: Joachim wollte es, und es gelang. Zuvörderst wendete er sich an den neuen Herzog von Preußen selbst: ohne Schwierigkeit ließ sich Albrecht willig finden, dieß Vorhaben zu begünstigen. Sodann wurden die Preußischen Landstände durch Ueberredungen, durch Versprechungen, und — durch Geschenke gewonnen; sie leisteten dem Kurfürsten 1565 die vorläufige Huldigung, jedoch mit der Einschränkung, daß die Krone Polen noch ihre Einwilligung dazu geben müßte. Der König von Polen war Joachim's Schwager; und nach mancherley Bedenklichkeiten willigte er endlich ein, dem Kurfürsten die Mitbelehrung zu ertheilen. Nur die Polnischen Stände widersetzten sich; sie sprachen vom Landesinteresse, von Vaterlandsliebe, von gegründeten Rechten, welche es nicht erlaubten, das Gesuch zu erfüllen. Die Unterhandlungen verzögerten sich, bis endlich der erste Preussische Herzog gar darüber starb. Dieß geschah den 20. März 1568. Sein Sohn Albrecht Friedrich folgte ihm in der Regierung. Er sollte, obgleich erst 15 Jahr alt, dennoch von Polen belehnt, und zur wirklichen Alleinherrschaft gelassen werden. Jetzt strengte der Kurfürst Joachim II. die äußersten Kräfte an, um bey des neuen Herzogs Belehnung zugleich mitbelehnt zu werden. Es fehlte ihm, wie fast immer, an Gelde. Er berief daher seine Stände auf einen Landtag, und bat sie um eine freiwillige Geldsteuer zu Ausführung seines Unternehmens.



Sie willfahrten ihm; aber das reichte nicht zu; es würden noch mehrere Summen geliehen. Mit diesem Gelde beladen wurden neue Gesandten abgeschickt. Unter ihnen befand sich der große lateinische Redner, Abdias Prætorius \*), Professor zu Frankfurt. Sie langten zu Lublin in Polen an: und was konnte solchen Bewegungsgründen, als sie mitbrachten, widerstehen? Ihr Gold überwog die Stärke der Gegengründe; und ihr Redner schmetterte durch die Kraft seiner schönen lateinischen Floskeln alle Einwendungen zu Boden. Der neue Herzog wurde den 19. Jul. 1569 von Polen's Könige belehnt; die Fränkischen und Kurbrandenburgischen Gesandten erhielten für ihre Herrn die Mitbelehnung. Dem Kurfürsten wurde noch ein besondrer Lehnbrief ausgefertigt. Joachim's II. Entzücken über die glückliche Vollendung dieses wichtigen Geschäftes war unbeschreiblich groß. Er stellte bald darauf im September ein glänzendes Freudenfest mit mehrerer Pracht an, als bey ihm, dem Freunde alles äußern Pompes, sonst gewöhnlich war. Der Landesadel, alle Prediger im Umkreise dreier Meilen von Berlin, alle Mädchen über 12 Jahr aus der Hauptstadt mit weißen Röcken und Kütteln bekleidet, und mit ausgespreuten Haaren erscheinend, mußten nebst dem ganzen Hofstaate in einer langen Prozession den Kurfürsten in die Domkirche begleiten. Joachim trug ein goldnes Kleid mit Zobel gefüttert, und ritt auf einem goldfarbnen Gaulé. — Auf dem Altare war ein Thron für den Kurfürsten, und ein erhabner Stuhl für den Kanzler errichtet. Letzter hielt eine zierliche lateinische, stundenlange Rede, worin er die Wichtigkeit der erhaltenen Mitbelehnung bewies. Nach Endigung derselben wurde er nebst einigen andern zum Ritter geschlagen. Die Prozession gieng sodann unter dem Donner des groben Geschüßes zurück. Ein köstliches Gastmal endigte das Fest.

\*) Er hieß eigentlich Gottschalk Schultze; übersetzte aber nach der Thorheit der damaligen Zeiten seinen edelichen Deutschen Namen Schultze ins Lateinische Prætorius, und seinen Vornamen Gottschalk gar ins Hebräische Abdias 1728, Berduben, Gottschalk.

Joachim's Enkel, der Kurfürst Joachim Friedrich, knüpfte die Verbindung mit dem Herzoge von Preußen noch enger; und bekam schon Einfluß in die Preußische Regierung. Die erste Veranlassung dazu war eine höchst unglückliche Begebenheit. Der 19jährige Herzog Albrecht Friedrich wohnte 1573 der Hochzeit eines Hauptmanns bey, wo er sich verummte, durch Tanz, Wein und Rausch erhitzte, und Reize des Geschlechtstriebes fühlte. Seine ausschweifende Einbildungskraft behielt über jede Ueberlegung die Oberhand; er befahl einem seiner Edelknaben, ihm ein Mädchen zur Stillung seiner Begierden zu verschaffen. Der Page meldete es dem Marschalle, und dieser dem — Hofprediger. Der letztre hielt die Sünde für doppelt groß, weil der Herzog mit einer Klevischen Prinzessin verlobt war; doch gab er den Rath, die Geilheit durch einen kühlenden Trank zu vertreiben. Der Leibarzt ließ eine solche Arzney zubereiten, und dem Herzoge reichen. Von drey Fakultäten war der Liebeshandel erwogen; aber von allen dreyen zu einem sehr traurigen Ausgange befördert worden. Denn der Herzog fiel bald in einen stillen Tiefsinn, und verlor endlich seinen Verstand; so daß er für seine ganze Lebenszeit — er starb erst 45 Jahr nach diesem Vorfall — zu allen ernstern Geschäften völlig unbrauchbar ward. Da er also unmöglich selbst regieren konnte, so übernahm der Markgraf George Friedrich von Anspach, sein nächster Blutsfreund — sie waren beyde Geschwisterkinder — die Verwaltung des Landes. Nach dessen im Jahre 1603 erfolgten Tode, wo zugleich das ganze Brandenburgische Frankenhaus ausstarb, hatte Niemand ein näheres Recht zur Vormundschaft über den blödsinnigen Herzog und zur Regierung des Landes, als der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg. Denn außerdem, daß er nach Erlöschung der Fränkischen Familie vermöge der Mitbelehnung als nächster Verwandter Ansprüche darauf machen konnte; so hatte auch sein ältester Sohn, der Kurprinz Johann Siegmund eine Tochter

ter

ter des wahnsinnigen Herzogs zur Ehe; und er, der Kurfürst, jetzt eben Wittwer, heyrathete die 4te Tochter des nämlichen Herzogs, so, daß Vater und Sohn zwei Schwestern zu Gemalinnen, der Sohn die ältere, der Vater die jüngere hatten; beyde verwandt von Natur noch verschwägert durch Wahl wurden. Der Kurfürst verlangte hierauf von dem Könige von Polen die Belehrnung über das Herzogthum Preußen um so mehr, da Albrecht Friedrich keine Erbne hatte, und der Zeitpunkt, wo Preußen an Brandenburg fallen mußte, nahe war. Zugleich foderte er die Einwilligung zur vormundschaftlichen Regierung. Aber beydes versagten die Polnischen Stände, als ahnete es ihnen, daß diese Macht einst ein gefährlicher Nachbar für sie werden möchte. Abgeneigt, sein Land in einen kostspieligen Krieg zu verwickeln, setzte Joachim Friedrich die friedlichen Unterhandlungen fort, und wandte sein Geld lieber zu Vermittelungen, als zum Kriege an. Er erhielt zu dem Behuf von seinen Landständen eine Beysteuer von 300000 Thalern. Nach 2 Jahren bewirkte er doch so viel, daß man ihm die Verwaltung des Herzogthums, und die Vormundschaft über seinen wahnsinnigen Schwiegervater anvertraute. Er reiste deswegen 1605 selbst nach Preußen, wo er sich fast den ganzen Monat Oktober aufhielt, um den Gang der Geschäfte anzuordnen. Ueber die Belehrnung aber erhoben sich neue Schwierigkeiten, die noch nicht berichtet waren, als ihn der Tod überreichte.

Den 2ten Jun. 1608 starb die Herzogin von Preußen. Der Kurprinz Johann Siegmund reiste deswegen eiligst nach Königsberg, um das Leichenbegängniß der Verewigten, die Pflege des Blödsinnigen, und die Regierungssachen seines Vaters zu besorgen. Aber noch hatte er die Hauptstadt Preußens nicht erreicht, als ihm ein Eilbote die Nachricht brachte, daß sein Vater, der Kurfürst, plötzlich verstorben sey. Johann Siegmund bestellte seinen geheimen Rath, Adam Sans von Puckitz zum Statthalter über die Brandenburgische

schen Länder, und setzte seine Reise nach Königsberg fort. Groß waren die Schwierigkeiten, welche er hier antraf, vielfach die Hindernisse, welche sich ihm in den Weg stellten. Sein Vater hatte, wenn gleich nicht die Belehnung, doch die vorläufige Regierung erlangt. Dem neuen Kurfürsten versagte man beydes; ihm wollte man gar nichts einräumen. Die Ritter und Stände von Preußen suchten die vormundschaftliche Regierung an sich selbst zu reißen, suchten überhaupt die Hoheitsrechte des Landesherrn einzuschränken, und ihre eigne Macht über die Grenzen der Billigkeit auszudehnen. Zu dem Ende rafften sie eine Menge Beschwerden, wahre und falsche zusammen, ergossen ihre üble Laune in Klagen über den Kurfürsten, seinen Vater und Vetter, die vorigen Machthaber, und erlaubten sich mitunter persönliche Ausfälle gegen den, der ihr Regent zu seyn begehrte. Ihre Klagen machten sie bey den Polnischen Reichsständen, die ohnedieß die Vergrößerung der Brandenburgischen Macht mit neidischen Augen betrachteten, anhänglg. Die Städte stimmten in diese Vorwürfe nicht mit ein. Sie durchschauten den Plan des Adels, und sahen es ein, daß er nicht darum über Regierungsgebrechen klage, um wahre bürgerliche Freyheit zu gründen, sondern, um selbst zu herrschen, um die untern Stände ganz unter seinen despotischen Füßen zu zertreten. Weise, und ihres Vortheils eingedenk, unterstützten sie daher das Verlangen des Kurfürsten zu Warschau. Die bessere Sache siegte. Auf dem Polnischen Reichstage wurde im Februar 1609 dem Kurfürsten die Vormundschaft über seinen kranken Schwiegervater, so wie die Regierung über das Herzogthum übertragen, die Belehnung vor der Hand aber noch verweigert, und zu Untersuchung der Beschwerden des Preussischen Adels die Haltung eines Landtags zu Königsberg angeordnet. Da nun der Kurfürst einen seiner Hauptzwecke erreicht hatte, so reiste er den 20. März nach Berlin zurück. Der Landtag ward den 17. May in Preußen eröffnet, das Vorgeben des Adels grundlos befunden, und

jeder Erfinder und Verbreiter schmähsüchtiger Reden gegen den Kurfürsten zur öffentlichen Abbitte verurtheilt.

Mehr Mühe, Geld und Zeit kostete die Durchsetzung des zweiten, streitigen Punktes, die Erlangung der Lehn. Die Polnischen Stände machten übertriebne Forderungen, entwarfen harte Bedingungen. Den Preußen, die sehr strenge und eifrige Lutheraner waren, schien das Begehren am härtesten, daß die katholische Religion unter ihnen frey gelehrt, und ungehindert ausgebreitet, ja, daß jede alte Kirche an die Päbster zurückgegeben werden sollte. Die Preußen wollten die Forderungen nicht eingehen, und die Polen nicht davon abstehen. Darüber gerieth die ganze Belehnung in's Stocken. Endlich traten die großen Städte von beyden Preußen, nebst einigen fremden Gesandten in's Mittel, und gaben der Warschauer Reichstags-Versammlung zu erkennen, daß sie den Kurfürsten, der ohnedieß von heftigem Geiste wäre, nicht zu gewaltsamen Mitteln nöthigen, und alles auf's Spiel setzen möchten: er sey mächtig genug, sich wider die Polen in Preußen zu behaupten; und Schweden, diese gegen Polen so erbitterte Nation, würde ihn gewiß unterstützen. Diese Vorstellungen wirkten. Der König und die Republik Polen bewilligten im Oktober 1611 die Belehnung, und glaubten noch viel nachgegeben zu haben, da sie folgende harte Bedingungen von Brandenburg erpreßt hatten.

- „Erbauung einer katholischen Kirche zu Königsberg; Anwesen-
- „sung von 1000 Gulden jährlicher Einkünfte für selbige;
- „ungehinderte Uebung der papistischen Religion; Einführung
- „des verbesserten Gregorianischen Kalenders; Bezahlung ei-
- „ner jährlichen Abgabe von 30000 Gulden an den Kron-
- „schatz; Entrichtung einer gleichen Summe, so oft in Polen
- „eine neue Steuer ausgeschrieben würde; Ausrüstung und
- „Unterhaltung von 4 Schiffen zur Bedeckung der Küste;
- „Aufrechthaltung der Freyheiten des Adels; Gestattung der
- „Appellation in Streitigkeiten, die den Werth von 500 Gul-

„den überstiegen, an Polen's Richterstuhl; und Anerkennung  
„des königlichen Geleites.“

Nachdem diese Bedingungen berichtigt waren, so wurde ein Tag zur feyerlichen Belehnung festgesetzt. Sie ging den 16. November 1611 vor sich: eine sonderbare, obgleich nicht ungewöhnliche Scene. Der Kurfürst erschien in eigener Person zu Warschau. Auf einem freyen Platze war eine Bühne errichtet; der König von Polen, Sigmund III. saß mit dem ganzen Pomp der Königswürde geschmückt auf einem goldgestickten Throne; der Kurfürst von Brandenburg kniete vor ihm, faßte mit der einen Hand die Lehnsfahne, legte zweien Finger der andern auf ein Evangelienbuch, und sprach in dieser Stellung den Lehns Eid, welchen ihm der Krongroßkanzler vorsagte, nach. Die Gesandten seiner Brüder saßen, ebenfalls kniend, die Fahne mit an. Darauf umarmte der König den Kurfürsten, und ließ ihn neben sich zur Linken sitzen. Gleich hernach trat der Sekretair des päpstlichen Botschafters hervor, und las eine Protestation des Papstes wegen der geistlichen Güter in Preußen ab. Der Burggraf von Dohna gab ihm aber seine Abfertigung mit den kurzen und nachdrücklichen Worten: „da fragen wir nichts nach.“ Johann Sigmund ließ in ganz Preußen wegen der glücklichen Beendigung dieser Lehnsache ein Dankfest feyern. Den 8. August 1618 starb endlich der biddsinnige Herzog Albrecht Friedrich: und nun genoß Johann Sigmund das, obgleich kurze Vergnügen, (er selbst starb im folgenden Jahre) sich noch als wirklich regierenden Landesherrn von Preußen zu sehen. Denn nun wurde dieß Herzogthum auf immer mit Brandenburg verbunden.

I.

K e d e

am Geburtstage des Königs gehalten \*).

---

In dem menschlichen Leben giebt es gewisse Momente, wo wir von einem innern lebhaften Gefühle aufgefordert werden, unsere ganze Lage zu überschauen, unser Glück gegen unsere Leiden abzuwägen, und das, was wir verdienten, gegen das zu berechnen, was wir verschuldeten. Es sind dieß theils die Augenblicke, wo wir eine Höhe mühsam erstiegen haben, und nun den Blick dankbar in die Vergangenheit, und hoffnungsvoll in die Zukunft werfen; theils die Stunden, wo wir von Beschwerden umringt, die Erfahrung der Vergangenheit um Rath fragen, um über unsere Erwartungen zu entscheiden. Doch sind es diese nicht allein, denn eine edle Sitte hat die Gränzpunkte beträchtlicher Abschnitte unsers Lebens auch zu Ruhepunkten geweiht, von welchen unser richtendes und unbestechliches Gefühl den prüfenden Blick über die durchlebten Tage wirft, und über die Zukunft warnend oder ermunternd das Urtheil spricht. Dieß ist einer von den Vorthellen der Ausbildung unserer Gefühle und Erkenntnisse,

\*) In der öffentl. Versammlung der Königl. Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften.

welchen wir uns von keiner Verzärtelung, von keinem Luxus und keiner Hyperkultur dürfen rauben lassen.

Sobald die Menschen sich in größere Gesellschaften vereinigen, sobald sie der brüderlichen Vereinigung sich bewußt werden, und aus diesem Bewußtseyn ein edler Gemeingeist mit einer Reihe schöner Tugenden entspringt: so setzen sie ohne Verabredung von einem allgemein gleichem Triebe getrieben, gewisse Zeitpunkte fest, an welchen sie das allgemeine Glück seynen, an welchen ein jeder sich prüft, ob er durch einen pflichtmäßigen Beytrag zu diesem Glück sich würdig gemacht habe, an demselben Antheil zu nehmen. Dieser vereinigende Trieb ist die Dankbarkeit, eine von den edleren zwanglosen Tugenden, deren Früchte um so vortrefflicher sind, je reiner der Boden seyn muß, auf welchem ihr Stamm gedeihen soll.

Die Verfassung, welche die Gesellschaft unter sich anerkannt hat, das Band, welches sie zum Staate vereint, mag seyn, von welcher Beschaffenheit es will; so wird es doch jederzeit die Menschen zu allgemeinen Feiern der Glückseligkeit, welche sie ihm verdanken, hinreißen; denn in einer jeden Staatsverfassung liegt etwas zum Grunde, was alle die, welche ihr anhängen, der Gottheit gleich verehren, die das Ganze besetzt; und dieß ist das Gesetz. Es herrscht in Republiken, wie in Monarchieen, und nur in den unglücklichen Verfassungen, wo das Wohl des Ganzen weder auf Einem, wie auf einem Vater, noch auf allen, wie auf Brüdern ruht; wo die Sorge für dasselbe das Spiel der Habsucht und des Ehrgeizes einer auserwählten und geringen Anzahl ist, nur in kleinlichen Aristokratieen beugt das majestätische Gesetz seinen ehernen Nacken unter das Joch der Ge-



walt, und mit diesem Führer, der sein Haupt über die ganze Nation emportragen, auf den ein jeder sehen, dem ein jeder folgen soll, verschwindet der Stern, dem hoffnungsvoll alle im Volke entgegen blicken, und das Ziel, in welchem alle ihre gemeinschaftliche Bestimmung sehen.

Ich rede hier nicht von den Vorzügen einer Staatsverfassung vor der andern, wiewohl Gegenstände dieser Art zu den Lieblingsideen der Zeit gehören, denn unter uns hat eine lange glückliche Erfahrung entschieden. Indessen sey es mir vergönnt, eines Vorzugs der Monarchie Erwähnung zu thun, der zu nahe liegt, als daß ich ihn hier übersehen könnte.

Wie auch die Idole der Republik helfen mögen, Vaterland, Freyheit oder Gesetz; so wird das Volk derselben sich doch nie so lebhaft bewußt werden, als in der Monarchie, wo in der Person eines geliebten Regenten sich alle vereinigen. Je mehr das Volk an sinnlichen Eindrücken hängt, je wahrer es ist, daß vorzüglich seine Gefühle nur von sinnlichen Gegenständen gereizt werden, um so wahrer ist es, daß unter dem beglückenden Szepter eines Regenten die Nation gern seine Person mit ihrer Verfassung verwechselt, daß sie sich einbildet, alles Glück, welches aus dieser entspringt, verdanke sie jenem, und daß sie eben aus diesem Grunde ihre Nationalfeste, die Feiern ihres Glückes an die Epochen seines Lebens knüpft, daß sie die Tage feyert, an welchen der Himmel ihr diesen Mark Aurel schenkte, an welchem sie diesem edlen patriotischen Fürsten den Eid der Treue schwur. — Wer wollte es ihr auch verargen? Denn müssen wir nicht gestehen, daß von der Monarchie des ersten Familienvaters, der durch die Vereinigung mehrerer Stämme zum Vater eines Volkes und zum Regenten ward, bis auf die jüngste herab,

Gesetz und Verfassung derselben in dem Herzen des Monarchen geschrieben steht? Müssen wir nicht gestehen, daß nur die Verwaltung der Monarchie diese Verfassung adelt, und daß es keine vollkommnere Rechtfertigung derselben giebt, als so vollendete Regenten; Muster, wie sie das Königl. Haus, unter dessen Schutze wir hter versammelt sind, in einer ununterbrochenen Folge zeigt?

Nie müsse darum die edle Sitte veralten, oder verschwinden, dankbare Kränze und Gelübde für den Genius, der den verehrten Regenten schützt, opfernd auf seinen Altar am Tage der Geburt zu legen, nie müsse das Volk zu dieser Undankbarkeit herabsinken; es würde einen Beweis geben, daß ihm sein eignes Glück gleichgültig geworden wäre. Doch Undankbarkeit kann nie ein National-Laster werden.

Wäre dieß aber auch möglich, gäbe es ein Volk, welches bis zu diesem Grade leichtsinnig wäre, so wird doch gewiß die Nation, in deren Hauptstadt wir versammelt sind, mit Abscheu von der Höhe ihres Glücks auf sie herabsehen. Von jeher war die Dankbarkeit gegen ehrwürdige Beglückter des Volks eine Erbtugend der Deutschen und unter allen Völkern, die dieser vielumfassende Name begreift, war keines so sehr dazu berechtigt und aufgefordert, als wir. Mit Stolz können wir es sagen, daß während des ganzen Jahrhunderts, seit welchem das Haupt unseres Regenten die Königskrone schmückt, der Geburtstag des Königs immer ein National-Fest war, welches jeder Bürger mit eben der Theilnahme und Herzlichkeit beging, mit welcher es seine Familie in seinem Pallaste feyerte.

Und sollte das Jahrhundert nicht enden, wie es begann? Wären wir jetzt nicht zu gleichen Gefühlen verpflichtet und

aufgefordert? oder sollte vielleicht das, was Privatfreundschaften so fest knüpft, sollten gleiche Gefahren, sollten Mühseligkeiten, welche der Vater der Familie übernahm, nicht auch das Band fester zusammenziehen, welches den Regenten an die Unterthanen und diese an ihren König bindet? Sollten wir, wenn der Fürst, fast möchte ich sagen, die Grenzen seiner Pflicht überschreitet, und sein kostbares Leben der Gefahr bloß stellt, wenn uns Alles auffordert, für ihn zu zittern, sollten wir dann unserer Pflicht und seiner uneingedenk seyn, und es vergessen, daß er alle diese Gefahren nur um unseres Glücks willen übernimmt, um des Glücks willen, welches wir ihm verdanken, in dessen stolzem Genuß' er uns zurückließ, in dessen ruhigen, dauernden Besiz uns seine gefahrvolle Thätigkeit versehen soll?

Nein! denn so allgemein auch die Schwäche des menschlichen Herzens seyn mag, im Glücke seinen Wohlthäter zu vergessen; so soll doch dieser Vorwurf uns nie treffen, denen der schöne Beruf ward, die sanfteren feineren Gefühle des Volks durch die allmächtige Kunst auszubilden. Dieser Beruf, dem unter des Königs beglückendem Schutze Alles gelingt, erinnert uns eben so lebhaft an ihn, als an die Pflicht uns dieser Bestimmung zu widmen, und jedes Werk, welches der schöpferische Geist erfand, und die geübte Hand ins Daseyn winkte, ist ein Opfer, welches wir Weihend auf den Altar seines Genius, des Schutzgottes aller Künste, niederlegen.

Wie könnten wir daher wohl den erwünschten Geburtstag des geliebten Beschützers der Kunst würdiger feyern, als in ihrem Heiligthume, welches sie mit den neuesten Werken ihrer Verehrer und Lieblinge schmückte? Wo könnten wir wohl ein lebhafteres Bild unseres Glückes und zugleich der

Verspflichtungen finden, zu welchen das Gefühl der Glückseligkeit auffordert? Jedes der Kunstwerke, welche wir hier erblicken, von dem Meisterwerke des vollendeten Künstlers bis zu dem ersten Versuche, welchen der Zögling der Kunst mit schüchtern Hand darbrachte, ist ein Opfer auf den Altar des Vaterlandes gelegt, an welchen heut die Nation für die Erhaltung ihres Titus der Gottheit Dank und Gelübde darbringt.

Darum verliere sich unser Blick auch nicht über die Schwelle dieses Heiligthums, um anderswo Stoff und Keiz zu erhabnen Gefühlen zu suchen; er verweile hier und dann nur verlasse er diese reizenden Grenzen, wenn er erwartungsvoll nach Ihm sich wendet, der als Sieger der Gefahr zurückkehrt, den die treue Liebe seiner Unterthanen nun bald nicht mehr vergebens in den Mauern seiner Königsstadt sucht. Denn er naht, der Genius des Friedens, der den Tod im Schlachtengewühl von ihm entfernte, bringt seinen Liebling gerettet zurück, und führt ihn in die Haine, in deren Schatten sein großer Ahnherr die Plane des Schicksals auffand, und allen Millionen Europas Gesetze gab. Hier raunt er ihm ins leisehorchende Ohr die Wünsche seines treuen Volkes, bis er ihm erlaubt auf frohlichem Gefieder sich über seine neubeglückten Lande zu schwingen.

Aber während er abwesend war, dessen Auge alles belebt, während in seiner Hand das drohende Schwerdt blühte, in dem kurzen Zeitraume eines Jahres entstanden alle diese Kunstwerke? Dieß sind die Früchte einer einzigen Erndte? — Wahrlich dieser Gedanke fordert den menschlichen Geist zur Bewunderung seiner eigenen Kräfte auf, zu der Bewunderung, in welcher der lebhafteste Antrieb zum gewissenhaften Gebrauche dieser Kräfte liegt.

Die gewaltsamste Erschütterung, welche die große Gesellschaft des Staats fürchten darf, der Krieg, den so viele schreckliche Gefährten begleiten, ist also nicht im Stande, den ruhigen sichern Gang der Menschen zur Vollkommenheit zu hemmen und zu unterbrechen.

So sehr also hat der menschliche Geist sich und seine Einrichtungen vervollkommenet, daß er eines ewigen Friedens genießen, und aller Gefahren und alles Getümmels ungeachtet, getrostem Muths den Führern folgen kann, die vor ihm her die Bahn der Wahrheit und Tugend wandeln, auf welcher allein die Menschheit zur Glückseligkeit gelangen wird.

Was auch immer die warnende Geschichte von Verwüstungen durch Schwerdt und Feuer sagen mag, was auch in unserm Griechenland und Rom durch ihren Untergang uns lehren mögen; so wissen wir doch, daß das Menschengeschlecht so allgemeine Unfälle nicht mehr zu besorgen hat, daß diejenige Ausbildung, welche es einmal gewonnen hat, und welche so überall unter ihm verbreitet ist, ihm nie wird entziffen werden, seitdem es auch dem Kriege Gesetze vorschrieb.

Diese Cultur, diese Wahrheiten, auf welchen sie beruht, sind das Eigenthum der gesammten Menschheit und alle Nationen, welche auf den beglückenden Genuß derselben Ansprüche machen, haben sich durch eine stille Verabredung zu einer schonenden Achtung alles dessen, was dazu beytragen kann, verpflichtet. Wer würde es jetzt bewundern, wenn ein neuer Marcellus ehrerbietige Schonung eines Archimedes befehle? Nur Barbaren können gegen Wissenschaften und Künste Kriege führen, nur das Vorurtheil kann sich an ihren heiligen Denkmälern versündigen. Und auch diese werden es nicht lange, denn der Mensch lehnt sich nur gegen das auf,

was er nicht kennt, und darum fürchtet. Belehrung wird beyde von ihrem Frevel zur Reue zurückbringen.

Welche Aufforderung zur wetteifernden verdienstvollen Thätigkeit liegt für den Gelehrten und Künstler in diesem Gedanken? Sie sind geheiligte Personen, sie sind das Eigenthum aller Völker, die weit entfernt, sie zu stören, oder zu beschaden, vielmehr bereit sind, sie zu beschützen. Vor den Monumenten, welche sie der Tugend und Größe errichten, geht die Verwüstung vorüber, und wagt es ein nordischer Barbar, das ewige Erz zu verletzen; so spottet die mittelalte Nachwelt seines ohnmächtigen Frevels. —

Und was ist es, das auf diese allgemeine Achtung Ansprüche machen darf? Ist es der Gegenstand, dem der Künstler seine Geschicklichkeit widmete? Ist's der Werth des Stoffs, aus dem er seine Kunstwerke schuf? Nein, das was er dem Stoffe gab, die erhabene Aussteuer seines Genies, der Gedanke, den er hier in das Daseyn rief.

Schon diese Betrachtung allein sollte den Künstler zu einer rastlosen Thätigkeit und zu dem Streben begeistern, welches zur Vollkommenheit gelangt. Noch mehr aber, als sie und der edelstolze Eigennuß, welcher in ihr liegt, die Ueberszeugung von der Wirksamkeit der Kunst, ohne welche der Künstler nicht denkbar ist. Die Kunst ist es, die durch ihre gefälligen Formen, Gefühl für Ordnung, Harmonie und Zweckmäßigkeit lehrt, sie ist es, die durch ihre stumme Rede zur Theilnahme auffordert, sie ist es, die durch täuschende Nachbildung der Schönheiten der Natur auch den Gleichgültigsten auf dieselben aufmerksam macht, sie ist es, die durch die Darstellung der Begebenheiten der Vorwelt, die Tugend

in allen Gestalten lieben und verehren lehrt. Vergebens würde ich mich bemühen, den weiten Umfang anzugeben, und die mannichfachen Formen, in welchen die Kunst wirksam ist. So weit der Mensch durch Gefühle gebildet werden kann, so weit Menschen die Sprache der nachbildenden Darstellung verstehen, so weit wirkt ihr göttlicher Zauber.

Nie müsse daher der Künstler rasten, am wenigsten dann, wenn er besorgen darf, daß dasjenige, was er zu erhalten oder zu erhöhen strebt, die feinere Ausbildung und Bervollkommnung der Nation, unter den Umständen der Zeit leide. Dieß ist wirklich der Fall, wenn kriegerische Unruhen den Frieden unterbrechen, und durch die mannichfachen Situationen, in welche sie die Theilnahme des Volks versetzen, Gefühle erregen, die schon aus dem Grunde, weil sie in einem ungewöhnlichen Grade heftig sind, einer klugen Leitung, wenn nicht vielmehr einer weisen Gegenwirkung bedürfen.

Ich rede hier nicht sowohl von denen, deren Beruf es ist, Augenzeugen der Schrecknisse des Krieges und aller seiner Verwüstungen zu seyn, denen die Pflicht gebietet, auf Schlachtfeldern zu verweilen, die über dampfende Trümmer hinschreiten, die in der Gefahr sind, sich an den Anblick des Blutvergießens, an die Klagelaute des hilflosen Elends zu gewöhnen, und ihre Brust gegen die sanften Regungen des Mitleids zu stählen. Es fällt in die Augen, daß es sehr der Mühe verlohne, auch des Kriegers Gefühl zu berichtigen, damit er nicht Tapferkeit mit Grausamkeit verwechsle, und seine Lorbeeren entehre.

Es läßt sich aber mit Zuversicht hoffen, daß die Rauheit, welche der Krieger nothwendig aus dem Felde zurückbringt, bald verschwinden werde, wenn sich unter den

zurückgebliebenen Bürgern die Feinheit der Empfindungen erhielt, welche immer die Folge der Ruhe und des Friedens ist.

Von diesen rede ich vielmehr, denn auch bey ihnen ist sie in Gefahr. Wer könnte so gefühllos seyn, und das schrecklich tönende Wort **Schlacht** ohne Theilnahme hören? Wer gedenkt nicht augenblicklich der vielen Opfer, die in ihr dem Kriegesgotte gebracht wurden? und wer ist nicht in Gefahr diese Opfer zu vergessen, sobald sich jener Schauderton in das Frohlocken des Sieges verwandelt? Welcher Patriot wird sich nicht der Siege seiner Nation freuen? Darf ihn aber diese Freude berechtigen, derjenigen nicht zu gedenken, deren Blut um diesen Sieg floß? Ist es nicht unedel, im Siegestaumel zu vergessen, daß auch die Tausende des geschlagenen Feindes, deren Leichen das Schlachtfeld bedecken, unsere Brüder sind? oder sollen wir zu der Barbarei herabsinken, in jedem Einzelnen von dem feindlichen Volke unsern persönlichen Feind zu finden? Dieses unmenschliche Vorurtheil verabschonet selbst der Krieg, der den Gefangenen, welcher um Schonung fleht, in alle Menschen- und Bruderrechte einsetzt, und darum darf es da noch weniger herrschen, wo Ruhe und Sicherheit die persönliche Gefahr verbannt haben, welche eine Uebertretung dieses edlen Gesetzes doch nur entschuldigen kann.

Ueberhaupt läßt es sich nicht leugnen, daß die Spannung des Interesses, welche der Krieg hervorbringt, uns oft minder gerecht mache, daß wir nur unsers Vortheils gedenken, und um seinetwillen zuweilen die Gesetze der Moral, deren Beobachtung von keinen Zeitumständen abhängig seyn kann, übersehen. Wir wissen es alle, daß wir jede Tugend ohne Rücksicht auf uns ausüben müssen, wir wissen, daß die Beobachtung der moralischen Gesetze da am edelsten ist,



wo sie gegen mächtigere Leidenschaften, gegen unsere stärkere Neigung errungen wird. Wir schätzen die Gerechtigkeit gegen Feinde, die Milde gegen Verfolger, und das Mitleid mit denen, an welchen wir uns rächen könnten. Aber sind wir darum immer so aufgelegt, in jedem entscheidenden Falle so moralisch vollkommen zu handeln, als wir bereit sind, diese Tugend, wenn sie vollbracht wäre, zu bewundern? Wenn wir hören, daß ein Fürst den verwundeten Krieger aus dem Arme der Gefahr reißt und vom Schlachtfelde trägt; so werden wir ihn lieben, indem die Bewunderung dieser That in Achtung und Zuneigung gegen ihn sich verwandelt; werden wir uns aber immer sagen können, du hättest jeder Gefahr trotzend dasselbe gethan? Je mehr wir, so bald die Liebe zu uns selbst und die Liebe zur Tugend im Gleichgewicht stehen, geneigt sind, sie eigennützig entscheiden zu lassen; je leichter wir über den augenblicklichen Vortheil, welchen uns die Uebertretung des Moralgesetzes zu versprechen scheint, den dauernden Gewinn vergessen, der von der Ausübung der Tugend sich über das ganze Leben verbreitet: um so nothwendiger ist es, daß das Gefühl für Recht und Adel der Handlungen in uns immer mehr genährt und gestärkt werde. Durch die Vernachlässigung dieses Gefühls während kriegerischer Unruhen sind die Nationen oft von der Höhe ihrer moralischen Cultur herabgesunken. Sie ist es, die den Barbaren charakterisirt, der in die allgemeine Sache des Krieges seine Privatleidenschaften bringt, der den Feind nicht um des Vaterlands willen schlägt, sondern um seinen Blutdurst zu befriedigen, mordet.

Was ist aber wohl mehr im Stande, unser Herz für die Tugend gefühlvoll zu erhalten, als die schöne Kunst?

Was sichert so sehr gegen den Verlust der Reizbarkeit unserer Empfindungen, die unter der Last des Panzers so leicht verschwindet; als sie, die auch unsere verborgensten Gefühle trifft? Gab es je einen beredtern Anwalt der Tugend, als die Kunst, durch welche allein das Menschengeschlecht den Gipfel der Humanität ersteigen kann? Sie redet in der allgemeinen Sprache der Darstellung zu allen Völkern, und es giebt keinen, der den Ausdruck der Tugend in der edlen Ruhe und der belohnenden heitern Selbstzufriedenheit, die sich über das Gesicht des Edlen verbreitet, mißversteht; es giebt keinen, der das Laster nicht in den Zügen der Seelenangst, des sich selbst verachtenden Unwillens und der Verzweiflung erkennen sollte. Nicht genug, sie ist es auch, die der Tugend ihre Denkmale setzt, die durch die Verewigung des Verdienstes zum späten Enkel redet, und ihn eben so zur Dankbarkeit, als zur edlen Nachahmung auffordert.

Es ist aber nicht allein die moralische Ausbildung, welche durch die Kunst, des Kriegeres ungeachtet, erhalten wird, auch in Rücksicht der Verfeinerung macht die Nation, trotz den Unruhen, durch sie Fortschritte, und wiewohl jene die wichtigere ist, so verdient diese dennoch nicht vergessen zu werden. Der Einfluß der Kunst auf alle Arten von Gewerben ist unleugbar bewiesen, seitdem die schöne Kunst auch sie unter ihre Curatel nahm. Seit dieser Zeit bemerken wir in allen Fabrikaten Geschmaç und Eleganz, mit Zweckmäßigkeit vereinigt. Der Handwerker fängt an, sich von der slavischen Regel seiner angewöhnten Sitte loszureißen, er arbeitet freyer und glücklicher. Auch dieses Fortstreben in der Verfeinerung verdanken wir der glücklichen Vertheilung aller Bemühungen für das Wohl des Ganzen, welche eine weise Einrichtung

der Staatsgesellschaft überall eingeföhret hat, und wir können nicht unleugbarer darthun, daß wir dieß einsehn, und alle daraus entspringenden Verpflichtungen fühlen, als wenn wir in den angefangenen Bemühungen fortfahren, deren reife Früchte auch diejenigen unserer Mitbürger, die während dieser Zeit für unsere Ruhe und Sicherheit kämpften, sogleich genießen, wenn ein beglückender Friede sie in unsere wartende Arme zurückgebracht hat.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich diese Gedanken noch mehr verfolgen und den Einfluß der Kunst auf Moralität und Cultur darstellen wollte; auch fühle ich zu sehr, daß es mir eben so sehr an Energie der Gedanken, als an Würde des Ausdrucks fehlt, um diesen Gegenstand so darzustellen, wie er es verdient, und wie er vor einer Versammlung von Kennern dargestellt werden sollte. Ich habe nichts mehr thun wollen, als einen leichten Umriß der Gedanken und Empfindungen entwerfen, die gewiß einen jeden, der hier anwesend ist, beseelen.

Welcher Gedanke könnte aber wohl lebhafter seyn, als der an den allbeglückenden Frieden? Wer kann im Heiligthume der Kunst den Frieden, ihre edle Mutter, vergessen? Was sind diese Kunstwerke anders, als Lobredner des Friedens? Aber bedurften wir wohl dieser Erinnerung? Hat nicht jeder Bürger seit dem Augenblicke, da der geliebte König mit gezucktem Schwerdte unsere Mauern verließ, mit inriger Sehnsucht, dem Frieden entgegengeblickt, der ihn zu uns zurückbringt?

Dank der Vorsicht! Er führt diesen Krieg, der den Frieden nur darum unterbricht, daß er durch einen neuen Bund desto dauerhafter werde. Schon einmal sahen wir ihn

---

an der Hand des Friedens zurückkehren, schon einmal begrüßten wir ihn, als den Friedensstifter Europas, und so werden wir ihn bald wiedersehen, denn Er führt diesen Krieg. — Die Morgenröthe des jungen Tages glänzt schon herauf, er kann nicht mehr fern seyn. Ehe unsere Wünsche es wagen, sich zu Hoffnungen zu erheben, werden wir Ihn erblicken, wie er von des Friedens sanfter Hand geführt, umgeben von benarbten Kriegeren in die Mauern seiner Königsstadt und in den erweiterten Kreis seiner Familie zurückkehrt, wo ihn zum erstenmale die Stimme eines Enkels der spätesten Hoffnung der Völkern begrüßt.

Wie unsere Hoffnung dann neben der Freude über des Friedens holde Erscheinung verschwinden wird; so werden die jetzigen Werke der Kunst neben denen verschwinden, die der Künstler dann voll patriotischen Entzückens schafft. Was die Kunst während des Waffentumults unter der weisen Leitung ihres Mäcens hervorbrachte, sind nur Uebungen zum würdigen Empfange des Friedens, der die Mutter alles Völkern wohls ist.

Wer wollte es wagen, an diesem Frieden zu zweifeln? Wir kennen das Herz des Königs, der das kriegerische Schwert zog. Wir nennen Ihn mit dem schönen Namen „des Friedensstifters,“ und sagen stolz: Er ist unser König!

Fr. Kambach.

---

## II.

## H y m e n ä u s,

dem

Kronprinzen von Preussen  
gesungen.

Hymen, o Hymenäus, dir tönt, o Hymen, mein  
Loblied!

Du erfreust die Götter und Menschen, bevölkerst den Himmel  
Und die Erde mit Bürgern. Wo du dem seufzenden Lande  
Deinen Segen entzuehst, da werden Städte zu Wüsten;  
Zwischen Häusern, Bewohnerleer und freudenlos, wandeln  
Einsame Wandrer auf Gras. Wo du auf fröhliche Länder  
Deine Segen verstreust, vergrößern sich blühende Städte;  
Schaaren kommen und gehn, und von geschäftigen Bürgern  
Wimmeln die lauten Straßen. Wohin du dich wendest, ist  
Festtag. —

In der Könige Schlössern und in der Hütte des Landmanns  
Werden dir Altäre bekränzt und Lieder gesungen!

Hymen, o Hymenäus, dir tönt, o Hymen, mein  
Loblied!

Du erhältst die Geschlechter der erdebewohnenden Menschen,  
Daß sie grünen und blühen! daß sie von Paaren zu Häusern  
Und Geschlechtern und Stämmen und großen Völkern sich  
mehren!

Schöne Namen, geehrt von Zeitgenossen und Nachwelt,  
Pflanzen sich fort von Vater auf Sohn, von Enkel auf Enkel,  
Blänzen hervor, Jahrhunderte lang, und winden sich sichtbar  
Durch das Schicksal der Völker. Sie werden Fürsten und  
Edle

Von den Völkern genannt, und für die Thaten der Väter  
Sollen Enkel den Enkeln noch Dank! Mit freudigerm Herzen  
Dann, wenn Weisheit und Tugend der edlen Väter im Enkel  
Wiederleuchtet, beschützt von dir, o freundlicher Hymen!

Hymen, o Hymenäus, dir tönt, o Hymen, mein  
Loblied!

Siehe, durch dich blüht Zollerns Geschlecht! Jahrhunderte  
kamen,

Und Jahrhunderte flohn, und Zollerns hohes Geschlecht blüht!  
Sohn des hohen Geschlechts, das von den Quellen der Donau,  
Nürnbergs Fluren mit tapferm Arm zu schützen gewählt war,  
Friedrich, du hobst dich zuerst, in Deutschlands Norden zu  
glänzen!

Deine Weisheit vertrat oft Siegarunds Weisheit, dein Reich-  
thum

Füllt' ihm die leere Hand! — Von allen Helden, wer durfte,  
Albrecht, Kühner, sich messen mit dir? Beim Spiele der  
Ritter

Wanktest im Sattel du nie, nie wankt' in der Hand dir die  
Lanze! —

Heil uns, sie glänzen, die großen Väter der größeren Enkel!

Hv

Hymen, o Hymenäus, dir tönt, o Hymen, mein  
Loblied!

König noch nicht, doch Königen gleich, o Friederich Wilhelm,  
Fülltest du dein Jahrhundert mit Glanz. Du faßtest den  
Scepter,

Und die lange Verwirrung begann sich zu ordnen; es stralte  
Licht aus dem Dunkel hervor, und dreißigjährige Leiden  
Endeten sich in goldenen Frieden, der hundert Provinzen,  
Hundert Fürsten und Städte durch freundliche Bande vereinigt!  
Aber der größte des großen Geschlechts war Friedrich, ein  
Adler,

Dessen Flug zur Sonne sich hob, und unten erblickt' er  
Tief die Erd' und das Meer und die kleinen Geschäfte der  
Menschen.

Ehre der Brennen, und Deutschlands Ehr', und Ehre der  
Menschheit,

Stralt er in seiner Welt und stralt er in Büchern der Nach-  
welt!

Völker klagten, daß Er, auch Er, der Sterblichkeit Sohn  
war:

Aber wir rühmen mit Stolz, uns, uns war Friedrich ge-  
boren!

Hymen, o Hymenäus, dir tönt, o Hymen, mein  
Loblied!

Friedrich Wilhelm ist Vater des Volks und Vater des Hauses.  
Held zwar auch im Donner der Schlacht; und, wenn die Ge-  
fahr droht,

Daß die Unerbrochenen beben, immer sich selbst gleich:

Aber lieber streut er mit menschenfreundlichen Händen  
Freuden aus, und freut sich umher des frohen Getümmels.

Hymen, o Hymenäus, dir tönt, o Hymen, mein  
Loblied!

Wenige Sprossen des großen Geschlechts nur waren noch  
übrig;

Aber siehe, sein Haus ward Segen und Hoffnung des Landes,  
Reich an Söhnen und Töchtern. Nicht einfach führt er die  
Paare,

Freundlicher Gott, zu deinem Altar: zwei Töchtern auf einmal,  
Zween auf einmal der Söhne begann die Fackel den Braut-  
tanz.

Hymen, o Hymenäus, dir tönt, o Hymen, mein  
Loblied!

Sohn der glücklichen Insel, o York, du wähltest aus Liebe,  
Wie die Söhne der Fürsten und Töchter selten sich wählen,  
Friederike; sie dich! Auch huldigt mit freyer Verehrung  
Albion ihrem Geist und ihrer sanfteren Jugend.

Sie verließ den Altar, da tratest du, feyerlich folgend,  
Wilhelmine, hinzu; verbandest dein künftiges Schicksal  
Mit Drantens Schicksal. Dort lerne vom glänzenden Bey-  
spiel,

Das, in mütterlicher Gestalt, Minerva dir seyn wird!

Hymen, o Hymenäus, dir tönt, o Hymen, mein  
Loblied!

Unzertrennlich wart ihr seit eurer Jugend, o Brüder,  
Friedrich und Ludwig, die Hoffnung des himmelbegünstigten  
Landes!

Unzertrennlich wart ihr an Quellen der lehrenden Weisheit,  
Unzertrennlich in Leiden und Freuden, zu Haus und auf  
Reisen,

Unzertrennlich im goldenen Frieden, im eisernen Kriege,  
Wenn ihr Friedrich Wilhelm und Karl, dem erhabenen Ouelfen,  
Folgtet zum Lager des Heers und in drohende Schlachtengefilde!  
Aber wunderbar walteten die Mächte des Himmels! Ihr suchtet  
Ruhm im Schlachtengefilde, und fandet Freuden der Liebe!



Hymen, o Hymenäus, dir tönt, o Hymen, mein  
Loblied!

Unzertrennlich auch hier, was Eurer Einer am Rhein fand,  
Fanden beyde zugleich! Was fanden die glücklichen Brüder?  
Sag' es, hymengeweihter Gesang: zwo liebliche Schwestern,  
Fürstentöchter zwar, doch ohne Stolz in der Seele,  
Häuslich und sitzsam beyd', und Freundinnen ländlicher Einfach,  
Herzengewinnend durch Güte des Herzens und freundliche  
Rede,

Unbefangen und treu der Natur, bey der Frage des Königs  
Ober der Bitte des Armen, der ihrem Auge sich nähert,  
Werth durch Weisheit und Tugend des Rangs, und Weisheit  
und Tugend

Höher schätzend als Rang und vorüberfliehenden Schimmer!  
Hymen, o Hymenäus, dir tönt, o Hymen, mein  
Loblied!

Unzertrennlich wart ihr seit eurer Jugend, o Schwestern!  
Sieh, Ein Strelitz hat euch erzeugt, Ein freundliches Darms  
stadt

Hat euch erzogen, die Freude beglückter Völker zu werden!  
Wie dem einen Ufer das Meer durch brausende Wogen  
Land entreißt, und dem andern es schenkt: so, trauriger Krieg,  
raubt

Du dem einen Volke sein Glück, und vermehrst es dem  
andern!

Wende den Blick hinweg, mein Lied, von sinkenden Reichen  
Und zerstörten Provinzen, damit den festlichen Hymnus  
Kein verdammlisches Wort, noch Stimme der Klagen entweiche:  
Preise der Brennen Glück, im Krieg und durch Krieg uns  
geboren,

Als nun Friedrich Luise, als Friederike nun Ludwig  
Fand, die Brüder die Schwestern, an Einem Blumenaltare

Hand sich zu geben und Herz, und die schönsten Freuden der  
Menschheit,

Oft von Fürsten verschmäht, in häuslichen Freuden zu finden!  
Hymen, o Hymenäus, dir tönt, o Hymen, mein  
Loblied!

Friedrich, Friedrich, wie du, ward lang kein Sproßling des  
Hauses

Mit Gebet und Wünschen erfleht! So freut sich der Garben  
Nicht der Schnitter im Feld, nicht seiner Beute der Krieger:  
Wie sich deiner Geburt einst Friedrich der Einzige freute,  
Wie dich Vater und Mutter, Geschenk des Himmels, ums  
armten,

Wie von Provinz zu Provinz, in großalltigen Städten,  
Und der Hütte des Pflügers, das Volk der glücklichen Brennen  
Dich mit Jauchzen empfing! O traue der waltenden Voracht,  
Friedrich, du bist nicht umsonst den harrenden Völkern geboren!  
Bist geboren, o Friedrich, ihr Freudenschöpfer zu werden!  
Hymen, o Hymenäus, dir tönt, o Hymen, mein  
Loblied!

Drum verwebte der Himmel mit Friedrichs des Einzigen Alter  
Deine Jugend, daß du vor ihm die Spiele der Kindheit  
Spielen solltest, mit ihm von Jünglingsweisheit noch sprechen!  
Denn ein einziges Wort des Weisen, zur glücklichen Stunde,  
Dringt oft tiefer ins Herz und haftet fester, als alle  
Zauberkünste des Redners und weisheitverschwendende Bücher.  
Eraf dich, glücklicher Jüngling, nicht aus dem Munde des  
Greises

Manches Flammenwort, und drang dir ins innerste Leben,  
Daß du horchtest und stauntest? allein der erhabene Greis  
schwieg;

Denn es hatte getroffen! Nun ruht dir's im Dunkel der  
Seele:

Aber ruft dich dein Schicksal dereinst, sein Scepter zu tragen,  
 Dann, dann bricht es hervor ans Licht der göttlichen Sonne,  
 Wird verwandelt in That! — Wenn dann den Vater des  
 Landes

Königsorgen ermüden, erwart' ihn im traulichen Kreise  
 Seines Hauses das Glück, das ihm die Tugend bereitet!  
 Hymen, o Hymenäus, dir tönt, o Hymen, mein  
 Loblied!

Einst, als silberhaariger Greis, stand Fehrbellins Sieger,  
 Friedrichs des Einzigen Muster, o Prinz, dein unsterblicher  
 Ahnher,

Vor dem Bild der entrissenen Freundin mit denkenden Blicken:  
 „Ach, Luise, wie du noch lebst!“ erseufzt' er im Herzen,  
 Und, geheiligt ihrem Gedächtniß, stieg ihm die Thräne  
 Glänzend ins Heldenaug' empor! Denn siehe, Luise  
 War ihm, die Treue dem Treuen, Gefährtin des Lebens gewesen,  
 Freundin des Herzens, Trösterin oft in traurigen Stunden,  
 Hatte mit seiner Weisheit oft ihre Weisheit vereinigt  
 Durch verständigen Rath; kam nach des schwüleren Tages  
 Arbeit und Sorgen ihm mit Freud' und Erholung entgegen!  
 „Ach Luise, wie du noch lebst!“ so seufzte mit Sehnsucht  
 Drum im Herzen der Held, den ganz Europa verehrte!  
 Sey denn Luis' auch dir, was ihm Luise gewesen,  
 Trösterin, Freundin, Gefährtin, und Weisheit, und Freud', und  
 Erholung!

Und nach funfzig entflohenen Jahren, wenn sie voranging,  
 Huldge die Thrän' im Blick dann oft noch ihrem Gedächtniß!  
 Hymen, o Hymenäus, dir tönt, o Hymen, mein  
 Loblied!

Aber, hohes Geschlecht, das unter Germania's Wölfen  
 Seit Jahrhunderten glänzt, o breit' in schimmernde Zweige  
 Ferner dich aus, und beschatte mit deinem Schatten den Erdkreis!

Völker müssen kommen, und sehen den Baum, und bewundern!  
 Völker dankend sich freuen, in seinem Schatten zu ruhen!  
 Völker glücklich sich fühlen, von seinen Zweigen zu holen,  
 Und in heimischen Boden zu pflanzen! — „bis hier in Europa's  
 Jahrbuch Friederich stirbt, und dort am Himmel die Sonne!“ —  
 Hymen, o Hymendus, dir lobt, o Hymen, mein  
 Loblied!

Fischer.

---

## III.

H e n d e k a s y l l a b u s  
a u f B ü r g e r s T o d.

Wie sie alle den düstern Weg vorangehn!  
 Mir das seuzende Nachsehn alle lassen,  
 Alle Freunde der längst verblühten Jugend!  
 Ach! ich wäbnte das nicht: wie mocht' ich's wäbnen?  
 Oft schon kündigtest du, o meine Seele!  
 Dieser schwachen Umhüllung deinen Bund auf:  
 Schluchzend stand die Gefährtin meiner Wallfahrt  
 An dem Schlummer, und Trostberaubten Kissen;  
 Und unmündige Kindlein, an der Mutter  
 Arm hintraurend, vergaßen fast des Bier, Wals,  
 Liebten minder die bunten Bley, Husaren,  
 Und des zürnenden Kräufels jachen Irrtauz.  
 Aber, ewige Tafel! du schriebsst anders!  
 Ach! der Kranke genas, blieb länger heimlich  
 Auf der fröhlichen Erde, koste wieder  
 Mit des Helikons lieberreichen Jungfraun.  
 Ja, ich blieb, und voran gieng mancher Freund mir.

Michaelis! du giengst, du Geißel, Schwinger  
 Aus der Schule des Denkers von Volterra! \*)  
 Unser folgte, der kaum erst Aufgesproßte; \*\*)  
 Dann Sophia \*\*\*); dann Dürbachs große Tochter \*\*\*\*);  
 Dann mein reblicher Vode, jedem sinken  
 Lohn, Dollmetscher ein furchtbar, hohes Vorbild.  
 Und nun fordert auch Bürgers hingeshiedner  
 Geist sein sühnendes Todtenopfer! Bürgers,  
 Der Gespiele der Weisheit und der Freuden  
 Mir zu Halle schon war, mit mir auf Madihn †)  
 Wort, Untrüglichkeit schwur, wie auf Orakel.  
 O schon damals entfloß der Jünglings, Lyra  
 Mancher leuchtende Funken, all' die lichte  
 Feuer, Geniusflamme prophezend,  
 Die den kühneren Mann, nun ganz gewappnet,  
 Auf romanzischem Renner weit umhertrieb,  
 Kastlos, schnaubend, im Voll, Gallop der Keckheit,  
 Die, von Keinem erreicht, dem Ziel vorantrotzt,  
 Daß Unkundige Maul und Nas' aufreißen,  
 Und, mit heiligem Kreuze sich verwahrend,  
 Bänglich stottern: es sey hier nicht geheuer.  
 Dieses blühendsten Amarants Umkränzung  
 Freund! soll weit in die Nachwelt hin dir bleiben,  
 Wenn nachahmender Sklaven siecher Lorbeer,  
 Vom Nichtkenner gereicht, schon längst vergrünt ist,  
 Ihr Hopp! Hopp! und Hallo! und Hurre! kreischend,

\*) Per sius, der römische Satiriker, ist zu Volterra geboren.

\*\*) Ludwig August Unser, starb 1775, kaum 26 Jahr alt.

\*\*\*) Sophia Schwarz, geborne Becker.

\*\*\*\*) Anna Luisa Karfchin, geborne Dürbach.

†) Madihn, damals (1767) Professor in Halle, einer der elegantesten  
 Rechtslehrer seiner Zeit.

Gleich der Orzel der heischen Sumpf; Kantoren  
 Kein auffschreckendes Ohr hinfort verwundet.  
 Dann noch schmettert ins Horn der Wild; und Rheingraf;  
 Ober Junker vom Steine schnalzt vergebens,  
 Lockt vergebens des Marschalls treue Stöber;  
 Dann noch geht es im Laubenheimer Garten  
 Mächtlich irr' in der Laube; dann noch reutet  
 Leonora mit Wilhelm hundert Meilen  
 Ins entseßliche Braut; Bett! \*) Und, o Wunder!  
 Hohes Wunder der schöpferischen Dichtkunst!  
 Haar; aufkuffendes Grausen wird den Horcher  
 Auf die seltsame Währ' zusammenschütteln,  
 Wird dem Reuter, der schon die Trepp' heraufspukt,  
 Schnapps! die Thür vor der Nase weg verschließen.  
 Auch das kleinere Spielzeug deines Herzens  
 Bleibt der Laune der Zeiten unzerbrechlich;  
 Ob auch mancher Geschäftsmann aus der Ur; Zeit  
 Was darob die Parücke hin und her schiebt,  
 Vornehm glaubt, ein Exensum mit Daher o,  
 Alldieweilen und Sintemal altfränkisch  
 Ueberfrachtet, das sey doch ganz was anders \*\*).  
 Freund! der hüpfendste, Freund! der wärmste, reinste  
 Sonnen; Strahl aus dem Himmel deines Frohsinns,  
 Dein von Grazien hingebauchtes Dörfchen \*\*\*)  
 Wird, mitfühlend, Amandus, nach Hinablauf  
 Von Jahrtausenden, noch Amanda lesen.

## D 5

\*) Bürgers Ged. Göttingen, 2ter Th. S. 27, 145, 165, 195.

\*\*) Keine Erdichtung. Aus dem Mund' eines glaubwürdigen Freundes weiß ich, daß ein in ernsthaftern Geschäften grau gewordner und sonst sehr geachteter Wiedermann einst wirklich so vornehm über B. Dörfchen abgespröchen hat.

\*\*\*) Siehe Bürgers Ged. 2ter Th. S. 224.

Jedes Zeilchens erkohrne Nektar, Tropfe  
 Wird das Ohr in das Herz hinunternippen.  
 Guter Bürger! auch mich hat oft dein ländlich  
 Sorgenfrey, mit dem hellen Bach' voll Schmerlen,  
 Aus schwermüthiger Langweil' wach geriesel't;  
 Hat, elektrisch mit Einem Zauber, Schlage,  
 Freuden: Geist in der öden Brust entzündet,  
 Wenn unglaublicher Zeiten Greul ihn trübte,  
 Wenn anarchische Volks, Wuth an der Menschheit  
 Gruft die blutende, dumpfe Schaufel wälzte.  
 Dann, dann floh ich, mit deiner holden Dichtung,  
 In mein friedliches Dennstedt zu der großen,  
 Alterthümlichen Linde meines Pfarrers,  
 Der dem Weisen zu Grünau wenig nachgiebt;  
 Führte, herzlich und laut mein Leib, Stück lesend  
 Deinen Genius Bürger! in Triumph auf.  
 Dafür hör', o Geliebter! meinen Dank noch  
 In Elysiums Laube, wenn dort oben  
 Dank des Sterblichen Dir nicht zu gering ist;  
 Wenn Erinnerung an den kleinen Irr, Stern,  
 Wo du pilgertest, ach! und oft auf Dornen!  
 Dich nicht stört, o Beglückter! in dem Jubel  
 Neuer, klassischer Freundschaft mit Homeros,  
 Mit Tibullus, und mit den Geistern allen,  
 Die hienieden dir manches Winters Schlepp, Nacht  
 Kürzer zauberten. Dem sey wie ihm wolle!  
 Was ein Sterblicher geben kann, geb' ich dir:  
 Dank, sehnstüchtige Thränen, fromme Hoffnung,  
 Bald dich wieder zu sehn, und wahrlich! froher!  
 Denn des Sandes schon viel verrann im Glase  
 Meiner Stunden. Wenn nun der Körner letztes,  
 Willig folgend den andern, einst herabsinkt:



Dann, Unsterblicher! reih' ich Rosen, Kränze  
Trauter Freundschaft mit dir zum zweyten Mal auf!  
Und, wenn, Bürger! das Land der Auserwählten  
Für Genossen des ländlichen Frohlockens  
Friedens, Dörfer und Halmen, Hüttchen auch hat:  
Dann, o Bürger, empfängst du deinen Landsmann,  
Führst ihn preisender in dein zweytes Dörfchen,  
Wo lichterhellere Grün die Flur bekleidet,  
Wo die Bäche, wie deine Melodien,  
Lieblich fließen, und wo des Wandlers Fußtritt  
Durch ätherische Rosen leis' hinwegschwebt,  
Ohne Dornen! Ach! diese blieben uns nur,  
Rissen manches noch dir ergebne Herz auf,  
Als du Eheurer! den düstern Weg vorangiengst!

Fg.

## IV.

## G r a b s c h r i f t e n

auf

einige Dichter und Philosophen der neuesten Zeit.

## I.

## Auf Hirschfeld.

Hier Hirschfelds frühes Grab. Fragst, Leser, du', warum  
 So früh der Theure starb? Dir kann ich wohl vertrauen:  
 Sein Geist ist in Elysium  
 Und lehrt die Engel Gärten bauen.

## 2.

## Auf Anna Luise Karschin.

Die Karschin, Dürbachs Tochter, schlummert hier.  
 Hat ihr Gesang nicht ganz den lesbischen erreicht;  
 So hatt' ihr Geist nicht Schuld: es fehlte Phaon ihr.  
 Du Erde, sey der Deutschen Sappho leicht!

## 3.

## Auf dieselbe.

Hier ruht die Karschin. Was sie sang,  
 Sagt' ihr Natur, die kühnste Muse, vor.

Die kleine Kinderhirtin schwang  
Zur deutschen Sappho sich empor.

4.

Auf Spiegel, Freyherr zu Pickelsheim.

Der edle Spiegel liegt in dieser Gruft begraben,  
Obwohl Diana's Freund, lernt' er nicht grausam seyn:  
Die Liebe macht' ihn mild. Auch gaben  
Die Mufen ihm viel schöne Lieder ein.

5.

Auf Blum.

Hier, Wanderer! steh still! Ich war der Sänger Blum.  
Mir selber lebt' ich zwar, in Wäldern und auf Auen,  
Und sang ein Lied; doch mich verrieth sein Ruhm.  
Ein König kam, und half mein Hüttchen bauen.

6.

Auf Wessely.

Hier schlummert, was von Wessely  
Vergänglich war. Was ewig bleibt,  
Sein Geist ist in Elysium, und treibt  
Die höhere Philosophie.

7.

Auf Withof.

Auhier ruht der lehrende Dichter Laurentius Withof,  
Haller an Fülle gleich, aber an Kürze nicht.

8.

## Auf Semler.

Der Weise, des Gebein' in dieser Erde ruh'n,  
 Hieß Semmler einst. Er half, mit Lehren und mit  
 Schreiben,  
 Den Teufel aus Europa treiben.  
 Du Leser! hilf desgleichen thun!

9.

## Auf Bode.

Hier ist des guten Deutschen Grab,  
 Der Poriß uns zum Landsmann gab.

10.

## Auf Gemmingen.

(Nach dem Lateinischen des Hrn. von Gemmingen, im Nekrolog aufs  
 Jahr 1792, 2ter Band.)

Seyd mir freundlich begrüßt, ihr nachbarlichen Gebeine,  
 Wessen Gebein' ihr auch wart!  
 Friedlich werd' ich neben euch ruh'n. Im Leben auch war ich  
 Jeglichem Nachbar ein Freund.

11.

## Auf Gibbon.

Der du ein Meister der Kunst, mit Tacitus kühnerer Färs  
 bung,  
 Roma's Trümmer gemalt, Gibbon! du mahest nicht mehr!

12.

Auf M ö s e r.

Hier ruht M ö s e r, in Wort und That ein biederer Deutscher,  
In der Geschichte zuerst Forscher und Philosoph.  
Was er auch über der Sterblichen Wohl und Weh phantasirt  
hat,  
Hobst du, ernste Vernunft! auf in dem Tempel des Ruhms.

Dt.

---

## V.

## Wilhelm und Betty.

Ein

Fragment aus dem bürgerlichen Leben.

Oh happy state! when souls each other draw,  
 When love is liberty, and nature law;  
 All then is full, possessing and possest,  
 No craving void left aking in the breast,  
 Ev'n thought meets thought ere from the lips it part,  
 And each warm wish springs mutual from the heart.  
 This sure is blifs [if blifs on earth there be]  
 And was the lot of Betty once and me!

• nach Pope.

Dies die Aufschrift, womit man die folgenden Bruchstücke bezeichnet fand.

Wilhelm. Betty.

(Er, am Tisch sitzend, legt ein aufgeschlagenes Buch zerstreut neben sich hin.  
 Betty setzt eine Flasche Wein auf.)

**B.** Haben Sie sonst was zu befehlen?

**W.** (mit größter Theilnahme) Nichts, meine Liebe.

**B.** Sie sind sehr vertieft — verzeihn Sie — ich fragte  
 — ich, Betty. . . .

B. Nun ja doch, gutes Mädchen; — gilt denn dieß Wort so viel? — bist du nicht immer so willig, so brav gewesen? — und ist um die Stunde des Abschiedes! . . . (sehr gerührt) reicht man doch wohl einem Dürstigen den Weinbecher für den Wasserkrug zu seinem letzten Trunke!

B. O das verdien' ich nicht, — ich habe zu oft gesehlt! (Thränen.)

B. Mädchen, wenn du noch im Schuldregister ständest — diese Thränen hätten's verwaschen; — das deinige ist leer, aber ich habe noch zu zahlen. (indem sie geht) Diesen Abend, Betty, das Versprochne!

### Wilhelm.

Wie schön sie diese Thräne machte! — und warum ward sie geweint! . . . O Natur! Natur! sind dieß deine Töchter, — wer vermag seinem Herzen zu gebieten — schlage nicht! (er schenkt ein) — Aus ihren Händen! — trink' ich? — Hinweg! ich trinke Gift! — Gift? — Thor, wie die Welt keinen sah! Verläßt sie dich nicht — weil du es willst? Ein Wort — und sie ist dein! . . . Sollte sie? — Stolz! so wohlfeil ist Bettys Herz nicht; — vielleicht daß sie dich für einen Teufel hält! . . . (bitter) Vortreflich! so wären wir denn dem Vorspiel zu einer Mißheyrath. aus dem Wege! Wie viel vornehme Magen würden das nicht haben verdauen können! . . . (feierlich) O Menschen! Menschen! was habt ihr für dieses Opfer zu bieten — als den Schall über meinem Grabe: Der war ein kluger Mann!

Unser Liebender hatte die Felder durchstreift; sein Fall war der gewöhnliche, er kam zurück — wie er ausging. Schon war's spät in der Nacht.

## Wilhelm.

(sein Zimmer, neben ihm ein verdecktes Körbchen.)

Ich hätte sie nicht wiedersehn müssen! — Tollkühner! diesen Kampf wählst du zu bestehn? . . . . Es sey! wenn ich erlege. . . . Urheber meines Wesens! du wirst gütiger richten als Menschen!

## Er und Betty.

B. (schüchtern, aber mit Unbefangenheit hereintretend) Sie kommen spät; eben Schlugs zehn.

W. Werde nicht böse, gute Betty; ich mach' es wie ruhmrte Schuldner, — der letzte Glockenschlag erinnert sie immer noch zu früh; — aber vielleicht gewinnst du dabey; ich wünschte dir neben diesen Kleinigkeiten noch etwas Bessres auf den Weg mitzugeben, — und Freundes Worte dringen tiefer, wenn die Sterne über uns leuchten.

B. Zuviel Güte! Zuviel Herablassung!

W. Schäme dich, Mädchen! hab' ich je diese Sprache gefordert? — sich herablassen! — Welcher Mensch kann das gegen den Mitmenschen? Ein kleiner Platzwechsel bey unsrer Geburt — und ich müßte dir ißt den seidnen Schlepp tragen; ein kleiner Wankelmuth des Schicksals — und der strenge Gebieter bettelt um dein Almosen! (mit äußerster Bewegung) Betty! Betty! dieselbe dürstige Erde wird einst dich und mich decken, und ein glanzvolles Erwachen wartet auf uns beyde.

B. (indem sie eine Thräne verwischt) — ohne Thränen; — nicht?

W. Recht Betty! in jenem Lande bist du nicht mehr die Dürstige, Unterworfne, Verachtete; und wenn Menschen dich



drücken werden, — lach' ihres Uebermuths, und denk' an das Erwachen ohne Thränen.

B. Den Trost lohn' Ihnen Gott! — vielleicht bedarf ich seiner nicht lange.

W. Mädchen! was willst du damit?

B. Wüßten Sie meinen Traum von gestern! — ich hatt' eine Nacht! . . . . denken Sie dran, der Abschied von Ihnen ist der Vorbote meines letzten Abschiedes.

W. (zu sich selbst) Gott! wie mich das erschütterte! an ihr Fasse Muth! Träume sind nichts. (Pause) Höre Betty — was ich fragen wollte — hast du noch keinen Bräutigam?

B. (mit Erröthen) Ich lieb' Einen, mit dem ich aufgewachsen bin —

W. (schnell) und liebst ihn noch? — nicht?

B. Die Meinigen standen entgegen, — Ihnen war er zu arm; freylich wohl härm't ich mich lange, — aber immer dacht' ich dann wieder: Besser Thränen und Gehorsam — als der Fluch eines Vaters!

W. Gute Seele! Kämpfe wie der deinige sind hart, aber Lohn wird deiner warten — vielleicht durch mich; — jetzt keine Frage — wie? nur ein Versprechen von dir, feyerlich — als thätst du's am Altare!

B. (etwas betroffen) Sie können nichts Böses fordern. . . .

W. Fürchte nichts; die Keuschheit selbst kann es zur Mitternachtstunde in die Hand' eines Jünglings ablegen. Deine Unschuld bewahren — das ist's. Mädchen! die Stunde des Abschiedes ist da; diese Worte . . . . o du hörst sie vielleicht nimmer wieder! Bey der Stunde des Abschiedes, bey dieser furchtbaren stillen Stunde der Nacht beschwör' ich dich, — bewahre deine Unschuld!

B. O wenn ich je dieser Stund' — und Ihrer vergäß!  
 . . . . Aber so tief wird mich mein Schöpfer nicht sinken  
 lassen.

W. (überreiche ihr das Körbchen, nachdem er ein weißes Busetuch  
 herausgenommen) Du wirst noch einige Kleinigkeiten drinn fin-  
 den, — aber auf dieß setz' ich Werth. Betty! dieß Bild der  
 Unschuld sey dein Schutzengel in Gefahr!

B. — und einst mein Todenschmuck! — Gott! mein  
 Herz ist so voll . . . . verzeihn Sie — ich wollte so gern dan-  
 ken — aber ich vermag's iht nicht — die Thränen wollen mich  
 ersticken . . . . (Im Abgehn ergreift sie seine Hand, um sie zu küssen,  
 Wilhelm zieht sie zurück.)

W. Nicht so! — ich hab' ein feyerliches Versprechen ge-  
 fordert; — deinen Mund auf den meinen!

. . . . .

Derjenige muß die Liebe schlecht kennen, der nicht unerin-  
 nert steht — daß Wilhelm mit diesem einen Kusse den armse-  
 ligen Nest seines philosophischen Muthes auf Bettys Lippen  
 zurückließ. Zwar giebt es unter unsern jungen Männern Leute,  
 die wir in Rücksicht der Liebe — starke Geister nennen möch-  
 ten; mit Mitleid — oder wenn sie mäßiger von sich halten —  
 mit Verwundrung hören sie die Nachricht von einer solchen  
 Niederlage; aber es fällt ihnen nicht bey — daß sie weder  
 Kampfplatz noch Feind kennen, weil die Natur sie bey der  
 Mischung ihrer Säfte — gleichsam durch ein undurchdringli-  
 ches Bollwerk verschanzte. Jene edelste aller Leidenschaften  
 scheint das mit dem Laster gemein zu haben — daß es nur  
 des ersten Schrittes bedarf, um uns unauf löblich zu fesseln.  
 Eine lange verhaltne Blut war iht in Wilhelms Herzen mit

verdoppelter Stärke hervorgebrochen; schon hatte das Mädchen sich entfernt, als er aus einer Art von schlummerndem Hinbrüten — gleichsam mit dem Gedanken erwachte: Betty du wirst mein Weib! . . . Grade das, was in den Augen der Welt ihn ohnfehlbar verdammen mußte — war der Zunder seiner Leidenschaft. Obschon ein herzlicher Feind von allem, was mehr in Romane als in die wirkliche Welt paßt, dacht' er dennoch schwärmerischer im Punkte der Liebe — als er sich's vielleicht selbst gestehn wollte. Wie wir oft die fromme Andacht um des Gegenstandes willen, dem sie sich weihte, willig zur Erniedrigung hinabketzen sehn — sollte sie auch einen Purpur mit dem häßlichen Gewande vertauschen, — eben so waren die Opfer, die er der Liebe zu bringen wünschte. Ob solche Wünsche konsequent waren — mögen die Leute von Ton beantworten, — denen wir doch beyläufig sagen müssen, daß Wilhelm an seinem Verstande nicht den mindesten Stoß erlitten hatte. An jenen Wunsch kettete sich noch ein Grundsatz, — der nehmlich, daß gesunde, unverdorbnе Natur von Seiten der Geliebten ein wesentliches Erforderniß eh'licher Glückseligkeit sey, — ein Grundsatz, den wir in unsern Tagen nicht vor jedem Ohre vertheidigen möchten!! und der ihm wenigstens (zur Ehre unsrer teutschen Mädchen!) eine so ungleiche Verbindung nicht als nothwendiges Gesetz auflegte! Kurz Wilhelm — dessen Opfer noch in der Masse erhöht werden mußte — als ihn einst das Glück der Liebe selbst über die Grenzen seines Standes heben zu wollen schien, — berauschte sich jetzt mit dem Gefühl jenes Zustandes, in welchem, wie Abbt sagt, der reinste Platzwechsel statt findet, — dachte sich das Mädchen, arm und niedrig, und doch so heiß geliebt, — wünscht' in diesem Augenblick einen Thron mit ihr theilen zu

können, — und nur jene den Lebenden so gewöhnliche Befangenheit machte, daß Betty am folgenden Morgen schon das Haus verlassen hatte, eh' er mit dem Entschlusse fertig war — sich ihr zur Stelle zu entdecken.

Nicht so Betty. — Erzogen mit Härte, und von den frühesten Jahren an gezwungen, ihre Freyheit den Launen der herrschenden Menschenklasse zu verkaufen, — war sie in kurzem mit Leiden und Thränen — noch nie mit dem Glücke vertraut worden. Dieß, mit einem natürlichen Hange zur Schwermuth verschmolzen, gab ihr — so oft etwa ein Lächeln eine dieser Thränen niederkämpfen wollte — jenen Reiz, welchen die Glückliche vergebens nachhäft, und welcher mit einer Allmacht auf unser Geschlecht wirkt, die mehr als einmal ein Kriegsheer — aufbot oder entwaffnete. Nie hatt' ein Gedank' in ihr sich über die engen Schranken ihres Daseyns hinausgewagt — und sie selbst wußt' es nicht, was sie besaß. Wilhelm, welcher — bis zur letzten Krise mit dem Muth eines Mannes seiner Leidenschaft entgegentämpfte, und überhaupt gegen Personen ihres Standes sich so wenig verzieh — daß die Klugen dieser Welt nicht selten über ihn lächelten, — Wilhelm hatte sich nur grade so gegen sie genommen — wie jeder gutdenkende Geblüter sich gegen eine Betty genommen haben würde. So überraschend der letzte Austritt nur immer seyn mochte, so sah sie dennoch in Wilhelm — nichts als den Menschenfreund, der — um den Abschied ihr minder schwer zu machen — es auf Augenblicke vergessen wollte, welche Scheidewand sie trenne. Lange noch kniete sie in ihrer Kammer vor dem Brusttuche — wie vor einer Reliquie — weinte noch lange; Dankbarkeit, Reue über die selbstgewählte Veränderung, die heißesten Gelübde, immer brav zu seyn, — zwel-

schen dem allen ihre so lebhaft aufgeregten Lieblingsideen — Tod und Ewigkeit, bestürmten sie wechselsweise, und nach einer fast schlaflosen Nacht ging sie mit schwerem Herzen — um nicht wiederzukehren.

Aber nicht? es bedurft' ist nur eines halbdeutlichen Winkes — und Betty kehrte wieder? — Wahrlich der müßte tief gesunken seyn, der so etwas im Ernst fragen könnte! — o es giebt noch eine weibliche Tugend, die zwischen den gefährlichen Klippen — Dürftigkeit und Schmeicheley — sicher hindurchsteuert, und nur dann zuweilen scheitert, wenn das Herz ein unkundiger Führer war! Arm war Betty — aber tugendhaft. Zwar wußte unser Liebender eine neue Zusammenkunft ohne sonderliche Schwierigkeiten zu veranstalten, — denn Betty so wenig als irgend ein Andern seiner Bekanntschaft würden sich je die Absicht derselben vorhergesagt haben; wie groß aber ward seine Bestürzung, als sie, die grad' in den zärtlichsten Betheurungen die Stimme des niedrigen Verführers am lautesten zu hören wähnte, — als sie, der er in jener Nacht selbst die Waffen gegen sich reichte, — mit einer Thräne des Unwillens, und einer zu Boden schlagenden Festigkeit in die Worte ausbrach: Dieß die Tugend, welche Sie predigen? o diese Kränkung verzeih' Ihnen Gott! mich seh'n Sie nimmer wieder, — aber Ihre Geschenke — wann und wo Sie befehlen!

Hier ist es Zeit, den Faden abzureißen, — denn einen Roman wollen wir nicht schreiben. Es sey hiermit einem unsrer Kraftmänner feyerlichst abgetreten, den Sturm und Drang in Wilhelms Seele, — seine ephemerischen Pläne, so bunt und haltbar wie die Seifenblase, — seine schwärmerischen Monologen — samt sonstigen Freuden und Leiden, seines

Gefallens in eine morallsch erotische Mixtur zu verarbeiten, — selbst wann er Beruf fühlen sollte, seinen Helden nach demmaligen neuesten Schnitt — in Sturmhaube, Panzer und Weinschlenen zu produziren.

Hey dem allen blieb unsre Betty — ein Mädchen. Es fielen glückliche Momente für Wilhelm, wo sie unmdglich ausweichen konnte. Fruchtlos schien zwar jeder von ihm gewagte Versuch — ihr nicht sowohl die Leidenschaft als das Herz zu zeigen, — aber wie konnt' es anders, als daß sie je und je im Stillen sich diese Momente zurückrief, — jezt die bloße Möglichkeit dachte, — jezt im Ernst geliebt zu seyn glaubte, — jezt wonnetrunken an dem Bilde des Wiedergeliebten hing, — und jezt wieder wie vor einem Nachtgelste zurückschauberte? So strafte fort und fort der folgende Gedanke in ihr die Eitelkeit seines Vorgängers, und Verbrechen war es dann der guten Seele — was ein Glück, das so beglaubigt schien, jedem Mädchen verzeihlich machte.

Ein Umstand indeß, auf welchen beyde nicht gerechnet hatten, war in seinen Folgen entscheidend. Wilhelms Herz hatte viel gelitten; inkonsequent wie alle Liebende nahm er die standhafte Verschlossenheit des Mädchens für — nichts als Kälte; eine Sage, daß sie in kurzen den Ort des Aufenthalts verändern würde — um, wie er wähnte, seinen fernern Zudringlichkeiten zu entgehn — vollendete das Werk. So tief gefallen! rief die beleidigte Selbstheit; vergiß sie! vergiß dich! . . . aber bald zeigte die Liebe sich als Herrscherin, — Wilhelm ward krank.

Viel Lärm um nichts! — wird mancher unsrer Leser ausrufen — sollt' es denn Ernst seyn, — warum dem Mädchen nicht straks Traualtar und Priester zugesichert? Auf den ärgsten

Fall hatt' es des Wimmerns ein Ende. Ein Lokus communis, meine Herren, — der für unsern Mann nicht war! er wußt' es zu gut, daß Glücksgüter und Ehre eine Hand — nicht aber ein Herz erobern können, — ihm galt erkaufte Liebe nicht mehr — als ein erkaufter Titel, — und es kam ihm nicht bey, irgend einen Ehemann zu beneiden — der nicht in der Geliebten die Braut fand. — Dieß im Vorbeygehen!

Krankheiten aus jener Quell' entsprungen, schreiten gewöhnlich furchtbaren Schrittes zum Ziel; auch Wilhelms Leben begann in Gefahr zu kommen. Resignirt auf seine Freuden in Bettys Besiz, hatt' er einen Entschluß ausgeführt, der es werth war, in den Jahrbüchern der Liebe verzeichnet zu werden; er verlangte sie bey sich zu sehn, — bat so rührend, so unwiderstehlich, daß Betty ihn nicht geliebt haben mußte — hätte sie irgend einer Einwendung dagegen Gehör gegeben; sie glug; — und hier der Erfolg dieser Zusammenkunft!

### Wilhelm. Betty.

W. (Ihr langsam nähernd) Wirst du mir's vergeben, liebe Betty, daß ich deinen guten Namen noch einmal auf's Spiel setze? — es ist dringend für dich und mich.

B. (ganz auf seine Gestalt gefest) Gott! wie verändert sind Sie!

W. Gefall' ich dir so besser? — Dieser erloschne Blick, diese Blässe, dieser gepreßte Athem . . . eben wollt' ich dich anklagen, — und doch ist's deine Schuld nicht, daß ich dich liebe.

B. (schwärmerisch) Ein fürchterliches Wort! — besser Sie sprächen's nicht! — Wohl kommen Stunden der Gefahr . . . Wehe der Armen! Die Hölle hat die Gestalt des Paradieses

angelegt! — aber schreckliches hundertfaches Wehe dem Versucher!

W. Mädchen spotte des Himmels nicht; — es köunt' einst Ernst werden mit dem Gaukelspiele — das weiter nichts vermocht hat, als dir wie ein Theatermord einen müßigen Abend zu kürzen.

B. Darauf darf ich nicht antworten — wenn ich Sie anders verstanden habe.

W. Wozu auch? — deine Abreise erspart dir jedes Wort. — O Betty! verdient' ich sogar Demüthigungen?

B. Dieß sind Räthsel für mich; — freilich hätt' ich längst gehn sollen . . . .

W. (mit äußerster Bewegung ihre Hand ergreifend) Mädchen! foltre mich nicht mit diesem Blick deines blauen Auges, — geh und bring' ihn einem Glücklichen zum Brautschah!

B. Um Gottes willen, schonen Sie sich! — Ihre Hand brennt von Fieberhitze . . . .

W. (ruhiger) Betty, erinnerst du dich jener Nacht? — es war eine Nacht wie diese —

B. (tritt an's Fenster, um ihren innern Kampf zu verbergen, welcher mit jedem Momente stärker wird) Nicht ganz; — das Käuzchen hat schon dreimal gerufen, und es ist so schauderlich dunkel, — damals schlugen die Nachtigallen —

W. Recht; liebe Betty! du sprachst vom letzten Abschiede — und sie schlugen dir Brautlieder; (mit schmerzhaftem Lächeln) der Kauz — du weißt es ja — wittert den Tod. (seperlich) Betty! ich steh vielleicht nah am Ziele —

B. (schweigend.)

W. Geh dich vielleicht zum letzten Male —

B. (wie vorher.)



W. Sagt' ich dir nicht oft von Liebe?

B. (Wie oben.)

W. Worte sind nicht selten falsche Münze, — und ich will mit keiner Lüge in's Land der Wahrheit hinübergehn. —

B. (Schweigt noch.)

W. Was mein war — kann dich wenigstens vor Schmach und Dürftigkeit sichern; — Güter gehören der Nächsten, — (indem er ihr ein Pappier überreicht) nimm! hier ist Hand und Siegel, — nimm, und theile mit dem Manne, den dein Herz wählt!

B. (zerreißt das Pappier, und schließt ihn fest in ihre Arme) Nichts im Himmel und auf Erden — als Gott und dich! . . . unaussprechlich — und doch wahr! . . . Wilhelm du bist mein! — und ich? . . . fühle das Schlagen meines Herzens an deinen Busen!

. . . . .

Unser Kranke genas in kurzem, — dieß wird jeder Leser auf's Wort glauben.

Aber Erdenglück — ist nur ein Traum. Ahndete Wilhelm, wenn er — dem nichts mehr im Wege stand — oft plötzlich aus ihrer Umarmung sich losriß, und — als hätte ihn der Finger der Zukunft berührt — mit Wehmuth jene bedeutenden Worte sprach: Betty, werd' ich dich besitzen? — ahndete das Mädchen, wenn sie mit emporgehobnem Blick ihm antwortete: Dort gewiß! — Der Psycholog mag entscheiden. Noch war sein Plan für die Zukunft nicht reif, noch Betty nicht ganz sein — als ihn einst unerwartet ein Gerücht zu Boden schlug, welches er nach acht Tagen des qualvollsten ungewissen Harrens durch ihre Hand bestätigt sah.

## An meinen Wilhelm.

Seit acht Tagen bin ich krank — herzlich krank. Ich traute meiner Ahnung nicht, und wollte dich nicht betrüben; — aber nun mußt du's wissen. Wilhelm, erschrecke nicht — ich sterbe. Ich hatt' einen Traum eh' ich mich legte: Im Brautkranze wartete ich belner, und du kamst und wolltest mit den Ring anstecken, — aber dein Gewand war Trauer; da stand neben uns ein vornehmes Mädchen, — lachte stolz und höhnlisch — wie sie pflegen — aber du zerriffest ihren Schmuck, und warfest ihn zu meinen Füßen; da berührte mich eine Todtenhand, kälter als Eis, — mein Haar sträubte sich, — der Brautkranz fiel, — ich erwachte — und fühlte die Hand noch. Weine nicht, lieber Wilhelm; ich bin unter guten Händen, — und werde bald in bessere hinwallen. Dem Ueberbringer kannst du dich sicher anvertrauen.

.....

Wilhelms Empfindungen . . . . die Feder entsinkt, und wir gestehn gern unser Unvermögen.

Ist die Schlußstücke der Geschichte.

## An Wilhelm. Des andern Tages.

Gott lohne dir deine unbegreifliche Liebe! — o könnt' ich um deinetwillen leben! — Lieber Wilhelm — um Gottes willen fasse Muth! — kein Engel soll dir mein Herz rauben, — und die Ewigkeit ist ja mehr als ein Paar Tag' auf dieser Welt!

## An denselben. Am dritten.

O die Tyrannen von Menschen! — nein Wilhelm, du darfst diese welken Lippen nicht noch etumal küssen, — meine

Wärter kann ich nicht entfernen; — ein freyer Mensch — und doch darfst du's nicht! — dein Stand . . . . o die unbarmherzigen Tyrannen!

An denselben. Am dritten, Abends.

Das war garstig! — Wollt' ich nicht weg von dir auf Nimmerwiedersehn? — Sorge nicht; ich bin ein eifersüchtiges Ding . . . . Höre Wilhelm — graut dir vor dem Kirchhofe? . . . . still! daß uns niemand behorcht! . . . . heut um Mitternacht bin ich bey dir, — wir reisen zusammen; — ich sollt' in den Himmel gehn, und meinen Wilhelm nicht mitnehmen? . . . . o mein armer Kopf!

An denselben. Am folgenden Abend.

Hoffe nichts mehr, — mein Weg ist zurückgelegt — oder vielmehr — hoffe dort alles. Ich bin nicht verlassen, lieber Wilhelm; hler an meinem Lager steht deine Gestalt, und wartet auf meinen letzten Seufzer. Ich habe Gott gefragt durch seinen Diener, — er ist ein freundlicher Mann: Keine Liebe — so sagt' er — dürfen wir mit vor Gott bringen. — Sorge ja, Wilhelm, daß sie mir alles mitgeben, was von dir ist — vor allen das Busentuch — hörst du? Hier sollt' es nicht seyn; vielleicht daß Eitelkeit und Stolz . . . . o rechte nicht — daß wir im Himmel uns wieder finden! Dort, wenn du kommst, wird weißgekleidet und schön deine Betty — hinfliegen zu dir, — wird . . . . o Gott! Ewigkeit! Wilhelm! — gute Nacht! ich kann nicht mehr . . . .

Die Gute! am folgenden Morgen war sie entschlummert. — Wohl ist Erdenglück nur Traum! Wilhelm mußte sie da-

---

hintragen sehn!! nichts blieb ihm von ihr — als die Todtenkrone, die er von ihrem Sarge zurücknahm. Zwischen diese und die Ewigkeit gestellt, ließ er schon oft seinen Blick zu ihrem Grabe herabsinken — und hob ihn dann wieder zu dem Jubel des Auferstehungsmorgens.

Vertraud.

---

## VI.

## Anfragen an Naturforscher.

In Hezels „*Uebel* mit vollständigen erklärenden Anmerkungen,“ Th. 1. S. 20. steht folgende Stelle: „In der bekannten Baumannshöhle setzt das darin träufelnde versteinemde Wasser alle Jahre, in nicht kürzerer und nicht längerer Zeit, einen frischen Steinabsatz an. Da die Erde, nach der gemeinen Meinung, nicht länger als 5728 Jahre existiren soll: so müßte man auch nur so viele, und nicht mehr, steinerne Absätze in der Baumannshöhle zählen. Allein wir zählen darin bereits schon mehr als 20,000. Sollte nicht auch die Erde schon wenigstens so alt seyn?“

Den hier gefolgerten Satz lasse ich jetzt ununtersucht. Wahrscheinlich hat man bessere Gründe, nicht grade für ein 20,000jähriges, sondern überhaupt für ein sehr hohes Alter der Erde.

Aber es ergeben sich folgende Fragen, welche für den Naturforscher wichtig sind:

1) Zählt man wirklich in der Baumannshöhle eine so auffallende Menge von Absätzen der niedergeschlagenen Steinmaterie?

2) Setzt sich wirklich alle Jahr, in nicht längerer und in nicht kürzerer Zeit, ein neuer Steinabsatz in der Baumannshöhle an?

Auf die Aussage der gewöhnlichen Führer dürfte man sich, bey dergleichen Behauptungen, wohl nicht allein verlassen, da es bekannt ist: wie leicht Leute, denen es an den nöthigen Vorkenntnissen fehlt, von ihrer Einbildungskraft irregeleitet werden; wie sehr sie aus dem kleinen Kreis der ihnen bekannten Ideen alles zu erklären suchen; wie sehr sie das Wunderbare und Staunenerregende lieben; wie leicht sie alles vergrößern und ins Riesenhafte ausmalen; wie leicht sie ein hingeworfenes Wort eines Reisenden von einigem Ruf, der oft weder Zeit noch Lust zu genauen, Tag- oder Stundenlangen Untersuchungen hatte, auffangen, wie sie es bey jeder Gelegenheit wiederholen, und sich so als selbstgeprüfte Wahrheit zu eigen machen, und es auch ihren Nachfolgern getreulich überliefern.

Zwey, drey, vier bis zehn Absätze bemerkten unstreitig viele Beobachter an den Stalaktiten der Baumannshöhle, an manchen einzelnen Stellen derselben vielleicht noch etwas mehrere. Aber nie hörte ich von glaubhaften Augenzeugen, daß er Tausende von Absätzen gezählt habe, (wie doch jene angeführten Worte deutlich sagen, die vielleicht schon manchen bestimmt haben, es als eine unleugbare Thatsache vorauszusetzen); und ich selbst habe, bey mehreren Untersuchungen, nichts ähnliches entdecken können.

Wahrscheinlich hat diese Sage von den 20,000 Absätzen, von denen alle Jahr einer entstehen soll, ihren Grund nur in der scheinbaren Aehnlichkeit mancher dieser in Kreisen sich aufliegenden Steinabsätze mit den Jahrringen der Bäume; woraus

man theils, wenn man mehrere leicht in die Augen fallende Kreise gezählt hat, auf das Vorhandenseyn einer weit größern Zahl nicht in die Augen fallender innerer Kreise, theils auf die Aehnlichkeit des Entstehens beyder Arten von Ringen schloß; ohne dabey zu bedenken, daß der Baum nicht, wie der Stein, durch Ansetzung von Außen, sondern durch Entwicklung von Innen heraus wächst, und daß sich das bey dem Baum bemerkte, z. B. die jährliche Entwicklung oder Sichtbarmachung eines Ringes vermittelst der Sonnenwärme, auf den Stein gar nicht anwenden läßt.

Die Schichten oder Kreise der Stalaktiten, welche man für Jahrringe erklärt, und welche man durch Verschiedenheit entweder der Farbe, oder der Dichtigkeit der Masse erkennen muß, entstehen doch unleugbar durch Verschiedenheit der Steinsmaterien, welche sich mit dem herabträufelnden Wasser verschieden mischen; z. B. dadurch, daß sich zuweilen mehr kiesiger Sand in der kalkartigen Auflösung befindet, als zu anderer Zeit. Können sich nun nicht in einem Monat mehrere Steinabfälle bilden, je nachdem mehr oder weniger gefärbte Steinsmaterie herabträufelt? ja wenn man auf die kleinen kaum bemerkbaren Nuancierungen Rücksicht nehmen will, kann nicht in wenigen Stunden der Grund zu einigen solcher Kreise gelegt werden? Träufelt denn nicht das ganze Jahr hindurch das versteinemde Wasser herab? es sey denn, daß das Herabträufeln, bey lange ausbleibendem Regen, (der, nebst dem Nebel, von dem über der Höle befindlichen Berge eingesogen wird, und allmählig durchsietert), langsamer oder auf einige Zeit, an manchen Stellen, unterbrochen wird.

Und wie sollte denn grade der 365ste Tag einen Abschnitt machen? Was für einen Einfluß kann die Umwälzung der

---

Erde um die Sonne, auf die Stalaktiten, und zwar so ausschließlich auf die der Baumannshöle haben? — Veruft man sich hier auf die Verschiedenheit der Wirkungen der Hitze und Kälte auf das Wasser, so bedenkt man nicht, daß die Abwechselung der Jahreszeiten in tiefen Hölen den Einfluß nicht haben kann, den sie auf der Oberfläche der Erde zeigt. Ist nicht schon in manchen von Menschen gewölbten Kellern die Temperatur der Luft beynah dieselbe im Winter wie im Sommer, so daß weder Frost noch Hitze bemerkbare Veränderungen hervorbringen? Wie vielmehr muß das der Fall seyn bey einer Höle, die beynah 400 Fuß unter der Berghöhe liegt!

N.



## VII.

Ueber die  
Specialinquisition und die Vertheidigung der  
Verbrecher.

---

In rebus novis constituendis evidens esse utilitas debet, ut recedatur  
ab eo iure, quod diu aequum visum est.

Ulpianus in l. 2. Tit. 4. ff. de Confit. Principum.

---

Herr Doctor Stelzer fordert in seiner Abhandlung über die Frage: Müssen wir die Specialinquisition im Kriminalproceß abschaffen \*)? jeden um Mittheilung der Gründe auf, welche für die Beybehaltung der jetzigen Kriminalproceßform vorhanden seyn möchten. Die Frage ist allerdings wichtig und verdient wohl von allen Seiten erwogen zu werden, ehe sie verneinend beantwortet wird, weil sie auf das Schicksal vieler Unglücklichen Einfluß hat.

Q 2

\*) Deutsche Monatschrift. August 1794.

Nun bin ich zwar mit dem Herrn D. Stelzer darüber völlig einverstanden, daß die Specialinquisition, als eine eigne Art des Untersuchungsprocesses, mit ihren zum Theil widersinnigen Folgen und mit dem mehrentheils zum Aufenthalt der Sache gereichenden Rechtsmittel zu ihrer Abwendung, aufgehoben werden könne und müsse: allein die Beybehaltung des artikulirten Verhörs, als des Nützlichen bey der Sache, scheint mir doch gut und nothwendig zu seyn.

Herr D. Stelzer ist selbst der Meinung, daß an dessen Stelle etwas substituirt werden müsse, und bringt in Vorschlag, den Richter verbindlich zu machen, gleich anfangs die eignen Worte des Angeschuldigten bezubehalten, ihn selbst redend im Protokoll aufzuführen, zum Beschluß der Akten aber eine treue Relation zu entwerfen und diese so wohl dem Verbrecher als dessen Vertheidiger zur Anerkennung vorzulegen. Dieß Mittel ist aber, meines Erachtens, nicht hinreichend, den anerkannten Nutzen des artikulirten Verhörs zu ersetzen.

Gemeine ungebildete Menschen, aus deren Mitte die meisten Verbrecher sind, haben, wie jeder weiß, der viel mit ihnen in gerichtlichen Geschäften zu thun gehabt hat, selten die Gabe sich deutlich und zusammenhängend auszudrücken. Der Richter ist in den wenigsten Fällen im Stande, die eignen Worte derselben, in der Verbindung, worin sie vorgebracht werden, sogleich niederzuschreiben; er muß durch Zwischenfragen den Sinn des Redenden zu erforschen suchen, und wenn er auch seine Worte, so viel möglich, beybehält, solche doch in Zusammenhang bringen, damit dasjenige, was damit gesagt seyn soll, verstanden werden könne. Diese Schwierigkeit vergrößert sich besonders bey solchen Verbrechen, bey denen es auf die Absicht des Verbrechers und auf seine Ge-

müthsstimmung bey der Vorbereitung zur That und bey Vollziehung derselben vorzüglich ankommt. Wie leicht ist bey aller redlichen Mühe des Richters hier ein Mißverständnis möglich, und der öfters in den Akten vorkommende Widerruf eines niedergeschriebenen Umstandes, beweiset, daß er nicht selten sey.

Der Verbrecher, wenn ihm gleich das Niedergeschriebene nochmals vorgehalten wird, ist oft nicht im Stande, den Mißverständnis zu rügen: der Sprache des Richters ungewohnt, glaubt er, daß seine Meinung gefaßt worden, und geschieht der nochmalige Vorhalt durch bloße Vorlesung, so lehrt die Erfahrung, daß ein ungebildeter Mensch bey der Vorlesung eines drey und mehrere Stunden gedauerten Verhörs die angestrenzte Aufmerksamkeit verliert, welche erforderlich ist, um zu beurtheilen, ob nicht ein Wort, das oft der Sache eine ganz verschiedene Deutung giebt, eingeflossen sey.

Fertigt nun der Richter aus den nach und nach abgehaltenen Protokollen die Relation an, und legt solche dem Angeeschuldigten und seinem Vertheidiger vor, so treten in Ansehung des Erstern eben die Umstände wieder ein, und Letzterer muß entweder die Relation Punkt für Punkt mit dem Verbrecher durchgehn, oder er erfährt gleichfalls nicht, ob das, was darin enthalten, seine wahre Meinung ist; im erstern Fall aber hält der Vertheidiger das artikulierte Verhör mit dem Verbrecher, und es ist durch dessen Abschaffung nichts gewonnen, vielmehr wird der Richter, wenn sich dabey Mißverständnisse entdecken, und Abänderungen nothwendig werden, verdrüsslich und mißmüthig gemacht. Denn wem ist es gleichgültig, sich von einem andern in einer so wichtigen Sache Uebereilungen und Mißverständnisse vorwerfen zu sehen?

Dies wird vermieden, und es scheint weit zweckmäßiger, wenn der Inquirent, nachdem die Untersuchung so weit gediehen ist, daß er keine weitere Aufklärung der Thatfachen nach den Umständen erwarten kann, die ganze in verschiedenen Protokollen befindliche Geschichtserzählung im Zusammenhange in solche einzelne nur jedesmal einen Umstand enthaltende Fragen bringt, die der Angeschuldigte verstehen, mit Ja und Nein, oder doch sonst dergestalt bestimmt beantworten kann, daß kein Zweifel über seine eigentliche Meinung übrig bleibt.

Zeit wird dadurch nicht verschwendet; denn die Entwerfung dieser Fragestücke erfordert gewiß nicht mehr Zeit, als die Anfertigung einer Relation, und das Verhör darüber kann auch nicht viel länger dauern, als wenn die Relation Punkt für Punkt mit dem Angeschuldigten durchgegangen wird. Sollte auch das Niederschreiben der Antworten etwas langwieriger seyn, so kommen doch ein oder ein Paar Tage nicht in Anschlag, wenn durch diesen Aufenthalt mehrere Gewißheit und Ueberzeugung bewirkt wird; nicht zu gedenken, daß dieser Aufenthalt gleichfalls unvermeidlich ist, wenn der Verbrecher bey Durchgehung der Relation etwas abzuändern, zu berichtigen und anders zu fassen nöthig findet.

Das jetzt im Preussischen eingeführte Verfahren bey der Instruktion in Civilsachen hat viel ähnliches mit dem Untersuchungsproceß. Der *status causae* und *controversiae* vertritt dabey, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Stelle der Specialinquisition oder des artikulirten Verhörs. Er werden nehmlich nach beendigter Instruktion alle Umstände und Thatfachen, die entweder eingestanden oder streitig geblieben sind, Punkt für Punkt ausgehoben, und den Parteyen nochmals

zur Erklärung vorgehalten; den Nutzen dieses Verfahrens erfährt jeder praktische Jurist täglich. Die Parteyen sind im Stande, darnach zu beurtheilen, ob ihre Meinung gehörig gefaßt und niedergeschrieben worden, weil sie die einzelnen Sätze leichter übersehen und verstehen können, als ein ihnen vorgelesenes Protokoll über die ganze Verhandlung der Sache. Warum sollte dieß bey dem Kriminalproceß nicht von gleichem Nutzen seyn, und die wenige Zeit und Mühe, die darauf verwendet werden muß, belohnen?

Also man schaffe die Specialinquisition, als solche, mit ihren Folgen ab, behalte aber das artikulierte Verhör, nach geschlossener Untersuchung, bey, und das ohnedem traurige Schicksal der Verbrecher wäre in etwas erleichtert.

Ich kann indessen nicht umhin, bey dieser Gelegenheit den Wunsch zu äußern, daß man dem Angeschuldigten und Verbrecher, nicht wie bisher, bloß nach geschlossener Untersuchung, sondern gleich beym Anfang derselben einen Vertheidiger oder Assistenten, wie man ihn nennen will, gestatten möchte.

Es ist doch wahrlich auffallend, daß man dem Unterthan, dem bey einem Proceße von wenigen Thalern verstattet wird, einen Beystand, der seine Gerechtsame wahrnimmt und ihn gegen Willkürlichkeiten des Richters schützt, vor Gericht mitzubringen, eben dieß verweigert, wenn seine bürgerliche Ehre, Leib und Leben in Gefahr kommt.

Leider giebt es noch Richter, die eine Ehre und Verdienst darin setzen, einen Angeschuldigten bald zum Geständniß des Verbrechens zu bringen, und sich des Endes Drohungen und andere torturähnliche Mittel erlauben, zumal wenn der Angeschuldigte durch vorkommende Umstände und Anzeigen

verdächtig wird, und in den Augen des Richters als ein hartnäckiger vorsehlich die Wahrheit zurückhaltender Mensch erscheint. Andern ist bey ihren überhäuften Geschäften daran gelegen, die Untersuchungen so bald als möglich zu beendigen, sie scheuen die mit dem Aufenthalt der Untersuchung sich vermehrenden, dem Gerichtsherrn größtentheils zur Last fallenden, Kosten, und greifen zu unerlaubten Mitteln, um, wie sie meinen, die Wahrheit desto geschwinder herauszubringen, oder versäumen die mit Kosten und Aufenthalt verbundenen Aufklärungen zur Entdeckung der Unschuld des Angeeschuldigten.

Wer schützt diesen gegen solche Willkührlichkeit und Härte? Etwa die Gerichtschöppen? Dieserhalb brauche ich mich nur auf dasjenige zu beziehen, was der Herr D. Stelzer in der anfangs erwähnten Abhandlung S. 293. sehr richtig von ihnen geurtheilt hat.

Der vereidete Gerichtschreiber oder Actuarlus ist ein Subordinirter des Richters, der nach seiner Anweisung arbeiten muß, leicht die Grundsätze seines Vorgesetzten annimmt, baldige Beendigung der Untersuchung und seiner damit verbundenen beschwerlichen Arbeit gleichfalls wünscht, seine Emolumente hängen in vielen Stücken von der Bestimmung des Richters ab, und er hat noch hundert andere Ursachen, das gute Vernehmen mit demselben beyzubehalten bemüht zu seyn.

Der Bertheidiger am Ende der Untersuchung kann die Härte, welche der Angeschuldigte erdulden müssen, nicht ungeschehen machen, und er erfährt solche auch in den wenigsten Fällen \*). Nur in Gegenwart des Richters oder Actuarius,

\*) Stelzer ist ein Inquiritent so aufrichtig, als jener Magistrat in einer Municipalsadt, der das zweite oder dritte Wechse mit einem des Diebstahls

darf er sich mit dem Angeschuldigten besprechen; dieser weiß, daß er nach geendigtem Gespräch in der Gewalt seines Richters bleibt: wird er Muth genug haben, das erlittene Unrecht zu erzählen, oder wird er nicht lieber, aus Furcht, noch übler behandelt zu werden, schweigen? Wenn er aber auch den Muth hat, sich seinem Vertheidiger zu entdecken, so bestehn die Begünstigungen, die sich der Richter gegen ihn erlaubt hat, entweder in öffentlichen Gewaltthätigkeiten oder in bloßen Drohungen, Entziehung der sonst einem Verbrecher erlaubten Bequemlichkeiten u. d. gl. Im erstern Fall wird das Verfahren als null und nichtig aufgehoben, die Untersuchung von neuem geführt, der Angeschuldigte muß um so viel länger die Quaaalen der Gefangenschaft erdulden, und es ist ein schlechter Ersatz für ihn, wenn er auch erfährt, daß dieß auf Kosten des ersten Richters geschlehet und dieser bestraft wird. Im letztern Fall ist die Beschwerde schwer zu erweisen, und dem Richter stehen viele Bescheinigungen seines Verfahrens zu Gebote.

Die Ursach, warum unsere Geseze dem Verbrecher erst nach beendigter Untersuchung einen Beystand oder Vertheidiger gestatten, kann nichts anders, als die Furcht seyn, der Vertheidiger werde dem Verbrecher behülflich seyn und alles anwenden, das begangene Verbrechen zu verheimlichen, und die Wahrheit nicht an den Tag kommen zu lassen; gewissenlose Advocaten haben auch die in vormaligen Zeiten noch all-

## Q 5

Beschuldigten so anfang: Wurde der Inculpirt abermals vorgeführt, und da er beim hartnäckigen Leugnen verblieb, so mußte er sich bis aufs Hemde ausziehen, ihm wurde ein töchtiger Wulkensinke vorgelesen, und bedeutet, daß die Wahrheit, wenn er sie nicht freiwillig gesehe, von ihm damit abgetrieben werden sollte, worauf er sich vernahmen ließ ic.

gemeinere Meinung, daß sie jedes Mittel, zum Besten ihrer Klienten die Wahrheit zu verdrehen, für erlaubt halten, oft genug bestätigt.

Allein diesem ist leicht auszuweichen; man erlaube nur dem Vertheidiger nicht, statt des Angeschuldigten zu antworten, oder demselben zurecht zu helfen, sondern lasse diesen durch den Richter allein vernehmen, und den Vertheidiger nur gegenwärtig seyn, um darauf Acht zu haben, daß der Richter die Aussagen des Angeschuldigten und der Zeugen richtig niederschreibe, sich keiner unerlaubten Mittel zu Bewirkung eines Geständnisses bediene, auch alle zur Entschuldigung und Vertheidigung des Angeschuldigten gereichende Umstände gehörig untersuche und ausmittle. Hiebey ist um so weniger Gefahr zu befürchten, da der Vertheidiger keine Gelegenheit hat, den Angeschuldigten allein zu sprechen, und der Richter die Suggestionen in seiner Gegenwart leicht vermeiden kann.

Im Preussischen ist man von der Vorschrift der mehresten Proceßordnungen, die Advocaten bey Abhörnung der Zeugen in Civilsachen zu entfernen, schon abgegangen, die in die Stelle der vormaligen Advocaten getretenen Assistenzräthe und Justizcommissarien, die ausdrücklich verpflichtet werden, den Partheyen keine Mittel oder Kunstgriffe zur Verdrehung und Verdunkelung der Wahrheit an die Hand zu geben, sie zum frevelhaften und vorsätzlichen Leugnen nicht aufzumuntern und zu veranlassen, vielmehr unter Vorhaltung der in den Gesetzen darauf verordneten Strafe davon ernstlich abzumahn<sup>n</sup>en \*), werden bey Abhörnung der Zeugen zugelassen, sie

\*) Proceß-Ordnung Th. 3. Tit. 7. §. 145.



dürfen sich aber nicht selbst darin mischen, vielweniger den Richter unterbrechen und den Zeugen in die Rede fallen, sondern müssen nur sorgfältig Acht geben, daß von dem Richter überall legal, richtig und genau verfahren werde, ihn bescheidenlich erinnern, wenn er dabey etwas übersehen oder vergessen, oder die Aussagen unrichtig, undeutlich, unbestimmt oder unvollständig niederschreiben lassen sollte. Sollten sie nöthig finden, den Zeugen noch über einen oder andern Umstand Einige nähere Fragen vorzulegen, so müssen sie solche dem Richter mittheilen, und dieser ist auf alles das gebührende Rücksicht zu nehmen schuldig \*). Dieß wende man auch auf den Kriminalproceß, sowohl bey Vernehmung des Angeschuldigten, als der Zeugen an; und der Angeschuldigte ist gegen Willkührlichkeiten, Ueberellungen und die nachtheiligen Folgen, welche für ihn auch wohl durch Ungeschicklichkeit des Richters im Examiniren entstehen können, gesichert. Redliche Richter können unmöglich etwas dagegen haben, sondern müssen selbst wünschen, dadurch bey einem so wichtigen Geschäft, von welchem Ehre, Freyheit und Leben eines Menschen abhängt, einen Gehülfsen zu haben, und sich um so mehr die beruhigende Ueberzeugung zu verschaffen, daß durch ihre Schuld oder Versehen dem Verbrecher kein härteres Loos bewirkt werde, als seine Thaten verdient haben.

Ich wüßte nicht, was diesem Vorschlage noch mit Grunde entgegengesetzt werden könnte, als etwa die Vermehrung der Kosten; denn der Vertheidiger muß billig für seine Versäumniß verhältnißmäßig belohnt werden. Hat der Verbrecher Vermögen, so fällt dieser Einwand von selbst weg, denn es

\*) Proceß-Ordnung Th. 1. Tit. 12. §. 98. 99.

---

müßte, wie im Civilproceß, auf seiner Willkühr beruhen, ob er einen Vertheidiger vom Anfang der Untersuchung an, annehmen wolle oder nicht; hat er aber kein Vermögen, so sind die Kosten, die dadurch den öffentlichen Fonds oder den Gerichtsherrn mehr zur Last fallen, doch zu unbedeutend, als daß sie mit dem Nutzen dieser Einrichtung in Verhältniß gestellt werden könnten.

E. D. F. H.

---

## VIII.

Muß man seinen Namen überall herbeichten?

---

**E**s ließe sich hier mit wenig Mühe sehr weit ausholen, die Sache auf verschiedenen Seiten betrachten, mit vielen Beyspielen erläutern, und eine ziemlich lange Abhandlung darüber schreiben, wenn es mir darum zu thun wäre, eine juristische Dissertation von so und so viel Bogen zu schreiben: allein warum sollte man auf hundert Umwegen schneckenartig marschiren, wenn man auf einem schnell zum Ziele gelangen kann? — Warum die Aufmerksamkeit der Leser durch spitzfindige Sätze und logikalische Schlüsse ermüden, wenn sie unterhalten seyn wollen? — Und warum überdies unnöthiger Weise die goldene Zeit verschwenden, die man durch nichts, durch gar nichts zurückerkufen kann? — Zur Sache also! und das Ganze wird sich sehr bequem auf einige wenige Punkte einschränken lassen.

Das große Band der bürgerlichen Gesellschaft wird blos vermöge der Uebereinstimmung der Menschen, mittelst der

Gesetze und der Befolgung derselben zusammen gehalten. Da es zweyerley Gesetze giebt — natürliche und bürgerliche — so läßt sich diese interessante, und wohl schwerlich noch jemals beantwortete Frage auch in eben so vielen Rücksichten beantworten.

Der Name ist weiter nichts als ein angenommenes Kennzeichen, wodurch ein Mensch von dem andern, in seiner Abwesenheit sowohl als in seiner Gegenwart, unterschieden wird. Daher ist es bey wichtigen und gesetzmäßigen Handlungen für das Wohl eines jeden höchst nothwendig, daß ein und eben derselbe Mensch zu allen Zeiten auch ein und ebenselben Namen beybehalte, weil sonst leicht Mißverständnisse eintreten, die Rechte verlänguet werden, und zahllose Nachtheile daraus entspringen könnten. Dies scheint auch wohl die Ursache zu seyn, warum es in den meisten kultivirten Staaten verboten ist, seinen ersten, wahren, ursprünglichen Geburtsnamen bey rechtlichen Handlungen zu verschweigen, und warum es befohlen wird, ihn überall anzuzeigen.

Dagegen existirt kein Gesetz der Natur, wodurch ich verhindert würde, einen neuen Namen so oft anzunehmen, als ich Vergnügen daran finde; oder wodurch ich auch nur moralisch gezwungen werden könnte, meinen alten unabänderlich vor jedem zu bekennen. Tausend Fälle können hier eintreten, wo ich vielfachen Vortheil erlange, sobald ich einen veränderten, schönen oder häßlich klingenden, bekannten oder unbekanntem, einheimischen oder fremden Namen gebrauche. Und warum sollte ich hier mich meiner natürlichen Rechte nicht bedienen, und frey handeln, wenn ich sehe, daß der Gewinn gänzlich auf meiner Seite, der Verlust hingegen vollkommen entfernt und beynahe undenkbar ist?

Wo man aber seinen Namen vorthellhaft umändern kann oder nicht? — dies muß jedem sein eigener Kopf zeigen. Zwey Anwendungen auf zwey verschiedene Verhältnisse im menschlichen Leben mögen dies inzwischen etwas heller ins Licht setzen.

Der vornehme Mann, oder die vornehme Frau wird das nie ohne viele Schwierigkeiten, und bisweilen gar nicht erfahren, was er oder sie unter einem fremden Namen ohne Umstände, ohne Kosten und Mühe einsehen lernen können. Eben so wenig wird der niedrige Mann unter seinem wahren Namen jemals eine große Rolle unter den Göttern der Erde augenblicklich zu spielen fähig seyn — denn der polirte Bürger scheint kein Zutrauen seinem noch unbekanntem Mitbruder schenken zu wollen — wosern er nicht einen Namen annimmt, der schon auf den ersten Anblick Aufmerksamkeit unter seinen Zeitgenossen erregt.

Im Komischen könnte hier jede Maskerade ein schönes Beyispiel abgeben: denn Gleichheit, wie Sie wissen, entfernt höfischen Zwang, erregt Zutrauen, ist mittheilend, bringt Freundschaft hervor, und stößt dem menschlichen Herzen, so zu sagen, eine gewisse Sorglosigkeit in Hinsicht seiner Geheimnisse ein. Wo ist überdies der Mensch, welcher Abwechslungen nicht lieben sollte? Kein Wunder daher, wenn Kaiser und Fürsten zuweilen in der Gestalt eines Dieners, eines Schäfers, oder eines Komödianten erscheinen!

Tragische Beyspiele wird man in Menge in den Empörungsgeschichten der Nationen antreffen, wo sich die Anführer der Banden häufig den Namen eines erst kürzlich ermordeten

Alleinherrschers, eines heiligen Propheten, oder eines andern seltsamen Menschen zu geben für gut fanden. Jeder wird sich sehr leicht an die abentheuerliche Begebenheit in der frühern Geschichte von Persien erinnern: und wem schwebt nicht die fürchterliche Rebellion, welche Pugatschew im Jahr 1773 unter dem Namen Peters des dritten anfang, noch deutlich vor Augen?

\*     \*     \*

Eine der häufigsten Gewohnheiten, seinen Namen zu verändern, geschieht wahrscheinlich auf Reisen, und ich weiß nicht, ob dieser Umstand nicht weit mehr zu loben als zu tadeln ist. Wer wird jedem Neugierigen gern seinen Stand, seinen Titel und sein Vaterland auf die Nase hängen, wenn er nicht dazu verbunden ist? — Wer wünscht wohl gern, das Gespödt anderer ohne Noth zu werden? — Warum soll man unterwegs Geld wegwerfen, das man zu Hause so vortheilhaft anwenden kann?

Die größten Fürsten unsers Jahrhunderts, sind uns mit diesem Exempel vorgegangen. Peter der Große reiste außerhalb seiner Staaten nur höchst selten als Kaiser, stets als Privatmann. Der unsterbliche Joseph der zweyte hieß auf seinen Reisen überall Graf von Falkenstein, besuchte Niedere und heimsuchte Hohe unter dieser Benennung. Schwerlich kann etwas mehr zu seinem Ruhme beigetragen haben, als eben dies.

Noch

Noch giebt es eine andere Art, seinen wahren Namen entweder nur um etwas zu verändern, oder sich einen ganz neuen zu geben, welches gewiß eine der unschädlichsten und häufigsten Gewohnheiten zugleich ist. Jeder versteht mich sicher, wenn ich sage, daß ich die Namen der Herren Schriftsteller auf den Titeln der Bücher meine. Es kommen so viele, und ich möchte beynahе sagen, zahllose Rücksichten in Betrachtung, wenn ein Verfasser sein Geistesprodukt in die welte Welt sendet, daß es schlechterdings unmöglich ist, alle die Folgen zu übersehen, welche ihm seine dargelegten Meinungen und seine beobachtete Behandlungsart zuwege bringen werden. Ich bin daher sehr geneigt, zu behaupten, daß es weit öfter nützlich als schädlich ist, seinen Namen entweder mit einem fremden umzutauschen, oder seinen alten doch wenigstens unkenntlich zu machen. Ist das Buch, oder die Abhandlung in der That gut; so wird die Schrift um desto eher gelobt, weil man keine Gemeinschaft mit dem Urheber derselben hat, ihn nicht kennt, und daher größtentheils unpartheyisch urtheilt. Der Verfasser kann sich dann desto inniger im Stillen seines Lobes erfreuen; und wie wonnevoll muß dies nicht für jeden seyn, wenn das Kind seines Geistes eine neue Auflage erlebt? Dann kann er ja seinen verehrungswürdigen Namen hinzusetzen, wenn ihm so viel daran liegt. — Und welche innige Freude mag er nicht fühlen, wenn sein Werk auch nicht den allgemeinen Beyfall erhält, und wenn verschrobene Rezensentenköpfe sich an seiner Arbeit versündigen, daß er sich weder genannt hat, noch daß seine Feinde etwas von seinem Daseyn erfuhren!

Da der Name das Eigenthum eines Menschen ist, so darf ich ihm dasselbe nicht rauben, während daß er lebt: denn sonst begehe ich natürlicher Weise eine Betrügerey, übe einen förmlichen Diebstahl aus, und verdiene vielleicht Bestrafung deswegen. Ist er aber entschlummert mit seinen Vätern und hat ihn die Erde verschlungen, so sehe ich nicht ein, warum ich mich nicht seines Namens bedienen und sein erbloses Eigenthum gebrauchen soll.

Der einfallsreiche Herr von Kogebue handelte daher wohl nicht ganz richtig, als er den Namen des Freyherrn von Knigge auf den Titel des lustigen oder skandalösen Barths mit der eisernen Stirne drucken ließ, weil bis jetzt noch ein berühmter Schriftsteller unter diesem Namen die deutsche Lesewelt mit vielen schönen Produkten beschenkt.

Ein fühner Britte in London, Doctor Walcot, nahm dagegen den sonderbaren Namen Peter Pindar an, schickte alle seine launigten Produkte mit dieser Unterschrift ins Publikum, und behauptet nun eine der ersten Stellen unter Englands Dichtern. Seine Gedichte ließ er vorher einzeln abdrucken, so wie er sie vollendete: man kaufte sie begierig. Eben jetzt werden sie alle zusammen in zwey Theilen — eine Ausgabe in groß 4. eine andere in groß 8. — abgedruckt: und man liest, reißt und zankt sich belnabe darum. So viel kann oft auch ein lustiger Name zum Ruhme eines Verfassers beytragen!

\* \* \*

Wer inzwischen ganz unabhängig lebt, wer keine Freunde schent, wer sich aus Feinden nichts macht, wer über die



schiefen Urtheile anderer lacht, wer den Gefahren Hohn spricht, wer Zutrauen genug zu sich selbst hat, wen das Gespötte elender Schwächer nicht rührt, wer Neider mit Verachtung behandelt, kurz wer theoretisch Philosoph und praktisch Held zugleich ist — dem wollte ich rathen, seinen Namen kühn überall bezubehalten, und herauszusagen, wie es ihm ums Herz steht, weil er alsdann unstreitig damit die Starken scheucht, die Schwachen verjagt — von jenen gefürchtet, von diesen angebetet wird.

Das Ganze läuft also unstreitig auf folgendes Resultat hinaus: der wahre Name muß überall dort beybehalten werden, wo ich dazu gezwungen werden kann, ihn öffentlich zu bekennen, und in keinem Falle weiter. Oder mit andern Worten: ich bin verbunden, meinen ursprünglichen Namen bey allen gesetzmäßigen Handlungen anzugeben, wenn ich als weiser, rechtschaffener und kluger Staatsbürger handeln will; nicht aber immer, wenn ich mich als weiser, rechtschaffener und erfahrner Weltbürger betrage. Diesem liegt das Wohl des ganzen Menschengeschlechts und alles, was sich aufs Allgemeine sowohl, als auf Seinselbst bezieht, am Herzen: jenem interessirt dagegen nichts weiter, als was seiner kleinen bürgerlichen Verbindung und ihm selbst entweder Vorthell bringt, oder Schaden zuführt.

Der freyhandelnde Mann, der sich an keinen Ort sklavisch bindet, und der sein Vaterland in jedem Winkel des Erdbodens findet, so bald er seinen Mitbürgern helfen will,

---

wird daher seinen Namen so oft abwechseln, als es ihm gut dünkt, als er reichlichen Gewinn erlangen oder schädlichen Absichten vorbeugen kann: der Sklave im Gegentheil muß seinen Namen vor Gott, dem Pfaffen und der ganzen Welt kriechend herbeichten.

Freyherr Wackerbart.

---

## IX.

## Die

## V e r s ö h n u n g.

## Eine wahre Familienscene \*).

Der Henker hole die Güte, die Ihr Tugend nennt! rief Herr Brandt, und stieß seinen Stock auf den Boden. Denn könnte Schurkerei und Bosheit mehr Uebels stiften, als deine Güte? Nimm mir das nicht übel, lieber Bruder. Es ist die Wahrheit. Und mach' mir das armen Sünder-Gesicht nicht; denn ich schweige doch nicht. In deiner Tochter Adern fließt mein Blut, und wenn das auch nicht, doch Menschenblut; und so darf ich nicht schweigen. O, ich bitte dich, schweig. Ich weiß, was du sagen kannst. Du bist eine herzensgute Seele, und kannst deiner Frau nicht durch den Sinn fahren, und —

„Meine Frau, lieber Bruder“ —

Recht; ist auch gut. Sie gehört nicht zu den besten und nicht zu den schlimmsten ihres Geschlechts. Sie ist gutmüthig, wohlthätig, mitleidig; aber doch, zum Teufel! was sie seyn

R 3

\*) Probe aus dem dritten Bande der moralischen Erzählungen von August Lafontaine

soß, eine gute Mutter, das ist sie nicht. Sie verzärtelt, verschmeichelt Marien, und wird sie verderben.

„Marie ist unser einziges Kind.“ —

Desto schlimmer! Desto weher muß es dir thun, daß dein einziges Kind verdorben wird. Ich weiß, du fühlst es; du hast gewarnt, gerathen, gebeten, geändert; aber nicht gethan was recht war, deine väterliche Gewalt gebraucht —

„Aber, lieber Bruder“ —

Ich weiß, ich weiß, du hast Entschuldigungen. Du hast im Anfange deiner Frau zu viel nachgesehen, da ihre Thorheiten noch keine üble Folgen haben konnten, da sie noch mit Gelde abzumachen waren. Nun ist deine Frau an dein Stillschweigen zu allem, was sie thut, gewöhnt; weint, mault, klagt über Tyranny, wenn du einmal losbrichst. Du hast nicht Stärke genug, deiner Frau das jetzt zu verweigern, worauf sie durch Verjährung ein Recht zu haben glaubt. Allein deine Tochter wird unglücklich, weil du den Muth nicht hast ein Mann zu seyn; und das ist Unrecht, groß Unrecht.

„Ich thue, was ich kann.“

Das ist nicht wahr, lieber Bruder; denn du könntest mehr. Du arbeitest zwar der Erziehung deiner Frau entgegen; allein du thust dadurch nichts weiter, als daß du Marien am Ende zweydeutig machst. Deine Frau stattet Marien mit allen Thorheiten der Pandora aus. Das geht ja in einem fort: „Marie, wie schön bist du! Kind, laß das, das verdirbt die Haut! Man wird dich heute recht beneiden; denn du hast den ersten Aufsatz à la, und so weiter.“ Was Wunder, wenn das Mädchen eitel, eigensinnig, voll Launen, empfindlich wird, den Puß wie die Tugend liebt, träge zu aller Arbeit ist, un-

wissend in allem Nützlichen, und herrisch gegen alle Menschen, und gegen ihre Mutter am meisten. Kannst du das leugnen, lieber Bruder?

„Aber kannst du denn dafür schwören, lieber Bruder, daß nicht eins von deinen beyden Kindern mißrath? He! kannst du das?“

Herr Brandt sah seinen Bruder mit gerunzelter Stirne an: Kam diese Frage aus deinem Herzen, Bruder? Denn es ist grausam, einen Vater daran zu erinnern, daß eins seiner Kinder unglücklich werden kann.

„Stehst du, siehst du? und bist du nicht jedesmal so grausam, wenn wir uns sehen?“

Ha! das ist ein anders. Ich thue, was ich soll und kann. Daß Gott über mir ist, das weiß ich; daß Zufälle, daß Versuchungen den Charakter meiner Kinder, trotz der besten Erziehung, verderben können, leider! leider! das weiß ich auch. Aber schlägt mein Kind nicht ein, so kann ich getrost meinen Blick in die Wolken erheben, und, was noch mehr sagen will, ich kann getrost meinen Blick auf mein unglückliches Kind werfen; denn ich bin schuldlos. Aber wird Marie unglücklich, wohin kannst du deine Blicke mit getrostem Muthe schlagen? Antworte einmal, mein liebster Bruder! Wohin? Nicht zum Himmel, nicht auf die Erde. He? hast du verstanden?

„O mein lieber Bruder!“ sagte der Rath Brandt gerührt.

Hab ich dein Herz getroffen? Nun das gebe Gott! ob mir gleich die Augen dabey naß werden; denn ich habe dich sehr, sehr lieb. Aber Wahrheit zuerst, dann Liebe! Du

thust Unrecht vor Gott und Menschen: du machst dein eigenes Kind unglücklich; und nun adieu!

Herr Brandt hatte nicht Unrecht; auch fühlte sein Bruder das sehr tief. Er wollte von diesem Tage an durchgreifen; allein die nassen Augen seiner Frau, die trüben Blicke seiner Tochter brachen die Gewalt seines Vorsazes. Er litt und schwieg, und sein Bruder wurde seiner Familie immer verhaßter.

Sein Bruder war ein seltsamer Mann. Seine Freunde nannten ihn: das Muster einer unerschütterlichen Redlichkeit; seine Feinde: einen hochmüthigen Narren, dem es keiner Recht machen könnte. Er hatte ein Amt gehabt, und es niedergelegt, weil man Mißbräuche nicht abstellen wollte, die er rügte. Bald bekam er ein andres, weil selbst seine Feinde gestanden, daß er sehr brauchbar sey. Er sagte dem Präsidenten unangenehme Wahrheiten, wurde gedrückt, und dankte ab. Er pachtete und kam in den besten Kornjahren nicht zu recht, weil er, als jeder Pächter sein Korn aufschüttete, den Armen um wohlfeilen Preis verkaufte. Er zankte sich mit der halben Welt, um unschuldig Unterdrückte, die ihn nichts angingen. Er meldete jede Ungerechtigkeit nach Hofe, und machte sich nichts als Feinde. Er disputirte in jeder Gesellschaft mit einem unerträglichen Ernst. Wohin er kam, that Niemand die Lippen auf von irgend Jemand zu sprechen; denn Herr Brandt hätte sogar den Teufel vertheidigt, wenn man ihm Unrecht gethan hätte. Niemand hatte die Menschen so lieb als Herr Brandt; denn er hätte sein letztes Stück Brodt mit einem Armen getheilt, und sein Auge hielt immer eine mitleidige Thräne für jeden Kummer in Bereitschaft: und doch wurde Niemand von den Menschen so gehaßt, wie eben

er. Er lebte jetzt unabhängig auf dem Lande von einem kleinen Vermögen.

Zu seinem Bruder kam er selten; denn wenn er dahin kam, so zankte er mit dem ganzen Hause, mit seinem Bruder, mit seiner Schwägerin, mit Marien. Der Rath schwieg aus Furcht oder Ueberzeugung seines Unrechts, die Rätlin beantwortete seine Vorwürfe mit Thränen, und die kleine Marie lief gewöhnlich davon, und schalt durch das ganze Haus auf den tohlen Oheim, der nichts als zanken könne. So sehr ihn Marie haßte, so war er doch der einzige, den sie fürchtete; denn er behandelte sie immer wie ein Kind, und wie ein verzogenes Kind, mit einem fürchterlichen Ernst. Er nannte sie Du, befahl ihr gerade zu, und nur einmal wagte sie es, doch mit stockender und ungewisser Stimme, zu fragen: was haben Sie mir denn zu befehlen?

Das will ich dir sagen, antwortete er ernst: komm her! komm her, sag' ich, Marie! Marie kam. Sieh Püppchen, wenn dein Vater heute oder morgen stirbe, so bin ich dein Vater, und auf den Fall ist's gut, wenn du gehorchen kannst. — Das verhüte denn Gott, daß ihr Vater stirbt! rief die Rätlin, und Marie betete den Tag recht andächtig zu Gott, ihren Vater am Leben zu lassen.

Marie war vierzehn Jahre alt, da ihr Vater wirklich starb. Es schien, als ob ihm der Tod seine ganze Mannesstärke zurückgäbe. Er befahl ausdrücklich in seinem Testamente, daß Marie nach seinem Tode zu seinem Bruder solle, um von ihm erzogen zu werden. Er machte Marien und sein großes Vermögen schlechterdings von der Willkühr seines Bruders abhängig. Er fügte die Gründe dieses Befehls hinzu, und ließ sogar diesen Punkt noch vor seinem Tode von seiner Frau,

die zu ſchwach war, dem Sterbenden etwas abzuschlagen, ſchriftlich bewilligen.

Vier Wochen nach ſeinem Tode mußte Marie, trotz ihrem und ihrer Mutter Sperren, zu dem tollen Oheim. Die Wittwe hatte alle Mittel verſucht dieſen Punkt des Teſtamentes umzuſtoßen; aber Herr Brandt drang mit einem unerbödeten Eifer auf die Erfüllung des Teſtaments, und ſiegte. Marie mußte abfahren. Die Verzweiflung ſtieg mit dem armen Mädchen in den Wagen; allein nach einiger Zeit zog ſie aus ihrer Verzweiflung den Muth, allen Unternehmungen ihres Oheims eine ſtille Beharrlichkeit entgegen zu ſetzen. Der Wagen brachte Marien endlich vor ein kleines Häuschen, das am Ende eines Dorfes am Eingange eines kleinen Birkenwäldchens ganz angenehm lag. Der Onkel empfing ſie freundlich genug. Das iſt deine Tante, und das deine Kuſine! ſagte er, und zeigte auf eine ältliche Frau und auf ein junges Mädchen von Mariens Alter, die an der Thüre ſtanden, ſeine Frau und ſeine Tochter.

Marie trat mit finſtern, niedergeschlagenen Blicken aus dem Wagen, und beantwortete ihrer Tante freundlichen Empfang und ihrer Kuſine Liebkosungen mit einer ſtummen Verbeugung, zuſammengedrückten Lippen, und vor ſich hin ſehenden Augen. Man gieng hinein. Marie ſetzte ſich. Der Abend verging leidlich. Um zehn Uhr nahm die Kuſine Henriette das Licht. Der Oheim ſagte: du ſchläſt bey Jetten, Marie. Marie zog ſich mit Henriettens Hülfe aus, ging zu Bett, ohne mehr als ja! und nein! auf Henriettens freundliche Fragen zu antworten, und ſchlief ein.

Am andern Morgen, als Marie erwachte, war Niemand da, der ſie ankleiden half. Endlich kam eine Magd. Marie



bat sie, ihr zu helfen. Die Magd half, so gut sie es verstand; sie konnte nicht damit zurecht kommen. Marie wurde ungeduldig, und die Magd ließ sie stehen. Marie befahl; die Magd lachte und wollte fort. Die erbitterte Marie drohete zu schlagen; die Magd drehete sich zu ihr, und sagte ganz kalt: wage das ja nicht, kleines Mädchen; oder ich habe auch Hände. Der kalte Ton setzte sie in Furcht. Sie weinte vor sich. Henriette kam endlich, und erbot sich, ihr zu helfen. Marie verlangte eine Magd zur Hülfe, und drohete, nicht eher herunter zu kommen, als bis man ihr eine Magd zum Ankleiden geschickt hätte. Henriette lächelte, schüttelte mit dem Kopfe, als ob sie Marien nicht begreifen könnte, und verließ endlich das Zimmer. Niemand kam mehr zu ihr hinauf. Sie hörte endlich unten zu Tisch rufen. Sie glaubte, man würde nach ihr fragen. Niemand fragte, und so ging sie endlich verdrießlich und gedehmüthigt hinunter, und wurde noch verdrießlicher, da Niemand sich nach ihr erkundigte.

Nach Tische kündigte der Oheim Marien die Regeln seines Hauses an. Sie waren sehr einfach: Arbeit und Vergnügen. Marie machte mit einem finstern Blick eine Einwendung gegen die Arbeit; allein der Oheim meinte, wer nicht arbeite, sey auch des Vergnügens nicht werth. Er gebrauchte allerley kleine Listen, Marien zum Arbeiten zu bewegen; allein Marie war eben so fein wie der Alte, und beharrlicher als er. Sie arbeitete nicht. Hm! lächelte er: du bist doch listiger als ich, Marie; allein sag mir doch, warum willst du nicht arbeiten? — Weil ichs nicht nöthig habe; weil ich reich bin.

Der Oheim runzelte die Stirn. „So fühle die Strafe des Müßiggangs!“ Er nahm Marien bey der Hand, und führte sie auf ein Zimmer, welches das beste im Hause war.

„Hier das Zimmer ist dein, Marie. Das beste Zimmer im Hause, weil du reicher bist, als wir alle. Sieh, dort ist der Garten, geh du spazieren, wann du willst. Thu was dir einfällt; du wirst sehen, daß der Müßiggang ein Uebel ist.“

Er ließ Marien allein. Sie setzte sich mit einer triumphirenden Miene auf den Sofa, der in dem Zimmer stand, und betrachtete sich als Siegerin. Man brachte ihr alle ihre Kleider, ihren ganzen Putz, den man ihr Anfangs genommen hatte. Ihr Triumph stieg. Der Vormittag verschwand wie ein Augenblick. Mittags brachte eine Magd das Essen, eine Schüssel mehr als gewöhnlich. Marie aß, ging dann hinunter in den Garten, schlich auf ihr Zimmer zurück, besah ihre Kleider, aß Abends, und legte sich endlich ermüdet in ein sehr weiches Bett. Am andern Morgen kam Kaffee, statt des gewöhnlichen Frühstücks, das aus Milch und Wasser bestand. Marie fürchtete eine List hinter ihrem Glücke. Nichts von dem. Das Einzige war, daß Henriette, welche sie im Garten traf, den Garten verließ, da sie erschien, und ihr heimlich sagte: ich darf nicht mit dir umgehen; mein Vater meint, ich könnte mir auch das Müßiggehen angewöhnen, und ich bin nicht reich. So verließen einige Tage. Marie aß gut, kleidete sich noch besser, und sprach Niemanden, weil jeder ihr, wenn sie ihn anredete, zur Antwort gab: ich habe zu thun.

Ihr Zustand wurde mit jedem Augenblick lästiger, zuletzt unerträglich, und sie ging, so sehr sie auch entschlossen gewesen war, es nicht zu thun, zu ihrem Oheim hinunter. Der Oheim saß und schrieb; seine Frau und Tochter arbeiteten. „Was willst du? fragte der Oheim: arbeiten? sonst störst du uns.“ Marie schwieg zweifelhaft. Sie setzte sich zu Hen-

retten, und der Alte schrieb fort. Marie that leise eine Frage; sie blieb unbeantwortet; man zeigte mit Winken auf den arbeitenden Vater. Sie sah Henriettens Arbeit zu, die stickte. Henriette bot ihr die Nadel, und stiftete ihr leise zu: thu nur so, als ob du arbeitest, so darf ich hernach mit dir in den Garten. Marie that unter Henriettens Anweisung einige Stiche. Die Mutter kam dazu. Man hielt Marien eine Stunde lang am Nährahm, und sie fand in der Arbeit sogar einen Zeitvertreib, den sie nicht erwartet hatte, und nun in einem kleinen häuslichen Vergnügen, das ihr Oheim ganz natürlich anstellte, eine Freude, die verdient und daher um desto schmachhafter war.

So lehrte nach und nach die Langeweile Marien die Arbeit süß finden, so fand sie endlich, daß Arbeit eine menschliche Pflicht ist; und wer hätte nicht die Erfüllung einer Pflicht belohnend gefunden? Im Garten, im Hause, wo sie war, mußte sie mitarbeiten, um mit Theil an den Vergnügungen der Familie zu nehmen. Das Vergnügen selbst raubte ihr die Mittel ihrer Eitelkeit. Dahin sprang Henriette durch Busch und Hecke. Mariens Flor, Mariens Kleidung hinderte sie zu folgen. Henriette war verschwunden, und Marie allein. Warum trägst du die albernen Kleider, die an jedem Zweige hängen bleiben? war Henriettens ewige Antwort auf Mariens Vorwürfe, daß sie allein bleiben müsse. Sie verlangte zuletzt von selbst nach den einfachen Kleidern Henriettens.

So zog nach und nach der Oheim die verwöhnte Marie zur Natur, zur Arbeit und zur Güte zurück, und ihre Belohnung war die Liebe, die zärtliche Achtung ihrer Anverwandten, und der Unterricht des redlichen, weisen Alten in der Geschichte und der Naturwissenschaft. Zwar stieg hin und

wieder wohl einmal die Eitelkeit wieder empor; allein da man hier nichts loben hörte als Güte, Erfüllung der Pflichten und Vernunft, Geſundheit höher geachtet wurde als Schönheit, Arbeit mehr als Reichthum: ſo hatte Mariens Eitelkeit keine Nahrung. Sie warf wohl einmal den Mund auf, wenn ihr Oheim den beyden Mädchen ein gutes, ſittſames, arbeitsames Bauermädchen zum Muſter empfahl; allein nach und nach fand ſie, daß er nicht ſo unrecht hatte. Das Mund-Aufwerfen unterblieb, und Marie ſagte ihrer Mutter, die ſie einmal beſuchte: ich hätte mir es unmdglich vorſtellen können, daß man den Onkle ſo lieb haben könnte.

Im achtzehnten Jahre war Marie das liebenswürdigſte Mädchen der ganzen Gegend. Sie hatte von Natur vielen Geiſt und Güte gehabt, und ihr Eigensinn war unter der Bildung ihres redlichen Oheims die Grundlage eines feſten und ſchönen Charakters geworden. Sie war ſein Stolz, der einzige Troſt ſeines Alters. Der Tod hatte ihm Henrietten entriſſen, und ein unglückliches Geſchick ſchien ihm die Vaterfreude an ſeinem Sohne rauben zu wollen. Oft wenn der Alte in tiefen Gram verſenkt da ſaß, trat Marie zu ihm, faßte ſeine Hand, und ſagte mit zärtlicher Stimme: bin ich nicht Ihre Tochter, mein theurer Vater? Haben Sie nur Geduld; ich will Ihnen Henriettens Tugenden und Liebe erſehen.

Liebes Mädchen, ſagte der Greis bitter lächelnd: das iſt mein Gram nicht. Ich habe keine Tochter verloren; denn ich habe Marie! Und ſogleich verſank er wieder in den Kummer, der auf ſeinem Herzen lag. Er hatte einen Sohn. Mit den freudigſten Hoffnungen hatte ihn der Vater aus ſeinen Armen in die Welt geſandt; denn der Vater hatte des Jüng-

lings Herz und Geist gebildet. Ich muß dich verlassen, mein Sohn, sagte der Alte mit zärtlicher Besorgniß, als er ihn auf die Akademie gebracht hatte: du kannst dein Vermögen, deine Freunde, selbst deine Ehre verlieren; denn du bist ein Mensch. Aber, Sohn, ich bitte dich, verliere dich selbst nicht. So lange du dich des Glückes werth hältst, bist du nicht unglücklich; darum bitte ich dich, bleib tugendhaft, mein Sohn. Der Jüngling versprach es dem segnenden Vater mit jugendlichem Muth, und hielt nicht Wort. Eine einzige unselige Leidenschaft, die Leidenschaft des Spiels, beherrschte sein Herz.

Sein Vater erfuhr es. Er schrieb ihm die zärtlichsten Briefe; seine Weisheit zeigte dem Jünglinge den Abgrund, auf den er eintaumelte; er setzte ihm die Mittel auseinander, wie er nach und nach Herr dieser verführerischen Leidenschaft werden könnte. Der Sohn versprach dem Vater, keine Karte, keinen Würfel mehr zu berühren, und seine Leidenschaft riß ihn dennoch wieder fort. Er spielte heimlich. Der Vater erfuhr auch das; er wurde bleich, als er den Brief las, der ihm die Nachricht von dem heimlichen Spiel und von den Schulden seines Sohnes gab. Bald legte er den Brief still zusammen, und vor sich hin. Er suchte sich zu fassen, um der Mutter den Schmerz zu ersparen. Seine Lippen bebten, wie zum Weinen. Seine Frau faßte den Brief, las, und ihr Auge beneßte sich. O Luise, Luise, sagte er sehr bewegt zu seinem Weibe: wir haben sehr unrecht gethan, eine Thräne um Henrietten zu weinen; denn sie gehörten alle unserm unglücklichen Sohne. Er spielte, ich war betrübt; indeß es war eine Leidenschaft, welche von einer andern verdrängt werden konnte. Jetzt spielt er heimlich, und er ist verloren; weil er

ein Heuchler ist. Mein Sohn ein Heuchler! großer Gott! ein Heuchler! So bist du mir nun noch allein von meinen Kindern übrig, Marie! Er streckte bey diesen Worten beyde Arme nach Marien aus. Sie sank sanft weinend an seine Brust. Stehst du, Marie, fuhr der Alte mit einem Tone fort, in welchem eben so viel Kummer als Freude sprach: siehst du, wie schon jetzt deine Tugend belohnt wird? Du bist der einzige Trost, die einzige noch übrige Freude eines wahrlich redlichen Greises. Ohne dich, Marie, hätte ich jetzt keine andere Hoffnung als das Grab.

Hey diesen Worten fühlte Marie den hohen Preis der Tugend. Beynabe außer sich, schlang sie ihre Arme um ihren zweyten Vater; sie stammelte einzelne Worte ohne Zusammenhang, und in eben diesem Augenblicke durchdrang die Tugend das innerste Wesen ihrer Seele. Sie verließ das Zimmer, und ging in einer großen Bewegung den Garten ein Paar Male auf und nieder. Sie fühlte sich selbst größer in dem Gedanken, die Freude, das Glück eines Menschen zu seyn; ihre Seele hob sich immer höher. Sie fühlte den Lohn der Tugend, und eben dadurch wurde sie muthiger, ihn in noch höherem Grade zu verdienen. Vorsätze, Plane schwammen noch unausgebildet in ihrer Seele, dem redlichen Alten zu vergelten, was er an ihr gethan hatte. Sie setzte sich allein in eine Laube. Ihr fiel ein, was der Vater sagte: „er spielte; indefs es war eine Leidenschaft, welche von einer andern verdrängt werden konnte.“ Die Worte brachten Licht in ihre Plane. Eine bessere Leidenschaft, die Liebe zu mir, flüsterte sie mit leuchtenden Augen, soll die Leidenschaft des Spiels verdrängen. Aber wenn er dich unglücklich machte? fiel ihr ein. Und wenn auch — rief sie, stand auf, und legte wie zum

zum Schwur die Hand auf ihr Herz: und wenn ich ihn nicht lieben kann, dennoch, dennoch will ich ihn retten!

Sie ging wieder zu dem Alten hinein, und führte ihn auf die Vorstellung, seinen Sohn zurückkommen zu lassen: Wird er hier nicht, sagte sie voll Zutrauen: wird er nicht hier in dem Aufenthalte des Glücks, der Unschuld und der Tugend ein elendes Spiel vergessen, zu dem ihn vielleicht nichts als Langeweile hinzog? Der Vater sann einen Augenblick nach; dann sagte er: ich will es wagen, das letzte Mittel. Er schrieb seinem Sohne, zurück zu kommen, und bezahlte seine Schulden.

Man kann leicht denken, wie begierig Marie war, den jungen Mann zu sehen, den sie schon, ohne ihn gesehen zu haben, als ihren Geliebten betrachtete. Endlich kam er an. Marie erröthete und zitterte, als er die Thüre öffnete. Sie konnte ihr Auge nicht zu ihm erheben. . . Sie sah nichts von dem Wiedersehen des Vaters und des Sohns, so sehr sie auch entschlossen gewesen war, genau darauf zu merken. Nach einigen Minuten ging der Vater hinaus. Marie folgte ihm. Er faßte sie in seine Arme, ohne ein Wort zu sagen, schien aber innig betrübt.

Ich hoffe das Beste, lieber Vater, sagte Marie. Ich nicht, Kind, antwortete der Alte still. Er sah meinen Gram, und suchte bloß seine Ausschweifungen zu bemänteln. Das konnte er thun, wenn ich zornig gewesen wäre; aber mehr stiller Gram hätte sein Herz zerschmetterern müssen, und nicht verlarven. Laß das, Marie! vielleicht — Marie lächelte.

Nach einigen Tagen wurde das Verhältniß vertrauter: Marie schlich behutsam um Wilhelm her. Er war ein schöner Mann, bis auf ein Paar Züge, die in gewissen

Stunden sein Gesicht entstellten. Sein Vater nannte diese Tüge: die Spielnarben. Wilhelm wurde heiterer, weil sein Vater ihm jeden Vorwurf ersparte. Marie trug unbemerkt viel zu diesem besseren Verhältniß zwischen Vater und Sohn bey, und ihr Entschluß um Wilhelms Liebe zu buhlen, wurde immer fester, je mehr sie sah, daß er nicht alles Gefühl der Schande verloren hatte.

Eines Tages bey Tische fragte Wilhelm, als jetzt erst bemerkend: „Vater, wie kommt das? Sie haben sich den Wein abgewöhnt, und Sie rechneten ihn sonst unter die Freuden Ihres Alters?“

Der Vater sah den Sohn zärtlich an: ich habe mir ihn abgewöhnt.

„Ich will nicht hoffen, daß Ihre Gesundheit“ —

Der Vater lächelte. Laß das, Wilhelm, laß das! Ich will dir's sagen, wenn du einmal recht kindlich an meiner Brust liegst.

Wilhelm stuzte, stand auf, und umarmte seinen Vater zärtlich: „Vater, jetzt lieg' ich voll kindlicher Liebe an Ihrer Brust.“

Gut, mein Sohn! Ich muß mir den Wein versagen, weil ich Schulden zu bezahlen hatte.

Alle Gesichtszüge des Sohnes änderten sich bey diesen Worten. Er ließ seinen Vater fahren, schlug sich vor die Stirn, und ging mit wilder Hefigkeit aus dem Zimmer. Alles schwieg. Die Mutter wischte eine Thräne aus ihrem Auge, der Vater mahlte Buchstaben auf seinem Teller. Marie weinte sanft. Die Freude war gestört. Marie stand auf und begegnete Wilhelm im Garten. Sie hörte ihn schon von Weitem heftig mit sich reden. Er sah sie. Wild blickte



er sie an. Nicht wahr, sagte er bitter, ich bin ein Elender? Marie ergriff seine Hand. „Beruhigen Sie sich, Vetter, und sehen Sie die Sache nicht schlimmer, als sie ist. Sie waren leichtsinnig, Sie werden es nicht wieder seyn.“

Mein Vater soll Wein trinken, rief er jetzt wüthend: und müßte er es für das Handgeld, das ich bekomme.

Marie zog den wüthenden jungen Menschen in eine Laube, und es gelang ihr, ihn zu beruhigen. Er warf sich seinem Vater zu Füßen, und der Familienfriede wurde wieder hergestellt. Wilhelm fing nun an zu arbeiten, und erwähnte des Spiels nicht. Seine Mutter und Marie waren zufrieden mit diesen Beweisen seiner Besserung; der Vater schüttelte den Kopf, und sagte: Ihr kennt diese Leidenschaft nicht. Marie drückte voll guten Muths dem Vater die Hand. Ich stehe Ihnen dafür, sagte sie: er ist geheilt. Sie verließ sich auf die ersten leisen Spuren einer erwachenden Liebe, die sie in Wilhelms Herzen erregte, und die sie bemerkte. Sie hatte nicht gelirt.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

## X.

## Wundersucht thut niemals gut.

---

*Sic est vulgus.*

*Ex veritate paucis.*

*Ex opinionibus multa aestimatur.*

---

Es möchte bey dem ersten Anblick scheinen, als wenn es gleichgültig wäre, wie man einen Erfolg erklärt, auf welchem Wege man eine Veränderung erwartet, deren erster Urheber Gott immer seyn und bleiben soll. Aber — das scheint nur so. Eine nähere Prüfung lehrt, daß man Gott keine Ehre anthue, und für den Menschen schlecht sorge, wenn man noch jetzt an Wunder appellirt. Ich werde mich hüten, hier in den Begriff der Wunder tief einzudringen, und über ihre Möglichkeit oder Unmöglichkeit zu philosophiren. Bey einigen wäre ich dann ein Profaner, bey andern ein elender Träumer; in beyden Fällen hätte ich wohl nicht viel gewonnen. Ich verweise daher meine geehrten Leser in die Schriften der Gottesgelahrten, die nicht ermangeln werden, einem Jeden, nach Standesgebühr pro et contra zu bedeuten. Zu meinem Verhuf sey es jetzt hinlänglich, ein Wunder durch Abweichung vom gewöhnlichen Gang der Natur zu erklären; und dann

wäre Wundersucht eine Neigung, dergleichen Abweichungen vom gewöhnlichen Wege und natürlichen Mitteln, bey jeder Veranlassung, vorauszusehen und zu erwarten. Diese unvollkommene Beschreibung reicht zu meinem Zwecke hin, und da sage ich nun: dergleichen Wundersucht thut niemals gut. — „Ihr Herr wird sterben,“ sagte ich unlängst zu einer Dame, „wosern sie nicht, bey seiner bedenklichen Krankheit, den besten Arzt wählen, der zu haben ist.“ — Ach nein, erwiederte sie, Gott ist ja in den Schwachen mächtig, kann durch geringe Mittel viel wirken, und bedarf nicht der menschlichen Kunst. — Ja wohl ist Gott in den Schwachen mächtig, durch die Wirkungen, die er in die Natur gelegt, wohin, wohlverstanden, auch ein vernünftiges Vertrauen zu ihm gehört. Uebrigens ist es von ihm und seiner weisen Gerechtigkeit, daß geringes und schlechtes Mittel gering und schlecht wirkt, und daß menschliche Kunst und Wissenschaft immer nothwendig bleibt: denn durch menschliche Wissenschaft redet Gott mit uns, und durch menschliche Kunst hilft und erhält er uns. — Ey, das hiesse ja Welt und Fleisch zu seinen Hoffnungen machen, und mit seinem Herzen abweichen vom Herrn Zebaoth, der da thun kann im Himmel und auf Erden, was er will! — Wenn Welt und Fleisch das Geschick, durch natürliche Mittel wohlthätig zu wirken, bedeutet, dann sind wir durchaus dahin verwiesen, und nähern dadurch zu Gott, der im Himmel und auf Erden wirkt, was nach den Regeln der natürlichen Ordnung Rechtens ist. Noch einmal also gewarnt, „Ihr Herr stirbt,“ wosern sie ihn nicht durch die beste Kunst des Arztes, mit welcher Gott am besten zu wirken, durch Natur und Erfahrung versprochen hat, im Leben zu erhalten beflissen sind, — Es geschehe nicht, und der Herr

starb. — Ich finde hier kleinliche, überberathene, unanständige, mit Geiz und Lieblosigkeit durchflochtene Wundersucht, ohne mich durch scheinheilige Frage und Grimasse bethören zu lassen, bey der kein Menschenfreund kaltblütig bleiben darf, weil Menschenleben, mit allen unzuberechnenden Folgen, auf dem Spiel steht. Im deutlicheren Begriffe analysirt, was heißt jene Sprache anders, als: „den Thaler, den der Arzt erhält, kann ich selbst schmausen, wenn ich mit Hausmitteln Gebet und Vertrauen zu Gott verbinde, denn die Hausmittel kosten gemeiniglich nicht viel, und Gott nimmt für seine Mühe des Wunderthuns auch nichts. So komme ich wohlfeil zum Zweck, und habe den Geruch der Heiligkeit noch in den Kauf.“ — Was würde aus dem Menschenleben werden, wenn obige Theorie Grund, und Wundersucht guten Erfolg hätte! Wo keine Ordnung ist, da wird das Oberste zu unterst gekehrt, und was ist Natur anders, als Regel und Ordnung von Gott? Wer mag doch wohl den Respekt gegen diese unverrückbare Gottesordnung zuerst untergraben, und so zahlloses Elend, Nachreue und Vorwürfe ausgesät haben? — Ach, es wird noch alles recht gut werden. Je mehr Sünde, desto mehr Gnade. Ja wohl. Je ärgerer Schelm, desto besser Glück. — Im Grunde: unzeitige, unglückliche Wundersucht. Bey Regellosigkeit, Frevel und Greuel soll noch alles gut werden!! Ja, wie es gut werden kann; wie der natürliche, mit ewigen Gesetzen verkettete Lauf der Dinge der unaufsäbaren Folgen, dies Gut werden verketteten kann. Wo ist ein einziger Fall, da Gott durch Wunder diese Kettenreihe zerbrochen, und aus Böse direkte Gut gemacht hätte? An welchem Ende wäre die Sache anzufangen, wenn die physischen und moralischen Folgen einer einzigen That ausgewischt werden sollten? Ich denke immer,

es wäre um die menschliche Existenz gethan, wenn so etwas möglich und wirklich seyn könnte. Kann meine Erinnerung an Tugend und Laster, mein inneres Wohl und Weh ausgeradirt werden: so bin ich selbst nicht mehr. Kann Menschenquälerey Leben und Gedeihen geben; kann Wöllerey und überspannte Begierde zum Segen der Gesundheit werden; kann aus Negation Realität entstehen; kann Dorn und Distel Weizen tragen: so ist das nicht mehr unsers Gottes, sondern des Teufels Welt. Die fromme Wundersucht, die dergleichen Erwartungen gaukelt, reißt die Grundfesten des Thrones der Gottheit um, welche Gerechtigkeit und Weisheit sind. Das hat eine erleuchtete Regierung der preussischen Staaten längst erkannt, und hierauf die Abänderung des blendenden Pompes gegründet, mit dem in vorigen Zeiten die Missethäter zur Hinrichtung begleitet wurden. Was soll die äbelberathene Ehre dem Ungeheuer, das seinen Borgesezten oder ein unschuldiges Kind mordete? Was soll ehrenvolle Auszeichnung für den Buben, der seinem Fürsten entlief und Meuterey anzettelte? Kann seine, vermöge der Kettenlast, veränderte Miene und Sprache, sein durch schmale Kost und Todeserwartung generirter Stoßseufzer den Gemordeten aufwecken? Die ganze Folge der durch den Mord und die Meuterey veranlasseten Uebel hinausheben aus der Welt? Unglückliche, Gott und der Natur spottende Wundersucht denkt sich diese Theorie, und daß sie gedacht wird, zeigen noch öfters Wort und Werk. — Aber, denkt denn der Mann ganz und gar nicht dran, was durch Besserung geschieht? — Ja wohl, nur daran denke ich nicht, daß durch Besserung die physische und moralische Folgenreihe aufhört. Der durch wohlfeile Quackjälbercy und wundersüchtige Unflughelt ins Grab gelegte Eheherr wird durch Besserung der Keulgen dann nicht lebendig gemacht; der

Schwindfüchtige verliert durch Besserung seinen Husten nicht; und der durch Neid und Uebermuth Geärgerte, kann darum, weil der Neid sich etwa umarten mögte, des Brechmittels nicht entübrig seyn. So ist wohl gar Besserung etwas ganz überflüssiges? Da sey Gott für. Ist das folgende Leben nicht eben so wichtig, als das vergangene? Hat Denken und Handeln in der Zukunft nicht eben die feyerliche Wichtigkeit, die unverrückbare Grundlage, wie in der abgewichenen Zeit? Felix, quem faciunt sua et aliena pericula cautum. Tibull. Verleite dein Land, lieber Freund, auf die Zukunft, daß es Weisheit trägt, nur wundersüchtig hoffe nicht, daß die stets gleichförmig wirkende Kraft der Gottheit den schon ausgestreuten Nadel umwandeln, die Gesetze der Natur zerbrechen, und den sichtbaren oder unsichtbaren Gang der Folgen aufheben werde. Was die Zukunft noch für deinen Wirkungskreis offen gelassen; und nach der Natur der Dinge, viel oder wenig, geschehen kann, das leiste mit vereinter Kraft, nur mache dich los von der verderblich ansteckenden Krankheit der heiligen Wundersucht. Was wollte Salomo sonst sagen, wenn er warnt: Fahre nicht heraus zu zanken; denn was willst du hernach machen, wenn du deinen Nächsten geschändet hast? Wohl recht! was willst du machen, wenn du gequacksalbert, gelästert, gehenehelt, gemordet hast! — Mich bessern. Sehr schön für die Zukunft, obgleich der Griffel ewiger Gerechtigkeit den unwandelbaren Spruch geschrieben: facta infecta fieri nequeunt. — Die Gelehrten meiner Leser sehen von selbst, daß sich diese hingeworfene, gutgemeinte Warnung lediglich auf die natürlichen, physischen und moralischen Folgen beschränkt; dagegen über willkürlich positiven Gottes Lohn und Strafe, deren Existenz und mögliche oder unmögliche Aufhebung, ein jedes Urtheil-frey gelassen bleibt, für den, der sich in diese Materie zu wagen beliebt. Heus, tu age!

D. M.

# Deutsche Monatschrift.

1794. December.

---

## I.

### Anekdoten von einigen Hausthieren.

---

Die Gewöhnung der Hausthiere an den Ort ihres längern Aufenthalts und an die Personen, die längre Zeit sich mit ihnen abgeben, ist eine bekannte Sache. Nicht ohne Widerstand werden sie davon getrennt. Man hat Exempel, daß solche Thiere, bey einem entstandenen Brande, nur mit Mühe weggebracht werden können, oder, daß sie ins Feuer gehen, um an den Ort ihres gewöhnlichen Aufenthalts zu kommen. So fliegen z. E. die Tauben gerade ins Feuer, die Kühe, Schaaf und Schweine gehen gerade zu in den brennenden Stall. Diese Gewöhnung ist ohnzweifel die Wirkung gewisser Eindrücke und der dadurch herrschend gewordenen Triebe, nicht weniger die Wirkung gewisser einmal geläufig gewordenener sinnlicher Vorstellungen, deren Störung und Hemmung das Thier stutzig macht, und es veranlaßt sich dagegen zu sträuben. Wie tief solche Eindrücke seyn können, und wie wirksam sie sind, ergibt sich aus folgenden Anekdoten. Dem Prediger Prillmeier zu Ströbeck war von dem Domdechant von dem Busche ein

Pferd geschenkt worden, damit er seine wankende Gesundheit durch Bewegung wiederherstellen mögte. Dies Pferd war schon in die Jahre, aber weil es um so gefeßter war, paßte es gut für einen Mann, der das Reiten erst lernen mußte. Es that gute Dienste, und Prillmeyer würde so dreist, daß er einst sogar einen Ritt ins Ausland wagte, um einen entfernten Freund zu besuchen. Auf dieser Reise kehrte er unter andern auch einmal Mittags in einem Dorfe ein. Er gab sein Pferd an den Wirth ab, und bat, aufs beste für dasselbe zu sorgen. Als er sich etwas erholt hatte, wollt' er wissen, wie es seinem Pferde gienge, er ließ sich den Stall zeigen, und gieng auf denselben zu. Noch ehe er ihn erreichte, hörte er das Pferd gewaltig wiehern, er wurde neugierig, verdoppelte seinen Schritt, öffnete die Thür und erblickte hier eine äußerst rührende Scene. Der Kopf des Pferdes lag auf der Schulter des Hausknechts und dieser hatte seine Arme um den Hals des Pferdes geschlungen. Es wieherte in einem fort und der Hausknecht rief mit Thränen im Auge einmal über das andere: Altes Lieschen lebst du noch? Prillmeyer fragte den Hausknecht, woher ihm das Pferd bekannt sey? Dieser erzählte dann, daß er vor vielen Jahren bey einem gewissen General als Reitknecht gedient habe, wo er unter andern auch dieses Pferd besorgt und viel auf dasselbe gehalten habe. Das Pferd habe ihn und er das Pferd sogleich wieder erkannt. So wenig diese Erzählung zu bezweifeln war, so zog dennoch Prillmeyer genaue Nachricht von den vorigen Besitzern des Pferdes ein, und am Ende fand sich die Wahrheit der Erzählung bestätigt. Diese Anekdote hab' ich aus dem Munde eines vormaligen Schülers und nachmaligen Freundes des Pred. Prillmeyers dem er sie selbst erzählt hat. Erfahrene Landwirthe versichern'



daß Knechte, die auf ihre Pferde halten und sie gut besorgen, dergleichen Pferde auf einem Viehmarkt, nachdem sie schon oft ihre Herren gewechselt; unter Tausenden leicht wiederkennen und auch von den Pferden selbst bald wieder erkannt werden.

Wie sehr Thiere von dem Ort ihres ersten und längsten Aufenthalts angezogen werden, wird folgende Anekdote beweisen. Ein Jäger im Wernigerodischen wurde auf Empfehlung als Förster in Dänemark befördert. Als er abreiste, gab man ihm einen wohl dressirten Jagdhund mit, den er am Hofe zu Kopenhagen abliefern sollte, mit dem Bedeuten, diesen Hund wohl in Acht zu nehmen. Er reiste mit der Post und hatte seinen Hund beständig neben sich an einem Riemen. So kam er glücklich in Hamburg an. Hier glaubte er wegen der Rückkehr des Hundes unbesorgt seyn zu können, er ließ also den Hund frey gehen. Nach einiger Zeit vermißte er ihn und konnt' ihn alles Suchens ohnerachtet nicht finden. Er sah sich genöthigt den Verlust des Hundes gleich von Hamburg aus zu melden. Noch ehe der Brief ankam, hatte sich der Hund bey seinem vorigen Herrn schon wieder eingefunden. Dieser glaubte daß er auf dem Wege nach Hamburg entlaufen sey und erstaunte nicht wenig, als er den Brief mit der Nachricht erhielt, daß der Hund glücklich bis Hamburg gebracht sey. Es ist schwer, ja unmöglich zu bestimmen, ob der Geruch oder das Gesicht oder beyde zugleich den Hund die Spur zur Rückkehr haben finden lassen, da der Hund den Weg nicht zu Fuß gemacht hatte. So viel ist klar, daß der Trieb nach der Heimath ihn zurückgeführt und alle seine Kräfte der Vorstellung und Empfindung in Bewegung gesetzt habe, um sie wieder zu finden.

Wenn wilde Thiere zahm gemacht werden, so gewöhnen sie sich zum Theil, wie die Hausthiere. Was ein außerordentlicher Vorfall in Absicht der Zähmung und Gewöhnung der Thiere zu bewirken im Stande sey, wird folgende Anekdote darstellen. In dem kalten Winter 1740 kam eine Krähe, die kaum noch fliegen konnte, in das Haus des Domherrn von Haaren zu Ströbeck geflogen und fiel halb todt im Hause nieder, so, daß sie mit der Hand aufgenommen werden konnte. Man brachte sie in ein erwärmtes Zimmer, wo sie allmählig wieder zu sich selbst kam. Sie wurde gehörig gepflegt, und man ließ ihr alle Freiheit. Sie blieb, bis der Winter zu Ende war, wo sie sich wieder ins Freye begab und vermuthlich mit ihres Gleichen in ein andres Land zog. Den nächsten Winter aber kam sie wieder in dasselbe Haus, wo sie so gut aufgenommen war und fand wieder eine gute Aufnahme. Sie setzte ihren Winterbesuch einlge Jahre fort, blieb aber nach der Zeit aus, vermuthlich, weil sie irgendwo ihren Tod gefunden hatte.

Der Umgang mit Menschen erhöht und entwickelt die Seelenkräfte der Thiere bis zu einem Grade, der nahe an Vernunft gränzt, und bey den gewöhnlichen Begriffen, die wir uns von den Seelen der Thiere machen, ganz unerklärbar ist. Mir selbst erzählte vor mehrern Jahren ein Handelsmann, dem dieser Vorfall äußerst aufgefallen war, folgende Anekdote, und bat sich darüber Belehrung aus. Er hatte sich verspätet, und um in der Dunkelheit der Nacht den Weg durch einen Wald zu finden, stieg er vom Pferde ab, ging voran, und leitete das Pferd am Zügel hinter sich her. Als er eine gute Strecke gegangen war, stieß ihn das Pferd mit dem Kopf in den Rücken. Er glaubte, das Pferd sey schüchtern

geworden, und suchte es zu beruhigen. Es ging wieder seinen ordentlichen Schritt. Aber es währte nicht lange, so bekam er wieder einen ähnlichen Stoß. Voll Unwillen schlug er das Pferd an den Kopf. Jetzt gieng eine längere Zeit hin, ehe er wieder eine Erinnerung bekam. Das Pferd stieß ihn noch ein mal, an und nun wurd' er aufmerksam und untersuchte alles an dem Pferde. Es entdeckte sich, daß der Bauchriemen aufgegangen und der Sattel mit dem übrigen Gepäcke ganz nach unten zu gefehrt war. Er brachte alles wieder in Ordnung und es erfolgte auf der ganzen noch übrigen Reise weiter kein Stoß. Ich will nicht behaupten, daß die Vorstellung, es könne Sattel und Gepäck verloren gehen, das Pferd vermocht habe, seinen Herrn zu erinnern. Das Merkwürdige liegt nur darin, daß das Thier die vorgegangene Unordnung zur Kenntniß seines Herrn zu bringen suchte.

Ein Viehhändler, der eine große Heerde Hammel zum Verkauf trieb, war dem Zollhause ausgewichen, und hatte beynah die Gränze erreicht. Hier wurd' er von den Zollberreitern eingeholt und festgenommen. Er gab seinem Hunde ein Zeichen, und dieser brachte den Haufen glücklich über die Gränze. Die Zollberreiter waren so unvorsichtig gewesen, ihn auf seinem Pferde zu lassen. Sie ritten neben ihm und hielten auf jeder Seite nur den Zaum seines Pferdes, um ihn so nach dem Zollhause zu führen. Er nahm die Gelegenheit wahr, da einer derselben die Hand vom Zügel zog, gab seinem Pferde, worauf er sich verlassen konnte, den Sporn und entkam ihnen glücklich. Nur einige Meilen von da in einem angränzenden Lande war er zu Hause. Hier verwandelte sich die vorhergegangene Bestürzung in große Freude, denn der

Hund war mit seiner Heerde glücklich angekommen, und man hatte geglaubt, er selbst sey irgendwo erschlagen worden.

Vor mehreren Jahren war ein hiesiger Kriegsrath zur Uebergabe nach Gatersleben gereist und hatte seinen Pudel mitgenommen. Als die Gesellschaft zu Tische sitzt, kommt der Pudel und zupft seinen Herrn am Rocke. Dieser verweist ihn mit einem tüchtigen Schläge zur Ordnung und Ruhe. Der Hund kommt nach einiger Zeit noch einmal und wiederholt sein Anmelden mit der Tasse. Jetzt folgt ihm sein Herr: und siehe, der Hund geht durch ein in der Nähe des Amthauses fließendes Wasser auf eine kleine Insel zu, die sich von dem vom Amthause ausgelegten Sande gebildet hatte. Hier lag ein Kind von etwa 2 Jahren, welches ganz vom Wasser trleste, und ein anderes größeres stand auf der nicht weit davon entfernten Brücke und schrie jämmerlich. Man brachte das Kind in Sicherheit, und nun kam auch das Ältere und erzählte, daß ersteres von der Brücke gefallen, von dem Pudel aus dem Wasser geholt, und auf die kleine Sandinsel gebracht sey. Der Pudel war ohne Zweifel abgerichtet, ins Wasser zu gehen, und hineingeworfene Sachen zu holen. In seiner Gegenwart fiel das Kind ins Wasser und er übte sogleich seine Kunst, wobey er freylich die Vorstellung nicht haben konnte, daß er eines Menschen Leben rette. Aber das war doch allerdings was besondres, daß er seine Kunst übte, ohne dazu aufgefordert zu seyn, und das Kunststückchen seinem Herrn bekannt machte, um die gewohnte Belohnung zu erlangen.

Ein heftiger Trieb so wie die Noth bringt die Thiere dahin, daß sie sich auf eine nicht gewöhnliche Art zu helfen suchen und uns dadurch mit unserer Philosophie in Verlegenheit setzen. In meinem Hause scheidet ein Gitterthorweg den Hausflur

vom Hofraum. Die Stäbe stehen in solcher Entfernung von einander, daß kein Huhn durchkommen kann. Oberwärts aber ist ein Zwischenraum zwischen zwey Stäben, der größer ausgefallen ist, als die übrigen. Im Hausflur werden bisweilen junge Hühner gefüttert. Die alten versuchen es alsdann durchs Gitter zu kommen, um Theil zu nehmen, aber vergebens. Eins derselben hatte den weitem Zwischenraum am obern Theil entdeckt, flog in die Höhe und schlüpfte durch, jedesmal, wenn's was zu fressen gab. Daß der große Appetit des Huhns an dieser Entdeckung Theil hatte, daran ist kein Zweifel. Aber wie es diesen weitem Zwischenraum entdeckt hat, ob es diesen Raum mit den andern verglichen, oder ein besseres Augenmaß oder ein schärferes Gesicht hat, als die andern, das sind schwer zu beantwortende Fragen. Sonderbar ist's, daß nur dieses Huhn allein sich erhebt, und durch die bemeldete Oefnung schlüpft, wenn die andern immer unterwärts vergebliche Versuche zum Durchkommen machen.

Es war in meinem Hause vor einer Oefnung eine Schlinge von Pferdehaaren gelegt, um einen Iltis zu fangen, der die Eyer wegzuholen pflegte und den Hühnerstall selbst mit einem nächtlichen Ueberfall bedrohte. Er wußte die Schlinge zu vermeiden, ohnerachtet sein Weg ihn durch diese Oefnung führte, wie man mehrmals bemerkt hatte. Statt seiner fieng sich eine ins Haus gehörige Katze. Sie wurde durch ihr Murren entdeckt. Die Schlinge hatte sich fest bis auf die Haut der Katze zugezogen, aber das Thierchen hatte das weit're Zusammenziehen der Schlinge durch Hemmung seiner Bewegung verhütet. Ich fand sie sitzend, und ohnerachtet sie sonst eben nicht leutselig sondern schüchtern war, blieb sie doch bey meiner Ankunft unbeweglich und schien es sehr gern geschehen zu lassen, daß ich sie von der Schlinge befreiete. Der Iltis

wurde nach einiger Zeit des Abends auf seinem Schleichwege entdeckt, und sogleich verfolgt. Er retrirte sich in ein nahes altes Gebäude. Während daß eine Leiter geholt wurde, um ihm weiter nachzusehen, kehrte er noch einmal um, und sahe durch ein offnes Fach, blickte seine Verfolger, der Reihe nach, an, gerade als wenn er ihrer spottete, weil er nun in Sicherheit war.

Gewöhnlich währt die Liebe der Thiere zu ihren Jungen nur so lange, als sie dieselben in ihrer mütterlichen Pflege haben. Nach der Zeit werden sie einander fremd, sie krazen und beißen sich sogar, wenn eins dem andern irgendworan hinderlich ist. Man weiß, wie böse die Hausthiere zu seyn pflegen und wie sehr sie ihres Gleichen zu entfernen suchen, wenn sie Junge haben. Um so auffallender ist folgende Beobachtung, die ich selbst gemacht habe. Zwei Katzen, Mutter und Tochter, waren zu gleicher Zeit trüchtig. Sie hatten bis dahin sehr auf einander gehalten. Die Tochter brachte ihre Jungen deren vier waren, zuerst zur Welt, und zwar in einem großen Waschkessel, worin sie ihr Nest zubereitet hatte, wodurch eben die Beobachtung veranlaßt und erleichtert wurde. Die alte Mutter fand sich bald bey der Tochter ein, und kaum daß sie die kleinen lebendigen Wesen wahrnahm, fieng sie sogleich an, Anstalten zu machen, um sie zu säugen, als wenn's ihre eignen Kinder wären, welches die Tochter auch geschehen ließ. Beyde besorgten die Jungen in allem Frieden. Des folgenden Tages brachte auch die alte Mutter fünf Junge zur Welt und zwar an eben diesem Orte. Mutter und Tochter hatten also ein Wochenbette und lebten während der ganzen Zeit in der größten Verräglichkeit. Sie wechselten oft mit der Pflege sämtlicher Jungen und machten unter ihnen keinen Unterschied.

Selten waren diese allein, denn es war mehrentheils eine der Alten bey ihnen. Oft waren beyde zugleich im Neste und theilten die Pflege ihrer beiderseitigen Kinder. Die Mutter war zu andrer Zeit ein böses Thier; aber jetzt war sie die Sanftmuth und Zärtlichkeit selbst, ließ sich und die Jungen angreifen und streicheln, da sie sonst niemand ungestraft berühren durfte. Diese beiden Käken machten in der Folge einige Jahre hindurch eine ordentliche Gewohnheit draus, ein Wochenbett zu haben und ihre Jungen gemeinschaftlich zu besorgen. Das letzte Mal aber, da sie so mit einander lebten, entstand bisweilen Zank unter ihnen, wobey bald der eine bald der andere Theil im eigentlichen Verstande Haare lassen mußte. Jedoch vertrugen sie sich hinterher bald wieder und setzten die gemeinschaftliche Pflege der Jungen fort; die Ursache dieses Zwiespalts ließ sich auf keinerley Weise entdecken.

Die Thiere sorgen mehrentheils nur für ihre eignen Jungen und beißen andere weg, wenn sie ihnen, besonders bey dem Futter, nahe kommen. Es finden sich aber auch Ausnahmen, wo es scheint, als wenn's unter Thieren einige gäbe, die sich durch eine bessere Empfindung auszeichneten, so wie sie auch ihre Genies unter sich haben. Ich hatte vordem in der Carnariennecke einen Hahn, der sich nicht nur durch eine merkliche Größe, sondern auch durch seine Wohlthätigkeit unterschied. Wenn sein Weibchen ausgebracht hatte, so war er unermüdet im Füttern der Jungen. Er ließ es aber dabey nicht bewenden, sondern fütterte alles, was von jungen Vögeln in der Hecke vorhanden war. Einige waren bald von ihren Eltern verlassen worden; diese nahmen ihre Zuflucht zu ihm. Andere waren groß genug, um sich selbst helfen zu können; diese nahmen es aber vorlieb, sich noch füttern zu lassen. Mehrmals hab' ich gese-

hen, daß der ganze Schwarm der jungen Vögel, deren wohl 30 vorhanden seyn mogten, wenn er Futter eingenommen hatte, über ihn herfiel, dergestalt, daß er sich auf dem Zweige, wo er saß, nicht halten konnte, sondern auf dem Boden niederslog, wo sich denn alle um ihn sammelten, und von ihm futtern ließen, zum Theil wohl gar aus Ungeduld sich ihm auf den Rücken setzten, und ihn nöthigten, seine Gaben mit einer Geschwindigkeit mitzutheilen, die leicht hätte täuschen können, zu glauben, er wolle aus Mitleid gern einen jeden sobald als möglich befriedigen, um keins der kleinen hungrigen Geschöpfe länger leiden zu sehen.

Ein blesiger Prediger hatte sein großes Vergnügen an einem Hänfling, den er selbst aufgezogen und einige Meloblenpfaffen gelehrt hatte. Das Vögelchen genoß der zärtlichsten Sorgfalt und Pflege seines Besitzers. Beide hatten sich, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, sehr an einander gewöhnt, und einander manches Vergnügen gemacht. Sechszehn Jahre war der Prediger im Besitz des Vogels, als er vom Schlage gerührt in eben der Stube, wo der Hänfling war, aufs Bette gebracht wurde. Von Stund an hörte der Vogel auf zu singen, und Nahrung zu sich zu nehmen. Der Prediger starb nach einigen Tagen, aber noch vor ihm sehr lieber Hänfling. Es ist schwer zu bestimmen, wie die Krankheit des Predigers auf das Vögelchen gewirkt hat. Er hatte sein Futter bisweilen auch von andern Händen empfangen. Daß sein gewöhnlicher Wohlthäter ihn nicht pflegte, konnte demnach die Ursach nicht seyn, daß er kein Futter nehmen wollte, und starb. Daß eine ihm zugestohene Krankheit mit dem Zufall seines Besitzers zusammengetroffen wäre, war nicht wahrscheinlich, indem sich vorher keine Spur davon gezeigt



hatte und der Gram des Vögelchens gerade mit dem Zufall seines Wohlthäters anfang. So viel hat seine Richtigkeit, daß auch Vögel eine große Anhänglichkeit an Menschen bekommen, wenn diese ihre Zuneigung einmal gewonnen haben. Es hatte jemand einen Hänfling, der unter andern den bekannten Desfauer Marsch pfeifen konnte, von einem Tagelöhner gekauft. Der Weg des Lehrern gieng bisweilen vor dem Hause durch, wohin sein Hänfling gekommen war. Wenn er in die Gegend kam, so pflegte er den erwähnten Marsch anzustimmen. Sobald der Vogel den ersten Ton von seinem vormaligen Lehrmeister vernahm, gerieth er in einen Zustand, wovon es ungewiß war, ob es außerordentliche Freude, oder große Unruhe war. Er bewegte sich mit Ungestüm in dem Bauer umher, und schien einen Ausgang zu suchen, um zu seinem vorigen Besitzer zu kommen. Diesen Paroxysmus bekam er jedesmal, wenn er diesen Mann pfeifen hörte. Dieser Mann mußte daher ersucht werden, den Vogel durch sein Pfeifen ferner nicht zu beunruhigen, und still vorüber zu gehen. Von der Zeit an war auch der Hänfling ruhig und froh. Man sagt von den Papagayen, daß sie viel Zuneigung zu Menschen bekommen können. Ein vortreflicher Beobachter der Natur erzählte mir vor einiger Zeit, daß er vor seiner Verheirathung einen Papagay gehabt, der ihm viel Vergnügen gemacht habe. Aber nach seiner Verheirathung hätte er sich nicht mehr soviel als sonst mit ihm beschäftigt; der Papagay hätte sich darüber gegramt und wäre bald darauf gestorben.

Man weiß, daß eine übertriebene und mißverständne Fürsorge für Kinder, da man sie zu lange gängelt und nicht zeitig genug ihren eignen Verstand brauchen läßt, die üble Folge hat, daß sie immer Kinder bleiben, und daß ihre Fähigkeiten nie

gehörig entwickelt werden. Etwas Aehnliches findet sich auch bey Thieren. Sie können ebenfalls verzärtelt und eben dadurch in der Dummheit erhalten, oder in einen Zustand versetzt werden, worin sie unentwickelt bleiben. Ein auffallendes Exempel davon hab' ich täglich vor Augen. Ein ausgezeichnet schönes englisches Huhn wurde schon als Küchlein verzoget, indem es oft allein genommen und gefuttert, oft auf den Händen getragen, des Abends ins Nachtquartier gebracht, und des Morgens von da abgeholt wurde. Das hat denn nun die Folge gehabt, daß dies Huhn ein auffallend einfältiges Küchlein geblieben ist. Es muß bis auf diesen Tag aus dem Hühnerstall abgeholt, und dahin zurückgebracht werden; es benimmt sich äußerst einfältig, wenn es ein Ey legt; es lebt von seines Gleichen abgesondert und entfernt, geht Niemanden aus dem Wege, und ist daher schon oft in Gefahr gewesen, zertreten zu werden; es wehrt sich nicht, wenn es feindlich angegriffen wird, sondern schreyet nur und geht seinem Feinde nicht aus dem Wege, wie es denn einstmals von einem Truthahn beynahе wäre zu Tode gebissen worden, wenn man nicht sein Geschrey gehört hätte, und ihm zu Hülfe gekommen wäre: es lag ruhig auf einem Fleck; der Busch auf dem Kopfe war schon von dem Truthahn ausgerupft, und der Schädel selbst zerhackt, daß es zu wundern war, daß dies Thier beym Leben erhalten und wiederhergestellt wurde.

Daß die Thiere gewisse Eindrücke und Bilder, die ihrer Phantasie einmal eingedrückt sind, behalten, daß diese Eindrücke und Bilder durch äußerliche Veranlassungen wieder erneuert und belebt werden können, und daß die Thiere in solchen Fällen ihre lebhaften Vorstellungen mit wirklichen Empfindungen verwechseln: davon findet man Beweise genug. Zwei Anekdo-

ten, die ich aus zuverlässigen Quellen habe, sind vor andern merkwürdig. Eine würdige Matrone in Halberstadt hatte einem Verwandten ein Kleid ihres verstorbenen Mannes geschenkt. Nach längerer Zeit kam derselbe in dieser Kleidung zu ihr. Der Hund glaubte seinen vormaligen Herrn zu sehen, und hatte eine ausnehmende Freude, die er auf alle mögliche Weise zu erkennen gab, gerade als wenn sein verstorbener Herr wieder vor ihm stünde. Eine nahe Verwandtin erzählte mir noch vor Kurzem folgende merkwürdige Anekdote. Ihre Schwiegermutter hatte in ihrer Einsamkeit ein geselliges Hündchen zur Gesellschaft, welches oft neben ihr auf dem Kanapee lag, und überhaupt sehr begünstigt wurde. Sie starb und die Schwiegertochter nahm das Hündchen zu sich. Diese hatte unter andern von ihrer Schwiegermutter auch diejenige Enveloppe geerbt, mit welcher dieselbe auf ihrem Kanapee zu sitzen pflegte, wenn sie ihr Hündchen bey sich hatte. Mehrere Monathe nach dem Tode derselben holt die Schwiegertochter diese Enveloppe, um sie für ihre Kinder zu benutzen und legt sie auf ein Pantalon, welches neben der Stubenthür steht. Das Hündchen, welches sein Quartier hinter dem Ofen hatte, und von dem Pantalon wohl zehn Schritte entfernt war, kommt mit einem Mal gesprungen, stellt sich auf die Hinterfüße, um den Zipfel der Enveloppe berühren zu können, und fängt an, aus allen Kräften zu heulen, gerade so, wie es die Hunde zu machen pflegen, wenn sie einen hohen Grad der Freude empfinden, welches z. E. der Fall ist, wenn sie ihren Herrn nach einer längern Abwesenheit wiedersehen. Die Enveloppe wird wieder entfernt, um dem Freudengeschrey, welches eben nicht angenehm klingt, ein Ende zu machen. Der Hund wird auch wieder ruhig. Indessen war der Vorfall zu merkwürdig, als

---

daß meine Verwandtin nicht hätte aufmerksam darauf werden sollen. Nachdem sich der Hund wieder zur Ruhe begeben hat, holt sie nun die Enveloppe noch einmal absichtlich in die Stube, um zu sehen, ob wirklich die Zuneigung des Hundes zu seiner vorigen Gönnerin noch bey ihm fortwähre. Sie legt die Enveloppe eben so wieder aufs Pantalon, und die ganze vorige Scene wird erneuert. Gewiß ein Vorfall, der reichen Stoff zu nützlichen Betrachtungen darbietet.

Streithorst.

---

## II.

Die

## V e r ſ ö h n u n g.

Eine wahre Familienscene.

(Beſchluß)

Marte war ein reizendes Mädchen: das ſah Wilhelm; er ſah auch, daß ſein Vater Marien liebte, und ſie mußte alſo ein vortreffliches Mädchen ſeyn. Mariens innige Theilnahme an ſeinem Verhältniſſe mit ſeinem Vater, hatte ihm das Mädchen werth gemacht; ihre ſanftern Bitten, die Vorſtellungen, die ſie ihm über ſeine Leidenschaft machte, waren ſo gutherzig, ſo ſchonend, ſo freundschaftlich, ſo süß, daß ſie das Saure jedes Vorwurfs in eine ſchmeichelhafte Theilnahme verwandelten. Sie war die Seele aller häuslichen Freuden, die ſeine Eltern genoſſen; ein bittender oder lächelnder Blick, den ſie auf ſeinen Vater warf, brachte den Alten aus ſeiner empfindlichſten Laune zu Scherz und Heiterkeit. Mariens Geiſt herrſchte über ſeinen Vater, und der Sohn ſchmiegte ſich deſto leichter in die ſanften Feſſeln, die ſie mit vorſichtiger Kunſt um ſeine Seele ſchlang.

Er selbst machte sehr bald einen sehr günstigen Eindruck auf Marien. Er hatte ausgebreitete Kenntnisse, erzählte sehr gut, und hatte besonders eine sehr große Feinheit im Umgange, die nur zuweilen noch durch eine seltsame Unruhe gestört wurde. Indes mit jedem Tage verlor sich diese Unruhe immer mehr; er wurde stäter; die Spielnarben verschwanden; er nahm Theil an den kleinen unbedeutenden Freuden des häuslichen Lebens; er theilte mit seinen Verwandten die reine Heiterkeit, die ihr Leben würzte. Die Mutter schwamm in einem Meere von Borne, ihren Sohn gerettet zu sehen; selbst der Vater hoffte wieder.

Marie, die den größten Theil an Willhelms Veränderung hatte, ließ sich ihre Freude darüber am wenigsten merken. Sie entfaltete gegen Willhelm nach und nach alle Reize ihres Geistes und ihres Herzens; sie brauchte tausend kleine, reizende Künste sich ihm interessant zu machen, das Interesse zu vermehren, und zu erhalten. Immer hatte sie ihm noch einen Reiz zu zeigen; immer sah er noch eine neue Liebenswürdigkeit, die er vorher nicht gekannt hatte. Jeden Tag wurde er von einer Feinheit ihres Geistes, oder von einem schönen, edeln Zuge ihres Herzens, oder von einer Seite ihres entschlossenen Charakters überrascht. So zog sie nach und nach alle seine Wünsche auf sich; alle seine Begierden des Herzens waren ihr zugewandt. Er liebte sie mit einer unüßlichen Leidenschaft, liebte sie schon längst, ehe noch ein Strahl ihrer Freundschaft für ihn aus ihrem bewachten Herzen hervorgebrochen war. Sie flatterte um ihn her mit der Fröhlichkeit des jugendlichen Muthes; sie nahm nun sogar die Theilnahme zurück, die sie ihm anfangs gezeigt hatte, und verberg sie unter einem fröhlichen Leichtsinne, unter einem tändelnden Muthwillen, der sie noch reizender machte.

Die

Die allerleisesten Anspielungen, die er von seiner Liebe machte, giengen an ihrer Heiterkeit verloren, oder wurden als Scherz und Galanterie aufgenommen. Ihre Heiterkeit machte ihn endlich traurig: ihr Muthwille erregte seinen Unmuth; er schwieg, weil er sich verspottet glaubte. Er wußte nicht, daß Marie ihm ihr Herz gelobt hatte, ehe sie ihn kannte, und daß ihr jetzt, da sie ihn kannte, dies Gelübde gar nicht schwer ward.

Nach einem heitern Tage, den die Familie mit einander verlebt hatte, ging Marie mit Wilhelm noch des Abends im Garten auf und nieder. Sie redeten über die Freuden des häuslichen Lebens. Und nun sagen Sie mir Vetter, fing Marie an, ahndeten Sie in dem kleinen häuslichen Kreise so reizende Freuden, als Sie jetzt mit uns zu finden scheinen?

„Nein, ich habe nie eine Zufriedenheit geschmeckt, die dieser an Reinheit ähnlich war.“

Aber, aufrichtig! finden Sie jetzt Ihren Zustand besser, als den Rausch der Spielgesellschaften?

„O Marie, was soll ich Ihnen sagen? Sie würden mir eine Wüste zu einem Tempel der Freude machen. Marie, ich fühle es, was ich wage, Ihnen das zu sagen, was ich Ihnen doch endlich sagen muß: ich liebe Sie, ich ehre Sie von Herzen; ich —

Sie sollen schweigen; denn ein Spieler kann nichts lieben, als höchstens Carreau, Dame.

„Sie spotten Marie, Sie spotten mit dem theuersten Gefühl meiner Seele, und leider ich habe es verdient. Aber Marie, wahrlich, ich bitte nicht um Liebe; nur darum bitte ich, daß Sie Ihr Mitleid einem unglücklichen Manne nicht

versagen, der vor ein Paar Jahren sich so groß gefühlt haben würde, sich ihres Herzens werth zu glauben.“

„Pui, Vetter; die Liebe ist eine Leidenschaft, wie das Spiel.

„Aber eine Leidenschaft, welche die tiefste Achtung gegen Sie immer lebendig erhalten wird.“

Das Gespräch wurde von Marien abgebrochen, und sie ging ein Paar Tage mit sich selbst überlegend umher. Sie mußte sich zwingen zu schweigen, wenn sie seine kummervolle Miene sah.

Lieber Vater, sagte sie zu ihrem Oheim: Wilhelm liebe mich; er wird um meine Hand bitten.

Der Alte sah sie bedenklich an. „Liebe Marie, es ist mein Sohn; und in der Vorstellung, daß du sein Weib würest, liegt der Himmel. Aber du bist meine Tochter. Kind, werde sein Weib nicht; er ist ein Spieler.“

Doch jetzt nicht mehr.

„Weil er dich liebt.“

Er wird mich immer lieben.

„Das wird er; oder er müßte das Herz eines Teufels haben. Allein seine Liebe wird aufhören eine Leidenschaft zu seyn.“

Dann wird die Liebe Freundschaft werden.

„Und das Spiel wieder Leidenschaft.“

Hören Sie mich an, Vater. Sie nahmen mich auf; Sie haben mit mehr als väterlicher Sorgfalt mein Herz und meinen Geist gebildet; Sie haben mich Tugenden gelehrt, die mich nie ganz unglücklich werden seyn lassen. Sie sagen selbst, daß es sehr schwer ist, einen Mann zu finden, der ein unschuldiges Mädchen verdiente. Lassen Sie mich einmal stolz seyn! So viel ich Männer kenne, so viel ich die Welt kenne, haben Sie



Recht. Wilhelm hat ein menschliches Herz, und hat Geist; sein jetziges Leben macht unsere Hoffnung von ihm beynabe zur Gewißheit. In den Armen eines gewöhnlichen Weibes, könnte er leichter zurückfallen, als in den Armen eines Weibes, das er wenigstens achten mußte. Ich werde ihn, wenn er zu retten ist, doch leichter retten, als eine andere. Sie, Vater, retten mich der Tugend, und ich will es wagen Wilhelm durch mein Herz, durch meine Liebe fest an die Tugend zu knüpfen. Sie sehen, Vater, die Vernunft, die Dankbarkeit, jede Tugend ist auf meiner Seite. Noch mehr, auch das Herz: ich liebe Wilhelm mehr als irgend einen Mann; den ich kenne. Es ist kein Verdienst, das ich habe, wenn ich ihm meine Hand gebe; es ist der Zug meines eigenen Herzens. — Mit diesen Worten warf sich Marie in des Alten Arme, und bat um seinen Segen.

„Liebes Kind, wenn er zurückfiel —!“

Und wenn auch; er würde doch wieder zu mir kehren.

„Zu einem gewöhnlichen Weibe vielleicht; aber zu Dir? —

Er ist gezwungen dich zu achten. Vergebens würde er Fehler an Dir aussuchen, sich mit Dir ins Gleichgewicht zu bringen. Er würde anfangen, dich zu hassen, weil er sich erniedrigt fühlte, und der Bruch mit der Tugend ist unheilbar. Marie, Marie, wenn du mich liebst, so schlag seine Hand aus. Wage das gefährliche Spiel nicht, bei dem du nur verlieren kannst. Marie, traue mir: bei Dir wird ihm das erste Spiel wieder schwerer werden, als bei einem andern Weibe; allein nur das erste Spiel. Er wird fortspielen, weil er dann keine Ehre mehr zu verlieren hat.

Vater, sagte Marie heiter: ehe ich ihn sah, war ich entschlossen sein Weib zu werden, um Ihnen zu danken. Laß

sen Sie mir meinen Willen. Ich werde nicht unglücklich werden.

Traurend ging Wilhelm noch immer umher; er wagte es nicht, Marien mehr von seiner Liebe zu sagen. Der Scherz mit dem sie seine Erklärung beantwortet hatte, nahm ihm den Muth dazu. Auch war es Mariens Plan nicht, sich dem Sturm seiner Leidenschaft zu ergeben. Sie wollte Wilhelms Freundin werden. Der Muthwille, mit dem sie ihn behandelt hatte, nahm ab, und an seine Stelle trat eine heitere unbefangene Vertraulichkeit. Diese Vertraulichkeit gab seiner sterbenden Hoffnung wieder Leben; allein Marie wußte dennoch jeder leidenschaftlichen Wendung eines Gesprächs mit einem eintretenden Scherz auszuweichen. Sie war ganze Tage bey ihm, ohne daß seine Hoffnung gerade mehr Leben erhielt. Sie war mit ihm oft und lange allein; sie schrieb ihm, wenn sie etwa einen oder zwei Tage abwesend war, vertrauliche Billets voll ruhiger Freundschaft. Ja, sie sagte ihm oft, daß sie ihn liebte, daß sie den innigsten Theil an seinem Glück nähme; aber das sagte sie ihm mit einem so ruhigen Auge, und mit einer so unbefangenen Miene, und wollte er dann die Scene ins Tragische überspielen, so wußte sie ihm mit einem so feinen Scherze zu entschlüpfen, daß er gerade dann an ihrer Liebe verzweifelte. Endlich mußte er sich ihr ergeben. Er schwieg von seiner Leidenschaft, und seine Freundschaft für sie wurde mit jedem Tage inniger, vertraulicher, unbefangener, und feiner. Er lebte jetzt mit Marien Tage, deren Glück er nur der Liebe zugetraut hatte.

Allein unbemerkt machte dennoch die Natur Mariens Freundschaft zärtlicher und inniger. So fest sie entschlossen war, ihre Rolle auszuspielen; so war die Liebe dennoch stärker

als ihr Muth, und sie sank, wie tausend und tausend Mädchen, bei einem unbedeutenden Anlaß, wie eine Romanheldin unter den süßen Albernheiten einer leidenschaftlichen Scene in Willhelms Arme, drückte den ersten Kuß der heißen, hingebenden Liebe auf seine Lippen, und war zu seinem und ihrem Erstaunen eine so zärtlichleidenschaftliche Geliebte, daß sie es mit jedem funfzehnjährigen Mädchen hätte aufnehmen können.

Eben die süßen Stunden des gedankenlosen Anschauens, der wonnevollen Seufzer, welche die beklemmte Brust erleichtern und beklemmen; eben die kindischen, entzückenvollen Spielereien der ersten Liebe; eben die Thorheiten die dem Herzen so weise und so bedeutend scheinen. Kurz, sie liebten sich, wie sich zwei junge Herzen immer lieben, und der Vater that wohl, daß er ihnen einen Tag zu ihrer Verbindung bestimmte. Marie ward Willhelms Weib, und beide waren unsäglich glücklich. Der Vater hielt dem jungen Herrn noch einmal eine Predigt über das Spiel, die aber Marie sowohl als Wilhelm für das unnützeſte Ding erklärten, das jemals die Lunge in Bewegung gebracht hatte. Selbst der Alte wäre bald eben der Meinung geworden. Kein Verhältniß wurde durch diese Heirath geändert. Die Familie blieb in ihrer heitern Einigkeit zusammen, und die Liebe der beiden jungen Leute verschönerte, als die erste poetische Epoche vorüber war, das Leben der beiden Alten. Jede Furcht wurde nach und nach vergessen, und Wilhelm, sonst die Quelle des Kummers, war jetzt die Quelle ihrer Glückseligkeit. Marie wurde in einigen Jahren Mutter von drei lebenswürdigen Kindern: eine neue fruchtbare Quelle von reinen Freuden, die ihnen allen das dauerhafteste Glück versprach. Die Liebe heftete sich auf mehrere Gegenstände; die Freude vervielfältigte sich mit jedem Augenblicke, und das

Glück, dessen sie alle genossen, war doch so einfach, daß es nie unschmackhaft werden konnte.

Da starb Mariens Mutter. Mariens Vermögen machte ihres Mannes Gegenwart in der Stadt nöthig. Er ging dahin. Ungern verließ er das geliebte Weib und seine Kinder. Nach einem Monate kehrte er zurück. Die Geschäfte waren noch nicht vollendet. Es schien natürlich, daß er noch einmal in die Stadt mußte. Der Vater, der Lust hatte, über diese zweite Reise den Kopf zu schütteln, schwieg, als Wilhelm Marien bat ihn in die Stadt zu begleiten. Marie folgte ihm. Er versprach seinem Vater, höchstens einen Monat weg zu bleiben; und aus dem Monate wurde ein Jahr. Der Alte besuchte seine Kinder in der Stadt. Er ahndete aus Mariens Blicken wohl, daß nicht alles so war, wie es seyn sollte. Doch war sie heiter, und er schwieg; überließ ihrer Vorsicht das Geschick seines Sohnes. Am Ende des Jahrs erhielt der Alte von Marien diesen Brief:

„Er ist verloren, Vater. Wilhelm ist verloren, ohne Rettung verloren! Sie wissen, was mein Herz bei diesem Gedanken leidet. Sie schüttelten den Kopf, als Sie uns zum ersten Mal besuchten, und Sie hatten Recht: das Spiel ist die allerschrecklichste Leidenschaft. Ich muß erst Muth sammeln, Ihnen das Elend anzukündigen, worin wir alle versunken sind. O der Unglückliche! unglücklicher als wir Alle!“

„Schon bei seiner ersten Anwesenheit in der Stadt hat er wieder gespielt. Unsere zweite Reise war nur ein Vorwand; denn die Geschäfte waren unbedeutend. In den ersten Monaten verbarg er mir seine Leidenschaft zum Spiel. Er kam früh zu Hause; ja er blieb oft ganze Tage lang bei mir und seinen Kindern. Seine Abwesenheit schob er auf die Ge-

ſchäfte, die er mir als ſehr verwickelt vorzuſtellen wußte. Aber konnte der Mann mir etwas verbergen, mir, die ihn ſo genau kannte? Jene unſtäte Unruhe, jene ſeltſame Zerſtreuung ſtellte ſich wieder ein. Oft ſaß er bei mir, hielt mich in ſeinen Armen, in der zärtlichſten Stellung, ohne an mich zu denken. Er ließ mich ohne Urſache fahren, ſtand auf, ging im Zimmer umher, ſah durchs Fenster, wurde ängſtlich, ſetzte ſich zu mir, ſuchte einen Vorwand und ging weg.“

„Ich that alles mögliche, was Vernunft und Liebe beſahen. Ich war heiter, ich ſuchte alle Mittel hervor in mein Zimmer alle mögliche Freuden zu bauen. Vergebens. Er ging oft. Ich bat Geſellſchaft, ich ſpielte ſelbſt. Er ſchien meine Zärtlichkeit zu empfinden, und machte große Pausen im Spiel. Ich ſah die Gewalt, die er ſich anthat; die abſcheuliche Leidenschaft riß ihn hin. Er blieb öfter weg; er konnte meinen Blick nicht mehr aushalten; meine Zärtlichkeit ſchien ihm eine Laſt zu ſeyn. Ich nahm mich jetzt ſehr in Acht, ihm auch nur den kleinſten Vorwurf zu machen, ihn auch nicht mit einer zweideutigen Miene zu beſchämen; ja, ich nahm mich in Acht, ihm ſelbſt kein Uebermaß von Zärtlichkeit zu zeigen, das er leicht für Falſchheit oder Triumph hätte halten können. Ich blieb mir gleich. Ich ſuchte alle Mittel auf, ihn zu zerſtreuen. Er ſchien oft beſchämt, oft gerührt über meine Liebe; mit blutendem Herzen machte ich die Bemerkung, daß er es lieber ſah, wenn ich kalt gegen ihn war. Er blieb oft Nächte aus, und ein ſeltſamer Vorwand mußte das Ausbleiben entſchuldigen. Er verdoppelte dann nach einem ſolchen Tage ſeine Liebköſungen. Noch immer hoffte ich, mein Vater, ihn durch meine Liebe und durch ſeine Kinder zurück zu führen. Vergebens. Seine Leidenschaft ſtieg von Tage zu Tage.“

„Habe ich mir dabei etwas vorzuwerfen? Ich weiß es nicht. Ich gab ihn lange nicht verloren: denn er schämte sich noch immer der Leidenschaft; er wollte wenigstens scheinbar noch immer meine Liebe verdienen. Allein, jetzt, jetzt — muß ich ihn verloren geben, weil er mich nicht mehr liebt, weil er seine Kinder nicht mehr liebt, weil er uns alle mehr als — haßt; weil er uns erniedrigen will.“

„Gleich im Anfange unsers Hieseyns besuchte der Herr von Lindau, ein Officier der hiesigen Garnison meinen Mann. Dieser Mann wiederholte seine Besuche, und zeichnete mich von Anfange an durch eine große Artigkeit, durch eine bestimmte Achtung aus. Ich sah das nicht; oder achte nicht darauf, bis Wilhelm selbst scherzend mich darauf aufmerksam machte. Jetzt sah ich es selbst. Sie können leicht denken, daß ich mein Betragen gegen den Mann durchaus nicht änderte. Ich blieb schlechterdings gleich, kalt und höflich. So geht das fort. Der Herr von Lindau ist ein schöner, ein sehr gebildeter Mann, und wie ich, wie Wilhelm glaubt, ein sehr edler Mensch. Sein Betragen gegen mich ist ausgezeichnet artig, aber nichts mehr als artig. Er erlaubt sich auch nicht die allererlaubteste Vertraulichkeit gegen mich. Ich höre von Ihrem Gemahl, sagt er eines Tages in meines Mannes Gegenwart zu mir, daß Sie länger hier bleiben werden, als ich anfangs dachte: darf ich einem Mädchen, das ich über alles liebe, und das mir bald alles auf der Welt seyn wird, wovon ich Glück hoffe, Ihre Bekanntschaft geben? Ich wünsche es; ich möchte gern meiner künftigen Frau eine Freundin verschaffen, von der sie lernen kann, daß Bescheidenheit, Tugend und Genuß des Lebens nicht mit einander unverträglich sind.“

„Ich sage etwas Verbindliches dazu, und — damit gut. Er bringt mir seine Braut, ein sehr lebenswürdiges Mädchen,

an dem Lindau mit allem Feuer der Leidenschaft hängt. Wir sehen uns öfter; ich schließe mich an das Mädchen; ich liebe sie; mein Mann liebt sie. Es war natürlich, daß im Anfange dieser Bekanntschaft der Bräutigam des Mädchens öfter kam. Mein Mann fand seine Besuche noch zu selten. Allein er kam selten, weil er meinen Mann oft nicht zu Hause traf.“

„Sehen Sie, mein theurer Vater, das war gleich anfangs. Der Sache wird nicht weiter gedacht. Das Mädchen war meine Freundin. Der Bräutigam zog sich nun zurück, weil mein Mann öfter fehlte, und ich sah ihn seltner als andere Männer von unserer Bekanntschaft. Die Leidenschaft des Spiels bei Wilhelm wurde um diese Zeit zügellos. Meiner Freundin Bräutigam ließ im Vorübergehen gegen mich ein Paar Worte fallen von einem großen Verluste, den mein Mann im Spiel erlitten habe. Diese wenigen Worte mit einer bedenklichen Melanc ausgesprochen machten mich ängstlich. Mit einer gewiß sanften vorwurfslosen Zärtlichkeit sag ich zu Wilhelm: du spielst, lieber Mann; ich fühle selbst, daß das Spiel anziehender ist, als ich dachte. Allein, lieber Mann, Ihr Männer spielt wohl zuweilen hoch? Spiele Wilhelm; nur vergiß nicht, daß du Kinder hast! Er fiel mir ängstlich um den Hals, ohne ein Wort zu sagen. Das machte mich noch ängstlicher. Mir entfuhr ein Ton des Wehens. Der Zwang den ich mir anthat, ihm das in einem scherzenden Tone zu sagen, kostete meinem Herzen viel, zu viel. Wir gingen wahrschijnlijk beide muthlos auseinander.“

„Einige Tage darauf sind wir in Gesellschaft. Mein Mann spielt, spielt hoch und verliert. Ich stelle mich hinter seinen Stuhl, und sehe mit gepreßtem Herzen dem Spiele zu. Meine Gegenwart mochte meinen Mann irre machen. Er verlor be-

trächlich. Ich ging trübsalig betrübt das Zimmer hinab. In der Thüre trifft mich der Herr von Lindau, hält mich auf, redet mit mir, redet von seiner Braut, und ist wie gewöhnlich unerschöpflich über diesen Punkt. Ich, völlig zerstreuet durch meinen Kummer, weiß kaum, was ich antworte. Ich lobe seine Braut, ich sage ihm, daß ich sie liebe. Er küßt mir dafür die Hand. Ich sah mich bei diesem Gespräch oft nach meinem Mann um, und auch er sah von Zeit zu Zeit her, immer fort spielend. Wir fahren endlich zu Hause. Hast du verloren? Du sahest im Unglück, sag ich. Eine Kleinigkeit, antwortet er, und seine Liebkosungen verdoppeln sich, wie gewöhnlich. Einige Tage blieb er nun zu Hause; wir sind allein; er ist zärtlich, freundlich, er spielt mit unsern Kleinen; er bittet mich, keine Gesellschaft zu bitten, wie ich seitlang schon gewohnt war. Stunden des Entzückens für mich! Ach, es waren die letzten.“

„Vor vier Tagen geht er gegen Abend. Kommst du zum Abendessen zurück? frage ich. Er sagt ja, und verläßt mich unter den zärtlichsten Liebkosungen, und unter freiwilligen und feierlichen Versicherungen, daß er nie wieder spielen wolle. Ich warte auf ihn mit einer leichten Brust voll stiller Fröhlichkeit. Er bleibt den Abend weg, und bleibt die Nacht weg; er bleibt den andern Morgen weg. Endlich schreibt er, und läßt Geld holen. Ich schreibe ihm ein paar Worte, mit der zärtlichsten Bitte zurück zu kommen. Er kommt nicht. Meine Angst stieg mit jedem Glockenschlage. Er blieb auch die Nacht weg. Endlich kam er am andern Morgen, ein Bild der nächtlichen Ausschweifung. Ich erschrak, als ich ihn sah. Ich reichte ihm die Hand, so freundlich ich es vermochte. Er schlug sein Auge nicht auf mich. Er sah im Zimmer umher, und



sagte etwas, das einem Scherze über sich selbst ähnlich sehen sollte. Wilhelm, sagte ich doch wohl etwas bitter: du scherzest mit meinem Elende!

„Er stand auf, und sagte mit einem zweideutigen Lächeln: wir wollen mit einander aufheben, Marie; ich spiele, und du — brauchst deine Zeit auch nicht übel. Ich verstand ihn nicht. Ja, bei Gott! nicht übel, sag ich gelassen: das zeugen meine Thränen. — Die denn doch zuweilen ein Lächeln abtrocknet, sagte er, ohne mich anzusehen. Was für ein Lächeln? frage ich, ohne zu ahnden, was er meint. — Lächeln? hm! der schöne Lindau küßt dir die Hände während ich spiele.“

„Ich sprang auf. Meine erste Empfindung war durchaus bitter. Ich sah ihn an, sah ihn scharf an; er hielt den Blick seitwärts. Eben streckte mein ältester Junge die Arme nach mir aus. Ich nahm den Knaben auf. Die Bitterkeit, die auf meinem Herzen lag, löste sich in das tiefe Gefühl meines Elendes auf. Ich schloß das Kind mit Hefigkeit an meine Brust, und benezte es mit meinen Thränen.“

„So standen wir ungefähr fünf Minuten. Ich habe den Mann in acht Tagen nicht gesehen, sagte ich endlich, mit einer Art von Triumph. — Aber doch vor acht Tagen, in meiner Gegenwart küßte er dir die Hände. — Das ist dein Verdacht? rief ich mit einem mitleidigen Blicke: wie tief bist du gesunken, daß du einen so elenden Vorwand nehmen mußt, deine Ausschweifungen zu entschuldigen! Er stand da und zwang sich zum Lächeln. Ich hob den Knaben mit Hefigkeit in die Höhe. Komm mein Sohn, sagte ich heftig, wir haben ihn verloren!“

„O mein Vater, was hab ich seit gestern gelitten! wie leid' ich nicht bei dem Gedanken, ihn so ganz verloren zu haben. Er hat keinen Verdacht auf mich; denn er war den

Abend, da er Lindau meine Hand küssen sah, zärtlicher als je. Denken Sie, wie tief er gefallen ist, daß er meine Schande wünscht, um sich gegen mich messen zu können. Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen; denn er ist auch diese Nacht nicht zu Hause gewesen. Ich bin zerrütet. Ich kann nichts mehr denken; aber ich bin fest entschlossen, Ihrem Rathe zu folgen, was er mir auch befehlen mag. Vater, ich bin entschlossen Ihnen zu gehorchen; aber ehe sie mein Schicksal entscheiden, bedenken Sie, daß ich ihn liebe, daß er der Vater meiner Kinder, daß er mein Mann, daß er Ihr Sohn ist.“

Der unglückliche Vater las diesen Brief mit Zittern. Er flog in die Stadt. Er fand Marien, seine unglückliche Marie, trostlos zwischen ihren Kindern. Es war der zweite Tag nach der erzählten Begebenheit, und sie hatte ihren Mann noch nicht wieder gesehen. Kalt, aber doch mit dem Gesicht voll Kummer, fragte der Alte Marien: du bist entschlossen mir zu gehorchen, Marie? Sie senfte auf seiner Schulter: ja! — „Ich liebe entschlossene Menschen! Bleib so, Marie, wir können unglücklich werden; aber das ist Trost es nicht verdient zu haben.“ Jetzt ging der Alte, und sicherte Mariens Vermögen. Einige Stunden waren dazu hinreichend; denn er fand alles in gehobriger Ordnung. Der Unglückliche hatte das Vermögen seiner Frau noch nicht unmittelbar angegriffen. Nachdem dies Geschäft abgemacht war, erkundigte er sich, wo sein Sohn war. Er fand ihn auf einem Kaffehause spielend. Unbemerkt trat er ins Zimmer. Er stellte sich hinter seinen Sohn, der eifrig spielte, sah ihm eine Zeit lang zu, dann pochte er ihm leise auf die Schulter! Der Unglückliche sah sich um, erkannte seinen Vater, erblaßte, verstummte. Sein Vater führte ihn beimab

wie eine Maschine in ein Nebenzimmer. Er sah ihn starr an; dann sagte er langsam: ich wollte dich noch einmal sehen, ehe du verzweifelst. Mein Sohn, versprich mir, daß du kein Selbstmörder seyn willst. Antworte ja, und halte Wort!

Ja! rief der Unglückliche, und wollte sich seinem Vater zu Füßen werfen. Er schloß ihn aber an seine Brust, und verließ stumm den Saal. Wilhelm warf sich in einen Stuhl, und wollte schon jetzt verzweifeln. Der Alte kam ruhig bei Marien an. Er reichte Marien die Hand, trieb die Kleinen vor sich her, führte sie an den Wagen. Muß ich, mein Vater? fragte Marie bleich wie ein Schatten. Du mußt! antwortete der Alte; denn er ist dein Mann, und mein Sohn. Wir sind ihm auch den letzten Versuch schuldig. Sie stiegen ein, und kamen den andern Tag in dem Dorfe des Alten, in dem ehemahligen Aufenthalte von Mariens Freuden, an.

Eine Stunde nach Mariens Abreise kam Wilhelm zu Hause. Er stürzte in sein Zimmer. Hier saß er und überlegte, wie er sich seiner Frau und seinem Vater zeigen wollte; denn er war jetzt weniger als je entschlossen das Spiel aufzugeben. Er hatte große Summen verloren, die mußte er wieder gewinnen. Er schlich endlich in seiner Frau Zimmer, und fand es leer. Er schellte und ein Bedienter gab ihm die Nachricht, daß seine Frau, mit seinem Vater und Kindern abgereist sei. Er hörte die Nachricht mit einer Art Ruhe an. Zwar nagte in seinem Herzen das schmerzliche Gefühl seiner Schuld, und der Güte der Menschen, die er unglücklich machte. Er legte die Hand auf die Brust, und sagte in diesem Gefühl: ich bin unglücklicher als du, Marie! Aber doch war er zufrieden, daß sie abgereist waren. So oder so! rief er bitter lächelnd: hier kann ich nicht stehen bleiben, oder ich bin verloren. O mein Vater! noch

einmal muß ich spielen, um mich zu retten oder mich ganz zu stützen, und dann — und dann? wiederholte er langsam und nachdenkend. Er legte die Hand an die Stirn, und gelobte seinem Vater noch einmal, nicht im tiefsten Elende die Hand gegen sein Leben zu heben.

Er spielte aufs neue, mit wechselndem Glücke. Nach acht Tagen erhielt er diesen Brief von seinem Vater: „Mein Sohn, dein Vater ist ein Bettler geworden; allein das ist mein Unglück nicht: denn ich bin es mit Ehren geworden. Ich lege dir hiebei einige Briefe, damit du sehen kannst, wie ich geworden bin. Mein Weib und meine Tochter, die mein Geschick mit mir getheilt und die es mir erheitert haben würden, sind nicht mehr, und der Sohn, den ich habe, den ich erzog, für den ich arbeitete, sorgte, wachte, und gern litt, verschwelgt in der allerfinnlosesten Thorheit sein Vermögen, und hat nicht so viel Menschlichkeit seinem Vater betteln zu helfen. Gedenke deines Versprechens, mein Sohn, und brich nicht durch das schrecklichste Verbrechen eines ganz Verzweifelten das Herz des Vaters, das dich noch immer liebt.“

Dieser Brief erschütterte den unsinnigen Spieler. Er las die beigelegten Briefe. Der alte Brandt hatte sich mit seinem Vermögen zum Bürgen für einen seiner Freunde gemacht, den man drückte. Unglück oder Bosheit: der Greis wurde das Opfer seines Zutrauens. Er verlor sein ganzes Vermögen; sein kleines Gut wurde angeschlagen; er sah sich nach einem andern Aufenthalte um. Wilhelm versank in Verzweiflung; allein zu spät. Er war jetzt ganz verloren. Das Unglück folgte ihm Schritte für Schritte. Auf das Vermögen seiner Frau rechnend hatte man ihm große Summen auf Wechsel geborgt. Die Wechsel waren fällig. Mit einer unerklärlichen Kälte

sagte er seinen Gläubigern: Hier bin ich! nehmt mich! ich bin verloren! Man schlug ihm vor, man bat ihn, sich an seine Frau zu wenden. Er schlug es hartnäckig ab. Einer der Hauptgläubiger wandte sich an Marien selbst. Marie flog in die Stadt, und bezahlte ihres Mannes Wechsel. Wilhelm war verschwunden. Man ließ ihn auffuchen. Er blieb verschwunden. Marie kehrte traurig zu ihren Kindern und dem alten Vater zurück. Der größte Theil ihres Vermögens war dahin.

Der Greis, zum Leiden längst abgehärtet, bewunderte Mariens Standhaftigkeit, mit der sie alle Schläge des Schicksals trug. Die Ungewißheit, in der sie über ihres Mannes Schicksal schwebte, erregte allein ihren Kummer. Ruhig hörte sie die Nachricht an, daß sie arbeiten müsse, wenn sie leben wolle. Gut, sagte sie lächelnd: ich danke Ihnen mein Vater, daß Sie mich arbeiten lehrten. Wollte Gott, ich könnte, ich dürfte für meinen unglücklichen Mann arbeiten!

Sie zogen auf ein kleines Dorf; hier lebten sie in einer stillen und ruhigen Einsamkeit von dem Gewinn einer kleinen Landhaushaltung und dem kleinen Reste von Mariens Vermögen. Der Alte war der Lehramtler der Kinder. Der Spott, womit gewöhnlich die Welt eine unglückliche Familie in das Dunkel, wohin sie sich verbirgt, begleitet, verwandelte sich sogar nach einiger Zeit in Achtung, und die Tugend erwarb der unglücklichen und edlen Frau einige Vorschläge zu einem bessern Fortkommen in der Welt, die mehr bewiesen, daß man die demüthige, wahre Tugend ehrt, als daß man der unglücklichen Tugend zu helfen versteht. Marie schlug alle diese Vorschläge aus, weil dieselben sie von ihren Kindern und von ihrem Vater trennen sollten; und so waren sie denn nach einigen Mo-

ragen vergessen: das Beste, was die Welt für den Unglücklichen thut.

Die Zeit milderte endlich auch den Gram um den unglücklichen Wilhelm, und Ruhe und Zufriedenheit schlugen wieder ihren Wohnplatz unter dieser Familie auf. Es war ein reizender Anblick den Greis mit den drei Kindern unter dem Schatten eines Obstbaums sitzen zu sehen. Die Augen der Kinder waren bald auf die Lippen des Greises gerichtet, der ihnen lehrreiche Geschichtchen erzählte, bald auf ihre Arbeiten, die sie in den Händen hatten, und die sie nährten. Neben ihnen saß Marie. Auf ihrem schönen Gesichte wohnte die Würde eines segnenden Engels, und zugleich seine himmlische Freude. Thränen schwammen oft in ihren Augen, wenn sie ihre Kinder betrachtete, wie sie sich voll Vertrauen, voll Liebe, voll Einigkeit um den ehrwürdigen Alten hersammelten. Jetzt rief der Greis oft: jetzt, da ich arm bin, vergessen, unbekannt, ein Greis, einen Schritt vom Grabe, jetzt weiß ich erst, was Menschlichkeit heißt! — Was fehlt uns, als allein Wilhelm? setzte dann Marie lächelnd hinzu.

Der unglückliche Wilhelm war aus der Stadt entflohen, sobald er hörte, daß seine Frau angekommen wäre. Er hatte nicht das Herz seinem Weibe, das er unglücklich, und, wie ihm jetzt ihr Charakter einfiel, auch arm gemacht hatte, unter die Augen zu treten. Eine kleine Summe Geldes, die er bei sich hatte, führte ihn bis an die Russische Gränze. Er nahm Kriegsdienste. Er hatte zwei Hoffnungen: die eine, Reichthum; die zweite, der Tod. Seine großen Kenntnisse in der Mathematik, sein Geist, seine Aufführung und seine verzweiflungsvolle Tapferkeit gegen die Türken zeichneten ihn bald aus, und hoben ihn hier, wo man ohnehin den Ausländer liebt, sehr bald

bald von Posten zu Posten zu der Stelle eines Hauptmanns. So sparsam hat nie ein Mensch gelebt als Wilhelm. Nie war er wieder zu einem Spiele zu bringen. Das Unglück hatte ihn gegen jede Versuchung gestählt. Er sammelte bald von Beute und Ersparung ein kleines Vermögen zusammen. Er nutzte jede Gelegenheit, besonders die des Handels, sein kleines Kapital zu vermehren, und so war er nach acht Jahren wenigstens ein wohlhabender Mann geworden. Jetzt nahm er Urlaub, und zog nach Deutschland in die Gegend, wo Marie lebte.

Er kam auf dem Dorfe an, wo Marie wohnte. Seine Uniform, die braune Farbe des Kriegers, eine Narbe von einem Türkischen Säbelhiebe sicherten ihn gegen alles Erkennen. Er hörte von seinem Weibe, seinem Vater, seinen Kindern reden, und hatte Mühe, die Thränen zu verbergen, welche ihm die Erzählung auspreßte. An einem schönen Sommerabende schlich er sich mit pochendem Herzen der Hütte näher, wo seine Geliebten wohnten. Er ging an die Hütte hin, sah Niemanden, und kam an einen Baumgarten, der zu der Hütte gehörte und der mit einer hohen Fliederhecke umgeben war. Er hörte im Garten reden. Die Stimme drang durch seine Seele; es war die Stimme seines Vaters.

Er bog die Zweige aus einander, die ihm seine Lieben verdeckten. Ach! da sah er, o Entzücken! da sah er seine Marie, jetzt dreißig Jahre alt, und jetzt noch reizender als je. Er sah seinen Vater, fröhlich und heiter, durch die Heiterkeit gleichsam verjüngt. Er sah zwei Knaben und ein Mädchen, schön und heiter wie Engel. Das sah er nur auf einen einzigen Blick. Seine Hände waren zu kraftlos die Zweige länger zu halten; sie flogen wieder zusammen, und er trat zitternd zurück.

Er streckte die Arme nach der Hecke aus, die ihm seine Marie verbarg; Thränen strömten über seine Wangen. „O ich Unglücklicher! sagte er leise vor sich hin, und ging kummervoll abwärts: wie glücklich sind sie wieder, nun ich entfernt bin! Ich bin wie eine tödtende Pest!“ Er warf sich unter einen Weidenbaum auf einen Graben, und verging fast in Wehmuth. Nach und nach ermannte er sich wieder. Er schlich wieder wie ein Verbrecher an die Hecke, und sah aufs neue in den Garten. Der Anblick durchbohrte sein Herz. Da saß die Mutter, seine Marie; vor ihr, auf einem Stühlchen, seine Tochter, eine Nätherei in den kleinen Händen, die sie von Zeit zu Zeit der Mutter mit einer zärtlichen Liebkosung zeigte. Die Mutter beugte sich immer mit einem Blicke voll Liebe zu dem Kinde nieder, und vergalt die kindische Liebkosung mit zehn andern.

Nun will ich Euch ein andres Exempel geben, sagte sein Vater zu seinen beiden Enkeln: rechnet einmahl aus, wenn einer dreißig mahl quitte à double spielte, und verlore, und finge von einem Pfennig an, wie viel Geld er dann bezahlen müßte. Die Aufgabe zerstücktete die ganze Seele Willhelms. O Gott, sagte er: wie werd ich bestraft! Er ging noch einmal zurück. Das Geschrei seiner Edhne: „ich hab' es, Großvater! ich hab' es!“ zog ihn aufs neue an die Hecke. Der Großvater sah die Summe an, und fragte: ist das alles, was der Spieler verliert? Die beiden Knaben sahen ihn aufmerksam an. Wenn der Mann nun noch Eltern, eine Frau, einen Haufen Kinder hat: was verliert er dann noch mehr? Die beiden Knaben schwiegen. Kommt, ich will es Euch sagen, was ein Spieler verliert. Und jetzt gab er den beiden Knaben eine so schauerhafte Beschreibung eines Spielers, und mit solcher Wahrheit und



Lebendigkeit zeichnete er das Elend, in das ein Spieler sinkt und stürzt, daß beide Knaben ängstlich angelobten, nie in ihrem Leben zu spielen. Wilhelm schlug beide Hände vor die Augen, und flog mit wilden Schritten durch das Feld. Die Stimme seines Vaters, mit Fluch beladen, schien ihn zu verfolgen.

Und hab' ich es nicht verdient? rief er endlich stillstehend. Niedergeschlagen ging er in das Wirthshaus zurück, wo er abgestiegen war. Noch bis jetzt hatte er es sich selbst nicht deutlich gemacht, was eigentlich seine Absicht war. Tausend Ideen, tausend Wünsche waren durch seinen Kopf geflogen. Er war kein Spieler mehr, er verdiente also Vergebung; er liebte Marien, er verlangte nach seinen Kindern. Auf der Reise hieher hatte er hundert verschiedene Vorstellungen von dem Zustande, worin er seine Familie treffen würde: Extreme, die seine Phantasie aus Eigenliebe, aus seinen Wünschen, aus seiner Liebe gegen Marien, aus seinem Verlangen nach seinen Kindern zusammengesetzt hatte. Er dachte immer nur die beiden Extreme, und beide waren doch wenigstens tröstend für seine Phantasie; er dachte Marien und seine Kinder entweder in Ueberfluß, oder unter der Last einer unerträglichen Armuth zu finden. Lebte Marie in Ueberfluß, so hatte er weniger verschuldet; lebte sie im Elende, so rettete er sie ja jetzt durch die Summe Geldes, die er mitbrachte. Und nun kam er gebesert, mit einem Herzen voll Liebe zurück. Er sah mit einem freudigen Verlangen dem Augenblicke entgegen, der ihn wieder mit Marien vereinigen würde.

Wie verschieden aber von seinen Vorstellungen war Mariens Zustand! Marie war arm und glücklich: arm durch seine Schuld; glücklich ohne seine Hilfe. Marie war reinlich,

aber sehr, sehr einfach gekleidet; so auch seine Kinder und sein Vater. Ihr äußerer Zustand war arm, sehr arm; ihr Glück, ihre Zufriedenheit lag in ihren Herzen, in ihren Tugenden. Alles was er von seinem Wirth über diese Familie reden hörte, bewies, daß sie sehr zufrieden mit ihrem Zustande lebten. Er konnte es sich nicht verbergen, er brachte diesen glücklichen Menschen nichts als — Kummer und Thränen, statt des Glücks, das er ihnen zu bringen gehofft, und worauf seine Phantasie alle seine reizenden Hoffnungen gebauet hatte. Er konnte es sich nicht verbergen, daß die Furcht vor seiner Leidenschaft ihre Zufriedenheit schlechterdings, wenigstens für die erste Zeit, aufs neue stören müsse.

Diese Betrachtungen, deren er sich nicht erwehren konnte, führten ihn zum Nachdenken über das, was er eigentlich wollte. Soll ich, rief er mit gen Himmel geschlagenen Augen: soll ich das Glück dieser Zufriedenen noch einmahl durch meine Gegenwart stören? das Glück, das ihnen ihre Tugend, ihre Einigkeit, die Reinheit ihrer Seelen, ihr gutes Gewissen gegeben hat? Sie leben in einander, mein Vater in Marien, Marie in meinem Vater, beide in meinen Kindern, und alle durch ihre Unschuld. Soll ich diese Einigkeit stören? Marie würde meinen Vater mehr lieben, als mich, oder mich mehr als meinen Vater. Ich würde meinen Vater beneiden müssen, oder er mich. Ihr häusliches Glück ist auf die Gewißheit ihrer Tugenden gebauet; ich würde durch das Mißtrauen, das ich erregte, das Gebäude zerstören. O, bei Gott! ich bin so unglücklich, daß ich nichts als Unglückliche machen kann, und Niemanden glücklich. Ich kann nichts als die Einigkeit trennen, durch die sie so glücklich sind.

Das waren die Gedanken, womit Wilhelm sich selbst marterte. Er vergaß es ganz, wie unendlich glücklich Marie sowohl als sein Vater durch die Vorstellung werden mußten, ihn gerettet zu sehen; er vergaß es ganz, daß sein Vater oft um Mitternacht von einem schweren Traume, in welchem er seinen Sohn arm und elend umher irren sah, erwachte, seufzte, betete und daß Marie in eben dem Augenblick ihre ganze jetzige Zufriedenheit um einen Kuß von seinen Lippen verkauft hätte. Nichts von dem fiel ihm ein, und er war zuletzt fest entschlossen, sich selbst des Glückes zu berauben mit seiner Familie glücklich zu seyn. Sein ganzes Herz, alle seine Wünsche empörten sich gegen diesen Entschluß; allein er sah ihn als eine Genugthuung an, die er zum mindesten seiner beleidigten Geliebten schuldig wäre. Seine Pflicht siegte. Er wollte Marien sein Vermögen senden und dann auf ewig Deutschland verlassen. Nur noch einmahl wollte er seine Kinder sprechen. Dieses Vergnügens konnte er sich unmöglich berauben. Er schlich den andern Tag unablässig um den Garten her, worin die Kinder spielten. Lange war sein Schleichen vergeblich. Endlich traf er den ältesten Knaben vor dem Garten. Er fragte mit zitternder Stimme den Weg nach einem benachbarten Dorfe. Der Knabe kam freundlich heran, und erbot sich, ihn auf dem Weg zu führen. Er giug neben seinem Sohne her, dem er nicht sagen durfte, daß er sein Vater war. Er faßte des Knaben Hand, drückte sie, betrachtete ihn mit einem traurigen Entzücken. Sie kamen an ein kleines Gebüsch, und der Vater bat seinen Sohn, sich mit ihm hter einen Augenblick zu setzen, weil er ermüdet sei.

Sie setzten sich. Man denke sich des unglücklichen Vaters Empfindungen, wie er neben seinem Sohne saß, und wie das Entzük-

ken über den hellen Verstand, und über das schöne Herz seines Sohnes die Trauer daß er ihn verlassen mußte, noch vergrößerte. Thränen strömten über seine Wangen, und er hatte Mühe sich nicht zu verrathen. Er schloß den Knaben an sein Herz, beneßte ihn mit seinen Thränen, überschwenkte ihn mit Küßen, riß sich aus seinen Armen, und floh wild dahin. Der Knabe eilte voll Verwunderung über den seltsamen Mann nach Hause.

Größere Mühe kostete es ihm schon den zweiten Knaben zu sprechen. Er sprach ihn nur auf einige Augenblicke. Sein Entschluß, sie auf ewig zu verlassen, wankte wieder. O Gott! rief er, Welch ein Glück hab ich verloren! Doch ich hab es verloren, und will es verloren haben! Er schwor sich, sich nicht zu verrathen.

Nun wollte er noch seine Tochter sprechen. Er bemerkte, daß seine Louise (so hieß das Kind) nur in der Gartenthüre stand, und ihre Mutter nie verließ. Er wollte das Kind bloß umarmen, dann zu Pferde steigen und abreisen. Er ging schon fertig zur Reise angekleidet um den Garten her. Er sah durch die Hecke, und sah das kleine Mädchen allein. Gib mir doch eine Rose, Louise! rief er durch die Hecke. Das Mädchen rief: sogleich! brach eine Rose ab, und kam durch die Gartenthüre gehüpft. Die Kleine erschrak, da sie einen Fremden sah. Indesß sie brachte die Rose näher. Gibst du mir denn die Rose gern, mein Kind? fragte der Vater. Gern! sagte die Kleine. So hob das Gespräch an zwischen Vater und Tochter. Er fragte nach Marien, und die Kleine erzählte, was sie wußte, mit einer nativen Unschuld, die ihn entzückte. Hast du denn keinen Vater mehr, mein Kind? — Ich habe noch einen Vater, antwortete das Kind bedenklich. Ach, er

ist weit, weit von hier! sehr weit! — Und kommt er nicht endlich wieder? — Ach, wenn er das wollte, so würde meine gute Mutter aufhören zu weinen. — Zu weinen? Wie, Louise? Deine Mutter weint um deinen Vater? Deine Mutter ist ja so glücklich, so vergnügt? — Ja, wenn der Großvater da ist; aber wenn sie allein ist, so — Wer hat die denn das gesagt? — Gesagt? Ich kann es alle Abende sehen, wenn ich noch wach bin; da setzt sich die Mutter, wenn alles schläft, an den Tisch in der Kammer, und weint um den Vater, und betet, daß er doch bald wiederkommen soll. Die Mutter sagt, sie will ihm gern vergeben.

O Gott! o Gott! schrie der Unglückliche jetzt laut und fürchterlich auf: o ich Unseligster unter den Menschen! Er umfaßte Louise, und hob das Kind mit wilder Hefigkeit in die Höhe; er drückte es an seine Brust. Mir vergeben? rief er. Das Kind schrie laut vor Angst, als es die rollenden Augen des Fremden sah; und in dem Augenblick, da er das Kind wieder auf den Boden gesetzt hat, fliegt Marie, die Louises Geschrei hörte, durch die Gartenthüre, und steht vor ihm. Wilhelm wirft einen Blick auf sie, und sinkt mit dem lauten, hervorgepreßten, ängstlichen Ausruf: Marie! seinem Weibe zu Füßen. Marie schaut, starrt, wird bleich, bebt und sinkt mit dem Worte: Wilhelm! zu ihrem Mann nieder. Er fängt sie auf.

Die kleine Louise schreit; die Söhne kommen, der Großvater kommt, Marie liegt bleich in den Armen eines Fremden, der Marien mit Thränen beneßt, verzweifeln will, reden will, ohne Worte, ohne Farbe dasteht und endlich ruft: o mein Weib! o meine Marie!

Der Vater! schreien die Kinder und klammern sich an den Vater. Mein Sohn! seufzt der Greis, schwankt ihm näher, und hält sich an ihm.

Willhelm! schreit Marie: mein Willhelm! und sinkt auf's neue in halber Ohnmacht an ihres Mannes Herz. Die Kinder jauchzen: der Vater! der Vater! Der Greis sucht mit seinen blassen Lippen des Sohnes Mund. Der Sohn ruft: o Gott! sie hat mir vergeben! sie hat mir vergeben!

Einige Stunden sind dahin wie Blitze in stummen Entzücken verfliegen. Nun endlich erzählt Willhelm, oft durch Umarmungen, durch Liebkosungen Mariens, durch die Fragen der Kinder, durch die Segnungen des Alten unterbrochen, seine Geschichte. Und du wolltest mich verlassen? ruft Marie: deine Kinder wolltest du sprechen und umarmen und nicht deine Marie? O du Unmensch! Und neue Umarmungen besiegeln die Worte. So sitzen sie den ganzen Tag, reden, und umarmen sich. Und du hast mir vergeben, meine treue Marie? fragt Willhelm. Ich habe vergeben; aber nie sollst du mich wieder verlassen, mein Willhelm! sagt Marie: und nie wieder spielen! setzt der Alte hinzu. Willhelm versprach es, und er hat Wort gehalten.

## III.

Die

Philosophen wissen nicht, was Sitte ist,

und

wollen uns einen ersten Grundsatz der Sittenlehre  
aufstellen.

---

*Profert enim mores plerumque oratio.*

Quint.

---

Bey den häufigen Bemühungen, den ersten Grundsatz der Moral und des Naturrechts aufzufinden, hat man es verabsäumt, die ersten Erkenntnißgründe der verschiedenen Theile der praktischen Philosophie auszuforschen, und die Grenzscheidungen dieser Wissenschaften genau anzugeben. Es ist daher geschehen, daß man die Art und die Gattung, wie bey der Grundwissenschaft der praktischen Vernunft (Praktischen Philosophie) und der Sittenlehre, und die verschiedenen Gattungen, und besondern Wissenschaften, wie die Sittenlehre, das Naturrecht, Vernunftrecht und Menschenrecht mit einander vermischt, und oft einerlei Materie

in den beiden Systemen der Sittenlehre und Rechtslehre abgehandelt hat. Ich glaube, unser teutscher Sprachschatz kann uns aus dieser Verwirrung vollends heraushelfen, und in den Stand setzen, sowol die wahren Erkenntnißgründe der einzelnen moralischen Wissenschaften zu entdecken, als auch ihre Grenze berichtigung vorzunehmen. Ich schlage bey dieser Untersuchung keinen neuen Weg ein, sondern folge nur dem Bepspiele der größten Philosophen \*), vorzüglich der Griechen die auf ähnliche Art die Hauptwahrheiten durch die Sprachkunde beleuchtet haben. Wenn wir bedenken, daß unser teutsches Wort *Sitte* mit dem Griechischen *ἦθος* und dem lateinischen *Mos* einerlei Bedeutung hat, und in den drey Sprachen damit ähnliche Lebensarten gebildet werden; überdem daß die aus dem lateinischen Worte *Mos* entstandene Beywörter, Nennwörter und Zeitwörter heutzutage fast in alle Europäische Sprachen in derselben Bedeutung aufgenommen worden sind, so scheint es wohl werth zu seyn, die wahren Begriffe dieser Wörter und Ausdrücke philosophisch zu untersuchen und zu sehen, ob uns diese Hoffnung nicht in den Stand setzt, einer gewissen Wissenschaft, die man die Sittenlehre und Moral nennt, ihre wahren Grenzen anzuweisen. Ich finde mich dazu veranlaßt, durch die Beobachtung, daß die neuern Philosophen Sittlichkeit und Moralität ganz willkührliche Begriffe, die sehr vom Sprachgebrauche abweichen, beylegen, und da sie zuweilen in ihren Schriften dieser Ausdrücke im willkührlichen Sinne, ohne Beyfügung des eigenthümlichen Begriffs, den sie damit verbinden, sich bedienen, daß dadurch eine große Verwirrung angerichtet wird. Ich werde zuerst aus dem Sprachgebrauche zeigen, was

\*) Man vergl. Baco de augui. Scient. l. 6. c. 1. Ewetbeck. Comm. super Doctrina de moribus hist. p. 35.



man im gemelnen Leben unter Sitten versteht; dann ihren Begriff zu bestimmen, und zwar ihn nach der Erfahrungsseelenlehre zu berichtigen, und aus der Lehre von der praktischen reinen Vernunft, sofern man sie für wissenschaftlich bearbeitet hält, zu bekräftigen suchen.

Man sagt die Sitten der Menschen und Völker, und kultivirte werden gesittete Menschen und Völker genannt. In Urkunden und Verordnungen heißt es, die löbliche Sitten unsrer Vorfahren und Väter. Es gieng eine große Sittenveränderung vor, sagt man von einer Nation, die ihre vorigen Sitten abgelegt, und andere angenommen hat. Daher rührt auch der Ausdruck: Die Sitten der Vorfahren verlassen. Es heißt, der Mensch hat gute oder schlechte Sitten, grobe oder feine, ächte oder unächte, eigene oder angenommene, edle, unedle, bürgerliche, adeliche und bäurische, ländliche, Städtische und Hofsitzen, angenehme oder widrige Sitten, oder gar, er ist ein Mensch ohne Sitten. Es ist ist bey diesem Manne so Sitte, in seinem Hause herrscht die Sitte, oder ist der Gebrauch, die Sitten dieses Menschen bringen es so mit sich, er ist ein Mann von sonderbaren Sitten. Seine Sitten haben sich gebessert oder verschlimmert. Man rath jungen Leuten, sich guter Sitten zu befleißigen, und man lobt die Feinheit und die Anmuth der Sitten. Sitte schlechtiweg bedeutet in gewisser Verbindung soviel wie gute Sitte. Daher der Ausdruck, sich in Sitten üben und vervollkommen. Es giebt häusliche, einheimische und fremde Sitten. Wir besitzen die Beywörter sitzlich, unsitlich, sittsam und sittenlos, die Nennwörter Sitlichkeit, Unsitlichkeit, Sittsamkeit und Sittenlosigkeit. Von ganzen Ländern sagt man, die Sitten verschlimmern, verbessern sich, nach den damaligen Sitten war es so oder anders, das

Land besitzt diese Sitten, es ist dort Sitte. Sittengesetze sind Polizeygesetze zur Erhaltung und Beförderung guter Sitten im Staate. Im andern Sinne brauchen viele heutigen Moralisten die Sittengesetze, wovon ich aber noch keine Kenntniß nehme, weil meine Absicht gerade dahin geht, zu untersuchen, ob sie nicht gewissen Wörtern und Ausdrücken eine willkürliche Bedeutung beylegen, wozu sie keinen Grund und keine Befugnis besitzen. Noch bemerke ich, daß ein Sittenrichter eine Person ist, die sich anmaßt, über die Sitten anderer ihr Urtheil zu fällen, und die Sitten zu würdigen.

Seit dem Anfange des Jahrhunderts hat man ein französisches Wort, *Mauve*, für Sitte eingeführt. Man bezeichnet durch Sitte das äußere Betragen gegen Andere oder die Handlungsart in den Verrichtungen mit Rücksicht auf die Gemüthseigenschaft und Denkungsart des Handelnden. Daher schließt man von den Sitten auf die Beschaffenheit des Gemüths. Sie bedeuten nicht bloß äußere und freye Handlungen, sondern mehr die Handlungsart des Menschen, und seine Gewöhnheit dabey zu Werke zu gehen. Es werden deswegen die Sitten zuweilen bald synonymisch für Gebräuche und Gewohnheiten genommen, bald pleonastisch mit diesen Wörtern verbunden, welches auch von den Römern geschah, wie wir es aus vielen Redensarten bey dem Cicero, \*) und aus der Ueberschrift und dem Inhalte des Büchelchens vom Tacitus de moribus Germanorum, hauptsächlich aber aus dem L. 34. D. de Reg. Jur. L. 18. C. de testam. L. 20. §. 3. C. de agricol. et Cens. L. 1. §. 1. D. de officio ejus, cui mand. est jurisd. u. s. w. ersehen. \*\*)

\*) Marii Nizolii Thef. Cicero. col. 957. 958.

\*\*) Die Stellen stehen aufgeschrieben bey Kemmerich de probat. consuet. et observ. p. 5.

Allein Sitte, Gebrauch und Gewohnheit sind doch von einander unterschieden, und

Sitte ist eine aus der Nachahmung und Gemüthsbeschaffenheit entstandene beharrliche Handlungsart, die einen Zweck beabsichtigt.

Es zeigen sich also vier wesentliche Kennzeichen der Sitte. Ihre Entstehung aus der Nachahmung und Gemüthsbeschaffenheit, die beharrliche Handlungsart und der Zweck der dabei beabsichtigt wird, die ich nun sämtlich analysiren, und zugleich zeigen werde, daß keiner der Philosophen ihren Begriff vollständig gefaßt habe.

I. Die Sitten entstehen aus dem uns angebohrnen Erlebe der Nachahmung, wie ich hler zuerst die Entdeckung mache, und vor mir noch Niemand wahrgenommen hat. Der Mensch pflegt nicht nur seine freyen und willkührlichen Handlungen, wenn ihn nicht ein besondrer Grund zur Abweichung bestimmt, in der ehmaligen Form zu wiederholen, sondern auch sie nach dem wahrgenommenen Beyspiele an andern Menschen vorzunehmen. Ja die Aesthetiker haben gelehrt, daß alle menschliche Erfindung in den schönen Künsten und Wissenschaften im Grunde nichts anders als eine Nachahmung der Natur sey. Eine Handlung nachahmen, heißt eine Handlung nach dem Vorbilde und Muster einer andern vornehmen und verrichten. Das geschieht, daß wir die vorliegende Handlung nach dem Vorbilde entweder einer von uns ehemals oder vorher verrichteten, oder nach der Handlung eines andern einrichten. In jenem Falle sagt man, er ahmt sich selbst nach, und die daraus entstehende Sitten heißen eigene Sitten. Ich könnte die Nachahmung bey den eigenen vernünftigen Sitten, daß sie nothwendig ist, aus der reinen praktischen Vernunft nach dem

Sache des Widerspruchs, oder welches gleichviel \*) des zureichenden Grundes demonstrieren und deduciren. Denn wenn die Handlung in Absicht ihrer Form ehemals auf Vernunftgründen beruht hat, so muß sie jetzt, wenn der nemliche Fall in der Art und Gattung eintritt, eben so wiederholt werden, weil sonst der ehemalige Bestimmungsgrund nicht vernunftmäßig, widersprechend oder unzulänglich gewesen wäre. Es ist das aber schon von denen geschehen, welche die Rechtsanalogie erwiesen und entwickelt haben. Wenigstens kann man ihre Beleuchtung hier anwenden. Wenn der Willensentschluß bey der Nachahmung auf reinen Vernunftgründen beruht, so heißt die Nachahmung vernünftig, wenn er aber nur von dem Antriebe der sinnlich-affizirten Vernunft herrührt, so nenne ich ihn thierisch. Sowol aus der vernünftigen als der thierischen Nachahmung entsteht durch die Wiederholung die Handlungsgewohnheit (*consuetudo agendi*) nemlich die jetzige Handlungsweise, vermöge einer vergangenen Willensbestimmung, die auf ehemaligen Beweggründen beruht hat, wovon wir nur die Erinnerung besitzen. Sind die ehemaligen Beweggründe deutlich gedacht worden, und ist die jetzige Erinnerung wiederum deutlich, so kann man die Handlungsart vernünftig nennen, wo aber nicht, wie es im gemeinen Leben durch die bloße Anreihung der Vorstellungen, Ideenassoziation, \*\*) meistens geschieht, so ist es eine thierische Handlungsart, die zuweilen auch empirisch heißen kann, wenn sie eine Erfahrung und Wahrnehmung zum Grunde hat. Kurz es ist Gewohnheit im allgemeinen Sinne.

\*) Köstels Zusätze zu f. Beweis der Allgemeinheit des zureich. Grundes Hr. 3. f. 37.

\*\*) Duvald Stewart Philosophie der menschl. Seele. Th. 2. L. 5. Abschn. 3. S. 124. ff.

Dieses Wort, sagt Filling, \*) drückt nichts weiter aus, als was gewöhnlich oder zu wiederholten Malen geschehen ist, und geschieht. Noch unrichtiger sucht Darjes \*\*) zu erweisen, daß die Gewohnheit eine Handlungsfertigkeit aus einer ehmaligen Gemüthsbestimmung wäre. „Aus der beständigen Wiederholung ebenderfelsen Handlungen, sagt er, entsteht eine Fertigkeit. Daher man sich auch eine Fertigkeit im Begehren und Werwerfen aus einer ehmaligen Gemüthsbestimmung erwerben kann, und man pflegt dann aus Gewohnheit etwas zu verlangen oder zu erwarten.“ Allein eine solche Wiederholung ist keine Uebung und daher verschafft sie auch nicht die Fertigkeit, wie ich bey der Tugend zeigen werde. Die Philosophen haben seither keinen vollständigen Begriff von der Uebung und Fertigkeit besessen, ohngeachtet sie in der Metaphysik \*\*\*) von dem letztern Worte (habitus) einen sehr häufigen Gebrauch machen, und nicht weniger freygebig sind damit die Aesthetiker. Aber sie besitzen eben so wenig einen richtigen Begriff, und vermischen ihn mit der Gewohnheit. Lord Kaims †) hat sich zwar etwas vorsichtiger ausgedrückt, wenn er sagt: „das Wort Gewohnheit braucht man von Handlungen und Fertigkeit von der handelnden Person. Unter Gewohnheit verstehen wir eine öftere Wiederholung derselben Handlung; unter Fertigkeit aber die Wirkung, welche die Gewohnheit auf die Seele oder den Körper hat.“ Das Letztere muß ich leugnen. Die Gewohnheit trägt etwas zur Fertigkeit bey; aber sie ist nicht die Hauptsache, was die Fertigkeit hervorbringt. Denn die entfernte Ursache von dieser ist die Nach-

\*) Gedanken zur Prüfung von Kants Metaphysik der Sitten. S. 25.

\*\*) Elem. Metaphis. in Psychol. Emp. §. 77.

\*\*\* Man sehe Darjes cit. l. §. 58. 60. Baumgarten Metaphys. § 219. et 577.

†) Grundsätze der Kritik. B. 2. S. 90.

ahmung und die nähere die Uebung. Beide aber sind nicht nothwendig zur Entstehung und Begründung der Gewohnheit. Durch die Uebung entsteht die Fertigkeit. Aber die Uebung besteht nicht bloß in einer Wiederholung der Handlung von derselben Art und Gattung, und sie ist überhaupt zu einer Gewohnheit nicht erforderlich. Oft findet sich die Fertigkeit mit der Gewohnheit vereinigt, und daher rührt der Grundsatz, die Gewohnheit ist eine andere Natur. Indes ist doch die Verbindung der Gewohnheit und Fertigkeit nicht nothwendig, noch beständig vorhanden, und jener Grundsatz kann nur auf gewisse Art wahr seyn, weil man die Gewohnheit und nicht die Natur wieder ablegen kann. Vor der Entstehung einer Sitte äußert die Seele die Willkühr und Freyheit ihres Willens bey der Handlung nachher verliert sich dabey diese Willkühr und Freyheit. Es wird gleichsam mechanisch die angenommene Form der Handlung und Willensbestimmung beobachtet. Es bleibt die Gewohnheit im eigentlichen Sinne, wo die Seele unwillkührlich handelt, und ihrer Freyheit nicht mehr sich bedient. Sitte und Gewohnheit sind sowol in Absicht des Ursprungs als in Absicht der Gattung von Handlung von einander verschieden. Gewohnheit gehört zu der höhern Gattung, die zuweilen mit der niedern Gattung der Sitte verknüpft ist. Daher auch einige natürliche Handlungen keine Sitten sondern bloß Gewohnheiten sind, \*) und dagegen gewisse Handwerksgebräuche und Gewohnheiten, ohnerachtet sie so heißen, doch offenbar solche Handlungen betreffen, die zu den Sitten gehören. Wenn die Handlung die Sitte ist, eine gewisse Dauer hat, so heißt sie ins besondere Gebrauch, sonst

\*) Ge. Ern. Stahl Diss. de consuetudinibus efficacibus gen. in act. vital. 3.

ist Gebrauch und Sitte gleichbedeutend. Hat aber die Beobachtung der Sitte bey Mehreren eine Anzahl Jahre fortgedauert, so wird sie zum Herkommen. Daher ist der Begriff von Sitte bey Hoffacker \*) ganz unrichtig, wenn er meint, sie entstehe, wenn etwas einmal und mehrmals geschehe, und man es hernach häufig wiederhole, und unter mehreren bewahre. Das ist Herkommen, und weder Sitte noch selbst Gewohnheit. Denn auch bey Einer und derselben Person allein kann sich eine Sitte oder Gewohnheit erzeugen und erhalten, die nie von andern angenommen worden ist. Der sonst vortrefliche Rechtsgelehrte Johann Broeius \*\*) nimmt die Sitte für eine Mehrheit gleichförmiger Handlungen, die eine ähnliche Fertigkeit bey einzelnen Handlungen hervorbringt. Er führt zum Beweise eine Stelle aus dem Aristoteles an. Aber der handelt an dem angezeigten Orte nur von der sittlichen Tugend, die wirklich in einer Fertigkeit besteht. Die Broerische Definition paßt genau auf die mechanischen Handgriffe bey den Gewerken, die auch wirklich Handwerksgebräuche und Gewohnheiten heißen, und doch nichts weniger als Sitten sind, noch von jemand zu den Sitten gerechnet werden.

Wenn wir den Nachahmungstrieb bey Sitten auf seinen Ursprung empirisch verfolgen, so finden wir ihn aus dem sympathetischen Gefühle und dem moralischen Sinne entstehen. Quintilian \*\*\*) beobachtet es aus einem Grundtrieb des Menschen, daß er alles, was er an andern gut findet, selbst thun will. Nicht bloß die Tugenden und die starken Leidenschaften

\*) Diss. de jure consuet. secundum doctr. Jur. Nat. et Rom. c. 1. §. 1.

\*\*) Exposit. in Justin. Instit. Paris, 1622. p. 24.

\*\*\*) Orat. Instit. l. 10. c. 2. Atque omnis vitæ ratio sic constat, ut quæ probamus in aliis, facere ipsi velimus.

erregen ein Mitgefühl, und bringen bey den Zuschauern ähnliche Empfindungen und Gemüthsbewegungen hervor, sondern auch die Untugenden und Laster, welches Home \*) vergeblich leugnet und Schaz \*\*) eben so unrichtig nur bey glänzenden Lastern zugesteht. „Unsere Leidenschaften sind ansteckend, sagt Edmund Burke, \*\*\*) und so fangen wir leicht das in einem andern schon brennende Feuer, das die Gegenstände selbst niemals würden in uns entzündet haben.“ Die Leidenschaften gleich den Neigungen und Begierden verursachen, wie bekannt, Sitten †). Also können auch böse Leidenschaften Sitten veranlassen. Schon die Alten hielten nicht allein die Sitten, sondern auch die Laster für ansteckend, und empfahlen jungen Leuten den Umgang mit gesitteten und tugendhaften Menschen, weil sie dadurch zur Racheiferung angespannt werden würden ††). Plato in seiner Schrift von der Weltseele gibt die Warnung: „die Sitten derer, mit denen du umgehst, vermögen sehr viel zur Tugend oder zum Laster!“ Wir empfinden nicht allein bey dem Unglücke Anderer und bey dem Tugendkampfe ein Mitleid, und Muth, Tapferkeit, Talente und erhabene Werke bewegen uns zu ähnlichen Thaten und Verrichtungen, sondern auch die Fehler und Untugenden, die Furcht, die Geisteschwäche u. s. w. bey Andern, mit denen wir in beständigem Um-

\*) Grundsätze der Crit. B. 1. S. 20.

\*\*) Ebendaf. S. 474.

\*\*\*). Philos. Unters. über den Ursprung unser Begriffe vom Schönen und Erhabenen S. 300.

†). Claramont. de conject. mor. l. 10. c. 17. §. 1. Disponunt autem (Causae secund.) ad respondentes affectus: imo ut ad affectus disponunt, eatenus ad mores etiam inclinant. Hein. Phil. Mor. § 69.

††) Seneca Ep. 94. Praeter haec nulla res magis animis honesta induit, dubiosque et in pravaum declinabiles reuocat ad rectam, quam virorum bonorum conuersatio.



gange leben, erschaffen uns allgemach und verderben unsere Sitten, wenn wir uns dafür nicht sorgfältig hüten, und gegen das Mitgefühl verwahren. Vom Seneca haben wir das Bekennniß: Ich bin nie unter Menschen gewesen, ohne entweder durch That oder Aeußerung als geringerer Mensch zurückzukehren. Denn indem ein jeder seine eigenen Leidenschaften verräth, so erregt er andere. (Nunquam inter homines fui, quin minor homo redirem, vel re. vel verbis: dum suas quisque perturbationes prodit, alienas excitat.) Man hat wahrgenommen, daß viele frühhausgeübte Laster nicht angebohrne sondern nachgeahmte Laster gewesen sind, und zur Ursache angegeben, weil das Erste, was die Menschen im Anfange ihres Daseyns thun, nachahmen sey. Die Sitten, die durch ihre Feinheit und Anmuth ein Wohlgefallen erzeugen, und dem Schönheitsgeföhle oder dem moralischen Geschmacke sich empfehlen, heißen insbesondere anziehend, wiewol man das auch allgemein und mit Recht von allen Sitten sagt. Von den Alten haben wir die Zeugnisse: Cicero: \*) plerumque parentum praeceptis imbuti ad eorum consuetudinem moremque deducimur, Seneca: \*\*) Sumuntur a conversantibus mores und in der ersten Epistel: ad alterius mores nostri se erigunt; der jüngere Plinius: \*\*\*) ad rationem vitae etiam exemplis audimur. Unter den Neuern bemerkt Johann Franz Budde †) daß hauptsächlich die Sitten anderer Menschen die Gelegenheit zu Angewohnheiten gäben, und ihnen Nahrung verschaf-

Y 2

\*) De off. c. 24. §. 2.

\*\*) De Jura 1. 3. c. 8.

\*\*\*) L. 2. ep. 18.

†) Elem. Phil. Pract. F. J. c. 3. §. 43. 44.

ten, und daß diese Gewohnheiten in Verblindung mit der Erziehung oft zu einer andern Natur würden, und Gemüthsfrankheiten verursachten. Denn, setzt er hinzu, sobald wir auf dem Schauplatze der Welt erscheinen, so glauben wir gleich, wir müssen das, was wir von andern thun sehen, nachahmen. Auch Wieland<sup>1)</sup> ist diese Beobachtung nicht entgangen. Lebt der Mensch in Gesellschaft, läßt er den Dschengis sprechen so nimmt er unvermerkt die Sprache, die Manieren, die Sitten, die Meinungen, das Interesse und den Geist der besondern Gesellschaft an, die ihn umgiebt; und so verbreitet sich das Gift des physischen und sittlichen Verderbens, wenn es einmal den Zugang in diese Gesellschaft gefunden hat, unvermerkt durch die ganze Masse aus. Auf diese Art wäre der Grund und Ursprung des Nachahmungstriebes und die Ursache der Ansteckung der Sitten erklärt, und gezeigt, daß die Sitten ähnliche Handlungsarten sind, wo die Seele nicht erst eine Form der Handlung auswählt, sondern sie aus Nachahmung entweder der ehemaligen eigenen, oder der an andern wahrgenommenen Handlung verrichtet, die mit der gegenwärtigen in der Art und Gattung gleich ist. Wir finden aber noch eine Hauptquelle der Sitten, die ist

II. Die Gemüthsbeschaffenheit. Denn mit den Sitten steht das Gemüth, der Charakter, die Gemüthsart, Gemüthseigenschaft, Gemüthsverfassung, *Morum dispositio*, in Verblindung, die in einer generellen Bestimmung des Begehrungsvermögens besteht, sich zu gewissen freyen Handlungen bey jedem Anlasse auf dieselbe Weise zu entschließen. Außer der Achtung des Willens für Vernunftgeheiß und die besondern

1) Goldener Spiegel. Th. 3. S. 202.

Geisteskräfte, Talente genannt, hängt der menschliche Charakter von den Neigungen und Abneigungen ab, die theils von dem Körperbaue, theils von der Beschaffenheit der Sinnenwerkzeuge, des Temperaments, des Klimas, der Nahrungsart u. s. w. herrühren, wie die Schriftsteller zeigen, welche die Entstehung der Sitten aus diesen Umständen abgeleitet haben \*) Nach dem Vorgange des Hippocrates, des Plato und Aristoteles, ist Galen in einem eigenen Buche bey dieser Materie am weitesten gegangen, und in der neuern Zeit hat der spanische Arzt Don Jayme Huarte \*\*) die Sache deutlicher ausgeführt, wovon die Aesthetiker einen reichhaltigen Gebrauch machen. Die Neigungen haben ihren ersten Ursprung aus der Sinnlichkeit, ob sie schon zuweilen auch aus den Sitten entstehen, und sich daher in natürliche und erworbene eintheilen. Nach Kant \*\*\*) ist die Abhängigkeit des Begehrungsvermögens von (sinnlichen) Empfindungen Neigung, und dieses beweist jederzeit ein Bedürfniß. Die Gelehrten, die dem Ursprunge der Neigungen physisch oder vielmehr physiologisch nachgeforscht haben, bemerken, daß die Triebe aus der Bildung der Sinnenorgane entstehen, und auf das Herz wirken, und hier die Neigungen erzeugen. †) Die Erfahrung lehrt uns die große Uebereinstimmung der Eigenschaften und Beschaffenheiten des Körpers mit den Neigungen. Nachdem die thierischen Körper warm oder kalt, feucht oder trocken sind, und ihre Organisation beschaffen ist, nachdem unterscheiden sich auch die Neigung

### Y 3

\*) wovon schöne Zeugnisse der Alten gesammelt hat Jan. Gruter in Discurs. ad Tacit. c. 45. p. 118. u. Andere Guil. Mechow. Philos. Parznet. p. 302. 199.

\*\*) Scrutin. Ingen. ex interpret. lat. Joach. Czfzar. Lips. 1622. c. 4. 5.

\*\*) Metaphysik der Sitten. S. 38. Beryl. Zwanzigers Commentar. S. 17.

†) Claramont. de conject. mor. l. 7. c. 7. § 1.

gen. Es besitzt der Mensch immer nur die eine oder die andere Gattung davon, und ist denen vorzüglich zugethan, die mit seiner Leibesbeschaffenheit übereinkommen. \*) Daher werden der Verstand und alle Seelenkräfte, nachdem der Körper und seine Gliedmaassen gut oder übel beschaffen sind, in ihren Verrichtungen bald mehr unterstützt und bald gehindert. Die Sitten richten sich nach der Anlage und den Eigenschaften der Körper. Peter de la Primaudaye \*\*) beobachtete bereits zu seiner Zeit diese Uebereinkunft der Sitten, der Gemüthsbewegungen und der Temperamente der Körper, und daß sie auf einander einen wechselseitigen Einfluß hätten. Er versicherte, daß auf eben die Art, wie von den Eigenschaften der Flüssigkeiten die Beschaffenheit des Körpers abhänge, eben so von der Verschiedenheit der Neigungen die Eigenthümlichkeiten der Seele oder die Gemüthsstimmungen ihre Verfassung bekämen. Diese Beobachtung mag einen Theil der Philosophen veranlaßt haben, alle Sitten aus den Neigungen abzuleiten. Scipione Ehtaramonte \*\*\*) sagt: „Sitte ist nichts anders als entweder ein Hang zu einer Leidenschaft, welches die natürliche Sitte, oder eine Anlage dazu, die durch Angewohnheit erworben, welches die moralische und angenommene Sitte.“ Allein moralische Sitte ist in meinen Augen ein Pleonasmus, und Hang und Anlage zu Leidenschaften nur zuweilen eine Folge der Sitten, ja die ganze Erklärung verschafft uns keine Kenntniß der Sache. Wenn die Neigungen, lehrt

\*) Hollmann Instr. Pneumat. et Theol. Nat. c. 2. §. 96. de la Primaudaye Acad. française. à Bâle 1587. Tome 2. fol 738

\*\*) Fol. 108. 230.

\*\*\*) Semiotica Moral. Edit. Conringii. l. 1. c. 4. §. 1.

Budde\*) durch Gewohnheit und aus andern Ursachen gestärkt sind, so gehen sie in Sitten über, und er versteht unter Sitten nichts anders, als die Neigungen des Willens, die der Mensch sowohl von Natur besitzt, als bei ihm aus andern Ursachen herrühren, jedoch zugleich sich festgesetzt haben, und erstärkt sind. An einem andern Orte\*\*) beschreibet er sie so: sie sind, sie mögen von Natur anleben, oder durch oft wiederholte Handlungen oder auf andere Art erworben seyn, nichts anders als eine Anlage, Hang und Neigung des Willens, gut oder schlecht zu handeln. Dattour\*\*\*) glaubt: daß das Wort Sitte eigentlich eine durch wiederholte Thaten erworbene Neigung bedeute, wozu uns entweder die Natur oder die Erziehung, oder das Beispiel, oder die Vernunft genöthigt habe. Diese Schriftsteller haben es nur so weit getroffen, als sie die Verbindung der Neigungen mit den Sitten beobachteten, indem wirklich aus Neigungen Sitten, und umgekehrt aus Sitten Neigungen entstehen können. Aber die Neigungen, wie die angebohrnen und natürlichen, enthalten nur die Keime zu Sitten, und bewirken bloß die natürlichen, †) und nicht die fremden und angenommenen Sitten. Es gehören die Neigungen zur Willensthätigkeit oder zu den Aeußerungen des sinnlichaffizirten Willens, oder wie andere sagen, des untern Begehrungsvermögens. Sie sind zwar Wirkungen der Seele, aber nie äußere Handlungen, welche wir unstreitig an den Sitten wahrnehmen. Das ist gegen die Schriftsteller zu bemer-

## Y 4

\*) Elem. Philos. P. act. P. 1. c. 2. §. 40. 41.

\*\*) ibid. c. 5. §. 1. Vergl. Heinccius El. Phil. Mor. §. 69. und El. J. Nat. et Gent. §. 55. Mores sunt propensiones et affectus diuturna consuetudine contracti.

\*\*\*) Einl. in die schönen Wissenschaften. B. 2. S. 95.

†) Claramont. I. 7. c. 7. §. 1.

fen, welche die Neigungen immer Sitten nennen. \*) Besser haben die Alten den Begriff gefaßt. Beym Macrobius \*\*) heißt es: Varro ait, morem esse institutum animi, quod sequi debeat consuetudo. Institutum hat bey den Lateinern denn Etwas einer Einrichtung, \*\*\*) und animus erklärt Macrobius se: proprie mens est, quam diuiniorem anima nemo dubitauit. Allein andere haben gezeigt, daß die Alten mit dem Worte nie einen festen Begriff verbunden, und es oft für anima, und manchmal auch für Gemüth genommen haben. †). Es will also hier soviel sagen, als eine Gemüthsbestimmung, welche die Gewohnheit zu beobachten habe. Wenn das Gemüth einen natürlichen angebohrnen Gang, Propensity, besitzt, der uns antreibt, vielmehr auf diese als eine andere Weise zu handeln, so heißt es Naturell, Englisch Disposition. Durch die Veränderung der Sitten verändert es sich, und man ändert seinen Charakter. Es wirken die Sitten auf ihn, und bilden ihn. Aber sie entspringen auch zuweilen aus ihm, wenn anfangs durch ihn der Wille zur Sitte bestimmt worden ist. Daher tragen manchmal die Sitten das Gepräge des Charakters an sich, wie bey eigenen und sonderbaren Sitten. Der Charakter als Jubegriff der Maximen und Gesinnungen, welches subjektive Grundsätze in Absicht der Sitten sind, betrachtet, heißt die Denkart, Denkungsart. Wenn diese Maximen den praktischen Vernunftgesetzen gemäß sind, und sie geben einer Sitte den Ursprung, so würde ich diese eine Vernunftsitte nennen, und bey ihr möchte der Wille zur Handlungsweise, die hernach

\*) Fr. Piccolominzi Univerf. Philof. de Moribus. Francof. 1595. Gr. I. c. 30. p. 128.

\*\*) Saturn. l. 3. c. 8.

\*\*) Popma de differ. Verb. Edit. Richterzi. p. 173. 328. 391.

†) Winckler Infit. Philof. Univ. Tom. 1. §. 573. p. 309. Popma p. 69. 70. 71.

als Sitte sich erhält, von der reinen Vernunft bestimmt seyn. Ich unterscheide daher Vernunftsitte von vernünftiger Sitte. Denn bey der Letztern ist die erste Handlungsweise, wobey die Sitte anhebt, auch von der Vernunft, aber nur von der sinnlichaffizirten Vernunft, dergleichen die menschliche ist, und bey der reinen praktischen Vernunft schwerlich statt finden dürfte. \*) bestimmt. Der Zustand des Gemüths, wo die Maximen mit den Neigungen im Gleichgewichte stehen, oder ein Theil allein eine gewisse Haltung, oder gar ein entschiednes Uebergewicht über den Andern bekommen hat, heißt die Gemüthsstimmung. Wenn aber das Gemüth stark der Veränderlichkeit unterworfen ist, und plößlich aus einem Zustande auf den entgegengesetzten verfällt, z. B. von Verdrießlichkeit zur Behaglichkeit, von Lust zu Unlust und umgekehrt, überhaupt, wenn nicht aus derselben Ursache allezeit dieselben Gemüthsbewegungen entstehen, so heißt das die Laune, humor, die veränderliche Sitten verursacht. Die Aesthetik zeigt die Wirkungen, die, wenn man unvermuthet von guten Gesinnungen zu alten Fehlern und Untugenden zurückkehrt, oder vom Ernsthaften unvermerkt zum Lustigen übergeht und gleich wieder im Ernsthaften fortfährt, sie aufs Komische und Lächerliche hervorbringt.

III. Bey dem dritten wesentlichen Kennzeichen d. i. der beharrlichen Handlungsart kann ich kürzer seyn, weil es schon von einigen Philosophen ist wahrgenommen worden, und ich habe sie nur zu berichtigen. Der Baron von Wolf behauptet, Sitte wäre eine beharrliche und beständige Weise, die Hand-

Y 5

\*) Siehe Zwanzigers Commentar über Kants Kritik der Prakt. Vernunft: S. 9.

lung oder Unterlassung von derselben Art und Gattung zu bestimmen, oder die Handlungsgleichheit in demselben Falle. Wichtig! Nur ist damit bloß ein Kennzeichen angegeben, und es fehlen noch die übrigen. Dieser Begriff, wie er da liegt paßt auch auf die Gewohnheiten, die nicht immer Sitten sind. Denn Sitten äußern sich bloß bey freyen Handlungen, dagegen die Gebräuche und Gewohnheiten bey den natürlichen und freyen Handlungen. Noch mehr, er läßt sich ganz genau und wörtlich auf die mechanischen Handgriffe bey Künsten, Gewerken und Handtzierungen anwenden, die doch nimmermehr Sitten sind; Winkler \*) nennt die Sitten der Menschen eine beharrliche Handlungsart, nach welcher die Seele bey Dingen von derselben Art ihr Begehrungsvermögen bestimmte; und die Gemüthsbestimmung zum Begehren, Hang und Neigung. Das letztere mag seyn. Aber das Erstere unterrichtet uns nicht von dem Grunde der Handlungsart selbst, und zeigt uns nur die Wirkung, die zumal wiederum nicht zureichend von der Gewohnheit unterschieden wird. In den ähnlichen Fehler verfallen auch die, welche mit Christian Thomas \*\*) Sitten für mehrere gleichförmige freiwillige Handlungen halten, oder mit Baumgarten \*\*\*) sagen: est identitas in pluribus actionibus observabilis, oder mit Hoffbauer: †) Sitte heißt die Uebereinstimmung in den freyen Handlungen eines Subjekts. Denn diese Gleichförmigkeit in der Art und Gattung ist die Wirkung der beharrlichen Handlungsart. Am weitesten entfernt sich Lanz ††) von dem wahren Begriffe, der die Sitten für Hand-

\*) Inst. r. Phil. Univ. Polit. c. 3, §. 970.

\*\*) Fundam. Jur. Nat. et Gent. l. 1. c. 1. §. 55. et. c. 3. §. 1.

\*\*\*) Ethica Philos. §. 140.

†) Naturrecht aus dem Begriffe des Rechts §. vi.

††) in comp. Metaphys. Moral. c. 1. §. 1. Adp. ad omnes Discipl. mor. p. 1281.



lungen oder Gewohnheiten erklärt, die mit Willen und Bewußtseyn geschehen. Das Letztere zeigt sich bey allen freyen Handlungen, und Gewohnheit ist ein Ausdruck, der die höhere Art bezeichnet, giebt uns also keine Erklärung der Gattung. Kant \*) nennt die Sitten schlechtweg das freye Verhalten. Die freyen Handlungen sind zwar die Materie circa quam der Sitten; aber nicht immer die Materie in qua. Denn nach der Lehre der Psychologen ist es eine freye Handlung meiner Seele, ob ich auf einen Gegenstand meine Aufmerksamkeit richten will oder nicht, ob ich die angefangene Gedankenreihe fortsetzen will oder nicht, ob ich meine Glieder bewegen will oder nicht. Das sind also Handlungen die von der Willkühr und Freyheit herrühren, und schlechterdings freye Handlungen, und doch werden sie in keiner Sprache Sitten genennt, noch gehören sie zu den Sitten. Indes sprechen die meisten Sittenlehrer nur überhaupt von freyen Handlungen, und halten diese für ganz einerley mit den Sitten, deren sie oft in ihren Lehrbüchern mit keinem Worte Erwähnung thun. Und die neuern Philosophen reden so von der Sittlichkeit der Handlungen, daß sie darunter bloß die Freyheit des Willens verstehen, in wie fern sie bey dem Wesen der Handlung in Betrachtung kömmt; da doch nicht das Materiale der Handlung und freyen Handlung sondern das Formale als Handlungsweise Sitte ist; \*\*) dieses Formale nicht substantiell, sondern nur accidentell, und die Sitte bey der Handlung nur das ist, was die Metaphysiker einen Modum nennen, ein Kennzeichen, das ihr zufällig aus gewissen Umständen anklebt, und eine veränderliche Eigenschaft bey ihr

\*) Metaphysik der Sitten S. 44.

\*\*) Claram. de conj. mor. l. 8. c. 2. §. 1.

ausmacht, folglich weder einen wesentlichen Bestandtheil (Essentialia) noch eine wesentliche Eigenschaft (attributum) begreift. Abicht \*) tadelt den Schmitz genant Philseck \*\*) daß er die Materie ihrer Form entgegensetze, und bloß der Letztern eine Moralität oder Gesetzmäßigkeit zugesche. Denn auch die Materie einer Handlung müsse aus einem moralischen Grunde fließen, wenn die ganze Handlung moralisch seyn solle, und folglich habe man beyde Materie und Form in der Moral zu betrachten. Es ist richtig, die Materie circa quam als Gegenstand wird in der Sittenlehre erwogen, aber nicht immer die Materie in qua, oder als Subjekt. Es bleibt auch wahr, die Materie ex qua, oder die materielle Ursache, dient in einem gewissen Falle zum moralischen Grunde. Aber das ist nur ein passiver Grund. Beide haben sich also bey ihrem Widerspruche nicht deutlich und bestimmt ausgedrückt, und Schmitz hat in der Hauptsache Recht.

Ich will alles durch ein Beyspiel erläutern. Nur erinnere man sich vorher, daß das Materiale einer Handlung das ist, was gethan werden kann, und das Formale das, wie es geschehen kann. Gegen den Feind lebhaft streiten, ist eine freye Handlung, und doch nicht immer Sitte. Denn bey den Soldaten sehen wir oft die frisch angeworbenen Rekruten und die jungen unerwachsenen Pürsche aus Mechanismus und Unerfahrenheit behende gegen den Feind gehen. Wenn es aus Muth oder Tapferkeit, aus Diensteker oder Vaterlandsliebe, aus Ehrgeiz oder Nationalhaß, aus Kampflust oder Gewinnsucht jedesmal geschieht, so ist es das Formale dieser freyen

\*) Phil. Journ. Erl. 1794. B. 1. S. 104.

\*\*) Unzerf. über die letzten Gründe des christl. Moralf. S. 9.

Handlung und folglich Sitte, die aus ihrem Zwecke und der Absicht des Handelnden sich ergibt, und in den vorliegenden Fällen theils Tugenden, theils Laster und Leidenschaften seyn können. Das Materiale, gegen den Feind lebhaft kämpfen, bleibt immer dasselbe, aber das Formale, warum und weswegen die Handlung vorgenommen wird, ist verschieden, nachdem sie aus der einen oder der andern Quelle fließt. Nur das Formale der Handlung ist Sitte, und nicht das Materiale. Daher die freye Handlung oder Thatsache an sich, wenn sie auch gleich mehrmals auf dieselbe Art geschehen wäre, uns keine Kenntniß von der ihr anklebenden Sitte erschafft, weil sie aus verschiedenen Sitten, aus Tugenden und Lastern entspringen oder auch aus keiner dieser Quellen herrühren kann. Ein lebhafter Kampf belehrt uns nicht von der Tapferkeit des Kämpfers. Denn es kann aus Ehrbegierde und Gewinnsucht, oder aus Gewohnheit geschehen seyn. Das lebhaft gegen den Feind streiten, ist allezeit die Materie circa quam der Sitte, die Streitbegierde heißt, indem bey einem Streitbegierigen Menschen in jedem vorkommenden Streitsfalle gleich der Wille zum Kampfe sich bestimmt, und er ihn bey jedem Anlasse gerne aufnimmt. Hier hat die Sitte der Kampflust das lebhafte Kämpfen zum Gegenstande. Aber wolangemerkt nur zuweilen, ist das lebhaft Streiten die Materie in qua der Streitlust als Sitte betrachtet, insofern die Sitte als Formale, in der Handlung als Materiale enthalten ist. Eben so kenne ich nur einen einzigen Fall, wo die Handlung als Materie ex qua bey der Sitte als Form in Betrachtung kömmt. Das ist der, wo diese aus der Gewohnheit entsprungen ist. Denn wenn einer sich einmal ohne besondere Absicht angewöhnt hat, bey jeder Gelegenheit gegen den Feind lebhaft zu streiten, so wird

diese Handlungsart bey ihm zur Sitte. Folglich ist hier das lebhaft Streiten, die Materie ex qua seiner Sitte der Streit bereitwilligkeit.

Aber die beharrliche Handlungsart ist nicht das hinreichende Kennzeichen der Sitte. Denn sie zeigt sich auch bey der Gewohnheit, und selbst, wenn jene aus der Nachahmung und Gemüthsbeschaffenheit entspringt, wodurch sie von der bloßen Gewohnheit sich unterscheidet, so lernen wir das Wesen der Sitte nicht vollständig kennen, sondern dieses besteht noch

IV. in dem Zwecke und der Absicht, die man dabey im Gemüthe hegt. Die Naturzwecke, die den Grund enthalten, warum etwas anders geschieht, definiert Kant \*) überhaupt als dasjenige, dessen Begriff als der Grund der Möglichkeit des Gegenstandes selbst angesehen werden kann. Wenn man, sagt er an einem andern Orte, \*\*) was ein Zweck sey, nach seinen transcendentalen Bestimmungen erklären will, so ist Zweck der Gegenstand eines Begriffs, sofern dieser als die Ursache von jenem (der reale Grund seiner Möglichkeit) angesehen wird. Wo also nicht etwa bloß die Erkenntniß von einem Gegenstande, sondern der Gegenstand selbst (die Form oder Existenz desselben) als Wirkung, nur durch einen Begriff von der Letztern möglich gedacht wird, da denkt man sich einen Zweck. Diese Naturzwecke sind die Art, wovon die eigentlichen Naturzwecke, die er \*\*\*) für Begriffe von Objecten, sofern sie zugleich den Grund der Wirklichkeit dieser Objecte enthalten, erklärt, und die praktischen Zwecke Gattungen sind. Diese Letztern hält er †) für vorgestellte Wirkungen, deren Vorstellung zugleich der Bestimmungsgrund

\*) Kritik der Urtheilskraft Th. 1. S. 45.

\*\*) Ebendas. S. 22.

\*\*\*), Einleit. S. 28.

†) A. a. D. Th. 1. S. 321.

der verständigen wirkenden Ursache zu ihrer Hervorbringung ist.“ Die Absicht, *intentio*, liegt in der Mitte (*mediat*) zwischen der wirkenden Ursache und dem Endzwecke. Sie ist ein Begehren, wodurch das wirkende Wesen den Endzweck zu erreichen sucht. Baumgarten sagt, sie ist die Vorstellung des Zwecks, welches unrichtig, da ich mir auch den Zweck eines Andern, oder überhaupt einen Zweck in der Natur, ohne eigene Absicht vorstellen kann. Sie ist vielmehr die aus der Vorstellung des Zwecks herrührende Neigung des Willens zu dem Zwecke. Da der Zweck bey der Absicht das Erste und bey der Unternehmung das Letzte, und da die zum Grunde liegende Ursache zur Art der Endursachen gehört, so ist auch die Wirkung eine Art von wirkender Ursache. Daher das, was wir durch die Wirkung zu bewirken trachten, der Zweck der vorliegenden Handlung ist. \*) Alle praktischen Zwecke theilen sich in objektive, materiale, subjektive und formale. Denn der Zweck ist entweder in dem Objekte der Handlung oder in der Handlung selbst enthalten, oder in dem Subjekte, das ist, dem Handelnden, in so fern er das Objekt zum Gegenstand der Handlung macht. In jenem Fall ist er objektiv, und material und in diesem subjektiv, und wenn es die Form der Handlung oder die Handlung selbst in Beziehung aufs Objekt betrifft, formal. Zum erleuternden Beispiele diene das lebhaft wider den Feind Kämpfen eines Soldaten. Das Objekt dieser Handlung ist die Bezwingung des Feindes, das Materiale, das Streiten an sich, das Formale die Lebhaftigkeit und das Subjekt, der Soldat. Wenn der Soldat aus einem objektiven Zwecke gegen den Feind fechtet, so thut er es, weil er ihn überwin-

\*) Claramont. I. 8. c. 11. §. 2.

den will. Verrichtet er die That aus einem materialen Zwecke so streitet er bloß um zu sechten. Allein rührt die Handlung bey ihm aus einem subjektiven Zwecke her, so beginnt er den Kampf zu Folge des ihm angebohrnen Muths oder der erworbenen Tapferkeit. Geschieht es aus einem formalen Zwecke, so ist der Streit allezeit mit Lebhaftigkeit verknüpft. Crusius \*) nannte den subjektiven Zweck das wirksame Wollen selbst in der Seele, den formalen das Verhältniß der gewollten Sache zum wollenden Geiste, und den objektiven die gewollte Sache. Aber das ist unteutsch und dunkel! Der objektive und materiale Zweck wird bey der freyen Handlung an sich betrachtet, wovon im Naturrechte gehandelt werden muß. Bey der Sitte ist es nur der subjektive und formale Zweck, den wir zu betrachten haben, welches alle Morallisten und selbst Kant übersahen, und daher ihre Schlüsse auf unrechte Vordersätze bauten. Ein anderes ist der Zweck der Handlung selbst, und ein anderes der Zweck der damit verknüpften Sitte. In der ganzen Kantischen Moralphilosophie hat man diesen Unterschied aus der Acht gelassen, und immer nur den Zweck der Handlung selbst vor Augen gehabt. Man weiß dort nichts davon, daß bey einer Handlung ein besonderer Zweck vorhanden seyn kann, der die Sitte ausmacht, und welcher der eigentliche Gegenstand der Moral ist. Nur wenn wir von einer Handlungsart ihre Auswahl mit dem Grunde davon, der allzeit der formale Zweck ist, erkennen, so kennen wir die Sitte, die beständig das Formale der Handlung ausmacht. \*\*) Aber die Auswahl der Mittel zur Erreichung des Zwecks gehört nicht zum Wesen  
der

\*) Büßmann Einl. in das Philos Lehrgebäude des L. Crusius. S. 500.

\*\*) Claramont. I. §. c. 12. §. 2. et c. 10. §. 5.

der Sitt<sup>e</sup>, und so weit hat Kant \*) Recht, daß die Mittel bey der Moralität nicht in Betrachtung kommen. Der Zweck bey Sitt<sup>e</sup>n ist also formal, aber nicht in dem Sinne, wie ihn die Kantianer nehmen, sondern in der Bedeutung, welche die Scholastische Philosophie, woraus Kant seine meisten Begriffe geschöpft hat, damit verknüpft. Denn er enthält den Grund, warum wir uns mit dem Gegenstande beschäftigen. Er ist daher nicht objektiv, weil uns der Gegenstand, worauf er sich bezieht, nicht interessirt. Die Handlung selbst entsteht aus einem objektiven Zwecke. Weil also der Zweck bey der Sitt<sup>e</sup> nicht objektiv, so ist er beständig ein innerer Zweck, dessen Wirklichmachung in der Gewalt dessen steht, der ihn beabsichtigt.

F. C. J. Fischer.

\*) Kritik der reinen Prakt. Vernunft S. 102, 103.

## IV.

## Glaubte Sokrates an seinen Genius?

„Αἰδέσθε τὴν ψυχὴν τῆς θείης μετεχίη. ὅτι βασιλεὺς ἐν ἡμῖν φαίνεται.“

Sokrates.

Noch nach Jahrtausenden immer neue Untersuchungen über Sokrates Genius?

Dieses Phänomen wird erklärbar bey dem Mann, der die Philosophie, aus den Irrgängen der Astrologen und Sophisten, wieder zur Natur der Dinge und in den Kreis menschlicher Wirksamkeit zurückführte, ohne welchen Griechenland seinen Xenophon und Plato, und mittelbar auch seinen Aristoteles, und Deutschland vielleicht seine Leibnize, Lamberte, Lessinge, nicht gehabt hätte! Und wenn wir nun diesen bewundern Mann, diesen Lehrer ganzer Nationen, ohne seine Schuld verfolgt, und von Gewaltthätigen unterdrückt sehen, wie sollten wir nicht jeden Fleck wegzumischen suchen, der das Gemählde von ihm, das unserer Seele vorschwebt, entstellen könnte! Wie sollten uns nicht auch einzelne Umstände seines Lebens, auch einzelne Falten seines Charakters wichtig genug für neue Forschungen scheinen; zumal wenn Berufung auf ein solches Vorbild, durch Mißdeutung veranlaßt, Verstimmung besorgen läßt!

War Sokrates Betrüger, wenn er von seinem Genius sprach? War er Betrogen? — Welche



Alternative für den warmen Verehrer dieses ausgezeichneten Mannes, ausgezeichnet eben sowol durch seinen hellen, richtigen Blick, als durch seine festen sittlichen Grundsätze, und die treue Befolgung derselben, der er Alles, selbst sein Leben aufopferte, dieses Mannes, der so ernst und oft vor Selbsttäuschung warnte, so oft die als gefährliche Betrüger entlarvte, die wissenschaftlich andere täuschten!

Müßten wir bey dieser Alternative entscheiden; so würden wir freylich immer lieber Sokrates für einen Betrogenen, oder für einen gutmüthigen Schwärmer erklären, als für einen Betrüger, der andere täuschen, sie etwas von sich glauben machen wollte, von dessen Gegentheil er überzeugt war.

Dies bestimmte ohnstreitig Mendelsohn, in seinem „Charakter des Sokrates“ zu sagen: „Vielleicht hatte Sokrates, der zu Entzückungen aufgelegt war, selbst Schwachheit oder schwärmende Einbildungskraft genug, dieses lebhafteste moralische Gefühl, das er nicht zu erklären wußte, in einen vertraulichen Geiße umzuschaffen, und ihm hernach auch diejenigen Abhandlungen zuzuschreiben, die aus ganz andern Quellen entspringen. Muß denn ein vortrefflicher Mann nothwendig von allen Schwachheiten und Vorurtheilen frey seyn?“ — Dies bestimmte wahrscheinlich den Verfasser der Abhandlung „von dem Genius des Sokrates“ \*) (im dritten Bande der philologischen Bibliothek. Göttingen 1775) folgendes Resultat aus seinen Untersuchungen zu ziehen: „daß der rechtgläubige und schwärmerische Sokrates Stimmen eines Gottes zu hören glauben konnte, die bloße Erschütterungen der Gehörnerven, oder der Fibern seines Gehirns waren, und eben so plöglich

\*) Herr Prof. Meiners. s. vermischte philosophische Schriften, dritter Theil.

in seiner Seele entstehende Ahnungen über den glücklichen oder unglücklichen Ausgang künftiger Handlungen, für Eingebungen eines göttlichen ihn begleitenden Genius halten konnte.“ — Dies bestimmte Hr. D. Less zu sagen (s. deutsches Museum, October, 1777.) „Betrug! der müßte von Sokrates nichts wissen, oder ein Bösewicht seyn, welcher einen solchen Verdacht hegen wollte. — Aber dieser Beste der Menschen ohne Offenbarung, lebte zu einer Zeit, wo man von der menschlichen Seele fast gar nichts wußte! Er glaubte an Wahrsagungen und mehrere Götter; fiel zuweilen in Entzückungen; achtete auch auf Träume; sah Gesichter. Kein Volk war je enthusiastischer, als die Athener, unter denen er lebte. Und die Frage betraf nicht einen Gegenstand äußerer Sinne, sondern bloß innere Empfindungen. Dies alles zusammengenommen, was kann wahrscheinlicher seyn, als daß der redliche Mann — sich geirret, und gewisse Ahnungen nebst ihrer zufälligen Erfüllung für eine übernatürliche Eingebung gehalten?“

Diesen Ausweg glaubten die meisten neuern Untersucher nehmen zu müssen, weil man auf der einen Seite als ausgemacht annahm: daß kein Mensch, und also auch Sokrates nicht, einen besondern Genius habe, der ihn bey seinen Entschlüssen leite; auf der andern Seite es aber nicht leugnen konnte, daß in Xenophons, noch mehr in Plato's Schriften viele Stellen vorkommen, welche den Glauben an das Vorhandenseyn eines von Sokrates Geist verschiedenen Dämons oder Genius voraussetzen. \*)

\*) z. B. wenn Sokrates zum Hermogenes, der von seinem Genius gesprochen hatte, sagt: Wunderst du dich, daß es dem Gott besser scheint, daß ich jetzt sterbe? „(Xenophons Denkw. IV, 2, 6.) Plato läßt ihn in seiner Apologie oft von einem ihn leitenden Gott, von einem ihm zugegebenen Schutzgeist sprechen z. B.“ Ich habe kein Zeichen vom meinem Gott erhalten.“ „Sokrates hat mich der Gott oft mitten in der Rede unterbrochen.“ Im Theages läßt er ihn sagen: „Von meiner Kindheit an begleitet mich ein gewisser Dämon.“ u. s. w.

Ehedem erleichterten manche sich die Untersuchung dadurch daß sie, um bey dem Sokrates etwas erklärbar zu machen, was den Erfahrungen aus der uns bekannten Menschenwelt widerspricht, Sokrates als einen von der Gottheit auf eine wundervolle Art unterstützten Mann schilderten, dem vorzugsweise wirklich ein solches höheres Wesen zum Begleiter zugegeben sey. Plutarch und Apulejus waren hier die Vorgänger.

Da man nachmals das Schlüpfrige dieses sich zuerst darbietenden Ausweges fühlte, der uns zu Geistessehern und Desorganisirten vorbereitet; so sprach man lieber von geheimen Abhandlungen, von dunkeln Sokrates selbst unerklärlichen Gefühlen; und wählte so einen andern Nebenweg, welcher der Mystik zuführt — Man bedachte bey diesem Auswege, der Sokrates Rechtschaffenheit retten sollte, vielleicht die Folgen nicht, welche eine Schwärmerey haben könnte, die auf solches Vorbild sich stützte. Denn welche Frevelthat ließe sich nicht rechtfertigen, durch den Glauben an einen unwiderstehlichen innern Befehl eines leitenden Genius! so reizend auch die Hülle ist, worin die Kunst des Bildners oder des Dichters oft die Idee eines leitenden Genius darstellt. \*)

Man beruft sich, um Sokrates zu einem Schwärmer machen zu können, auf Entzückungen, in welchen er oft, unwillkürlich, ganze Nächte hindurch, in sich versunken, und in unveränderter Stellung gestanden haben soll, ohne den Eindruck äußerer Gegenstände zu empfinden. Diese ganze Sage von den Entzückungen des Sokrates beruht eigentlich auf einer Erzählung des betrunkenen Alcibiades in

\*) C. die Abb. „Ueber den Genius der Alten“ im 44ten B. der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften Leipzig 1791.

Plato's Gastmahl, auf einer unglücklichen Deutung dieser Stelle von dem unbekanntem Phavorinus, beyrn Aulus Gellius, und auf einem Gerücht, das uns Diogenes Laertius erhalten hat. Und das, was Thatsache hierbey war, nemlich das Stundenlange Stehen auf einer Stelle, das Durchwaschen ganzer Nächte unter freyem Himmel, in leichter Kleidung und mit unbedeckten Füßen, zu der Zeit, als er vor Postellaa in Thrazien Kriegesdienste that, erklärten doch schon die Alten (wie aus der Vergleichung jener Schriftsteller und aus Antonin. erhellt) für Uebungen, die Sokrates übernahm, um sich abzuhärten, und sich auf bevorstehende Beschwerden vorzubereiten; welche Erklärung seinem Charakter und seinen Grundsätzen viel besser entspricht, als die eingeschobenen Entzückungen.

Sokrates Philosophie kannte dergleichen geheimnißvolle Belehrungen, kannte diese Entzückungen, diese unwillkürlichen Antriebe nicht, welche jeden Gebrauch der Vernunft und das ruhige leidenschaftlose Nachdenken über die Ursachen und Folgen der Handlungen, das er beständig und so dringend empfahl, unnöthig gemacht haben würden. Warum hätte er mit solcher Mühe und Anstrengung sich Fertigkeiten erworben, und nach immer größerer Ausbildung seines Verstandes streben sollen, wenn er auf die Eingebungen eines Dämons gerechnet hätte?

Und wer hatte wol weniger Anlage ein Schwärmer zu werden, als Sokrates, der ruhige, kalte, prosaische, leidenschaftlose Forscher der Wahrheit, dessen Phantasie immer unter der Herrschaft der Vernunft stand, er, dem bey der beständigen Aufmerksamkeit auf sich und andern, kaum eine Falte des menschlichen Herzens unentdeckt geblieben war! Wer weniger als er, der so gesund an Körper und Seele, der so mäßig war in seiner Lebensweise und in seinen Erwar-

tungen, der so wenige Bedürfnisse hatte, der nie um die Gunst der Mächtigen, nie um die Gunst des Volks bahlte, der nie in den Geschenken, in der Auszeichnung, an der Tafel der Großen Belohnung suchte!

Dieser Mann, erhaben über die Vorurtheile seiner Zeitgenossen, der alle Tage wuchs in wichtiger Erkenntniß der Wahrheit durch mühsvolles nie übereiltes Nachdenken, dieser Mann mußte, um ihn gegen den Vorwurf des absichtlichen Betruges zu sichern, der Schwärmerey bezichtigt werden! und zwar einer Schwärmerey von dieser Art, einer Schwärmerey, die ihn nicht etwa in einigen unbewachten Augenblicken hingerissen, sondern die sein ganzes Leben hindurch gebauert hätte! Wahrlich, fast eben so leicht könnten wir zwey Seelen in seinem Körper zugleich wohnend uns denken!

Und wie vereinigen wir diese Hypothese: „daß Sokrates diese schnelle Antriebe des Willens wirklich für Eingebungen eines Dämons außer ihn hielt \*) „mit dem Charakter dieses Mannes, der durch die Grundsätze bestimmt wurde, die wir doch als wirkliche Grundsätze des Sokrates annehmen, welche bey ihm in That und Leben übergingen, Grundsätze, welche gerade für uns der wichtigste Theil seiner Geschichte sind, welche unserer bessern Stimmung so entsprechen, daß wir Selbstachtung gegen uns empfinden, wenn wir sie als unsere Grundsätze anerkennen. Dahin gehören z. B. folgende:

„Der gute Mann will nicht scheinen, sondern seyn!“

„Der beste Weg zum Ruhm ist, sich bestreben, das zu seyn, was man zu scheinen wünscht.“

\*) s. Neue Apologie des Sokrates. Theil I.

„Am besten lebt der, der sich am meisten bestrebt, immer besser zu werden. Am glücklichsten lebt der, der es am meisten empfindet, daß er immer besser wird.“

„Beherrschung der Leidenschaften ist die Grundlage jeder Tugend.“

„Nur der kann hoffen, seinem Vaterlande nützliche Dienste zu leisten, der mit Eifer die sich anbietenden Gelegenheiten benützt, sich die dazu nöthigen Kenntnisse und Einsichten zu erwerben.“

„Menschenkenntniß muß jeder, der unter Menschen lebt, sich vor allem zu erwerben streben. Die Verwaltung des Staats und des Hauswesens erfordern beyde Menschen. Der Regent des Staats sowol als der Privatmann, der die Menschen zu gebrauchen versteht, wird seine Geschäfte wohl besorgen; verstehen sie aber nicht, die Menschen zu gebrauchen, so sind bey beyden Fehler unvermeidlich.“

„Nichts Gutes, nichts Wünschenswerthes gab uns Gott ohne Mühe und Anstrengung. Willst du von deinen Freunden geliebt werden, so mußt du deinen Freunden wohl thun. Verlangst du die Achtung deiner Mitbürger, so mußt du deinen Mitbürgern nützliche Dienste leisten. Soll dein Vaterland deine Vorzüge anerkennen, so mußt du streben, Wohlthäter deines Vaterlandes zu werden. Soll dein Feld reiche Früchte tragen, so mußt du dein Feld bearbeiten. Sollen deine Heerden dir Vortheile bringen, so mußt du für die Heerden sorgen. Wünschst du körperliche Stärke; so mußt du deinen Körper gewöhnen, den Vorstellungen der Vernunft zu folgen, und mit Anstrengung verknüpfte Uebungen vornehmen.“

„Diejenigen die Beschwerden übernehmen, um sich rechtschaffene Freunde zu erwerben, oder um ihre Seele und ihren Körper zu stärken, für ihre Familie zu sorgen, ihren Freunden

wohlzuthun, dem Vaterlande zu dienen u. s. w. müssen, bey solchen Zwecken, nothwendig, bey Uebernehmung der Beschwerden, Freude empfinden und eigene Werthachtung!“

„Dinge, die man sich ohne Anstrengung verschafft, und angenehme Gefühle, die man ohne Mühe haben kann, geben weder dem Körper eine gute Beschaffenheit, noch der Seele irgend eine brauchbare Fertigkeit. Aber Uebungen, wozu ausdauernde Anstrengung gehört, machen uns zu guten und trefflichen Handlungen geschickt.“

Ein Mann von solchen Grundsätzen, der den ganzen individuellen Werth des Menschen nach seiner nur mit Mühe und durch eigene Thätigkeit erlangten Ausbildung, und dem richtigen Gebrauch der Vernunft, als Bezähmerinn der Leidenschaften, bestimmte; der immer dahin arbeitete, sich selbst genug zu seyn, und seine Freunde so weit zu bringen, daß sie, in jedem vorauszu sehenden Fall, bey selbst erworbenen Kenntnissen, fremder Hilfe entbehren konnten; \*) ein solcher Mann sollte auf eine Stimme außer sich lauschen, deren Befehle ja jede eigene Thätigkeit hemmen, jedes Streben nach Vervollkommnung abspannen mußte! dergleichen Stimmen glaubt sonst nur der Schwachkönnige zu hören, der jede Anstrengung scheut.

Und doch — können wir nicht leugnen, daß dieser Glaube an einen leitenden Dämon irgend einen Grund haben müsse, können nicht leugnen, das theils die Freunde Sokrates so sprachen, als ob sie ein von seinem Geist verschiedenes höheres Wesen glaubten, daß seine wichtigern Schritte bestimmte, theils daß Sokrates in diesen Unterredungen öfters selbst so spricht, als ob er entweder an diesen seinen Genius glaubte, oder den Glauben an denselben erhalten und verbreitet wünschte. Und

\*) *αυταρκεία είναι*

so sehen wir uns, dem Anschein nach, wieder zu jener gefürchteten Alternative zurückgeworfen, und unser ganzes bisheriges Raisonnement dürfte uns fast Sophisterei scheinen.

Inzwischen scheint dies nur so. Und wir brauchen, um die Aufrichtigkeit und Herzensgüte des Sokrates zu retten, ihn für keinen schwach sinnigen Schwärmer zu erklären, wenn wir nur folgendes bedenken wollen:

Wir haben kein einziges eigenthümliches Werk von Sokrates selbst. Wir kennen ihn, und seine Art sich auszudrücken, und zu denken, nur durch Vermittelung seiner Freunde, besonders Xenophon und Plato. — Daß es aber nicht dasselbe ist, ob Sokrates selbst die Nachwelt seine Unterredungen überlieferte, oder ob dies einer oder mehrere seiner Freunde und Zuhörer, selbst aus dem Cirkel seiner Vertrauten, thaten, sehen wir, unter andern, aus der lauten Mißbilligung Sokrates, als man ihm einige sokratische Gespräche vom Plato vorlegte \*).

Dieser Plato, auf dessen Darstellung sich größtentheils die bisher gangbaren Hypothesen über Sokrates Genius gründen, war zwar als Jüngling Sokrates Zuhörer gewesen, (doch schon von andern Lehrern vorbereitet;) aber er hatte sich auch

\*) „Was sagt, sprach er, Plato in meinem Namen!“ — Auch wir werden leicht eine ähnliche Mißbilligung fütten, wenn wir manches, was Plato seinen Lehrer sagen läßt, mit der ganzen Denkungsart desselben vergleichen. Können wir es uns denken, daß der bescheidene Sokrates so würde gesprochen haben, als ihn Plato in seiner angeblichen Vertheidigung reden läßt? „N. Tödtet ihr mich, so werdet ihr schließlich einen andern Mann finden, der, wie ich, getrieben durch eine göttliche Kraft, über euch und eure Stadt wacht. — Mich hat ein Gott Arden geben, um die Willigen zu leiten, die Trägen anzuspuern, die Schwafeln, den zu wecken; — daß ein Gott mich euch gab, lehrt ihr darauf, daß ich nicht, wie ein gewöhnlicher Mensch, nicht aus den gewöhnlichen Bewegungsgründen handle. Wenn Triebfedern gewöhnlicher Menschen mich bestimmten, würde ich wohl so viele Jahre hindurch mich und meine Privatvorurtheile verleugnen, und bloß für euer Glück arbeiten? — Was um ich nicht öffentlich Rede halte? Die Ursach ist eine göttliche Stimme, die ich von meiner Kindheit an hörte, die mich niemals zu etwas anreibt, sondern nur immer zurückhält; diese Stimme hat mich von allen Staatsgeschäften entfernt“ u. s. w.



nachmals in den Schulen der Pythagoräer, im untern Theil von Italien, und in den Schulen der Astrologie in Egypten gebildet, und schrieb doch sein ganzes so mannichfachzusammengesetztes System Sokrates zu. Es ist daher begreiflich, wie wir so Vieles nicht zuvereinigende zusammengestellt finden. — Außerdem hatte Plato eine ganz andere Charakterstimmung als Sokrates, und bey ihm, nicht bey jenem fand sich Vieles, was Hang zur Schwärmerey erklärbar macht, z. B. daß er sich so sehr an Dionysius Hofe gefiel, und sich ihm, durch Hindeutung auf geheime Kenntnisse, unentbehrlich zu machen suchte. — Ferner war Plato bekanntlich Dichter, und wir thun ihm offenbar Unrecht, wenn wir seine Darstellung als schlichte Prosa deuten. — Und endlich erregen die Widersprüche \*), die sich in seinen bezaubernden sokratischen Gesprächen finden, allerdings gegen die Glaubwürdigkeit dieses Hauptzeugen in diesem Streit, großen Zweifel, so wie auch die Vertheidigungsrede, die er ihn halten läßt, der doch nie sich vertheidigen wollte.

Auch philosophirt Sokrates beym Plato ganz anders, als beym Xenophon. Hier findet man die Spitzsündigkeiten der Dialektik nicht wie dort. Beym Xenophon spricht, in Sokrates Rahmen, größtentheils die durch Erfahrung und Nachdenken gebildete, unverkünstelte Vernunft, beym Plato oft der Bewunderungsuchende Schriftsteller, oft der Dichter, oft der eingeweihte Pythagoräer.

Wir sehen offenbar hier Alles durch ein fremdes Medium, alles in einem Schillerlicht, das der Erforschung der rei-

\*) Z. B. Wenn er an mehreren Stellen geradezu sagt: Sokrates Genius hat ihn immer nur abgerathen, nie etwas befohlen, und an andern Stellen doch wirkliche Befehle des Genius, etwas zu thun z. B. zu philosophiren, die Sophisten zu verfolgen u. s. w. anführt.

nen Wahrheit gar nicht vortheilhaft ist. Wir müßten billig alle die Farben, welche die Phantasie, die besondere Charakterstimmung und die Laune des Conciipienten aufstrug, von dem Gemähde wegdenken können, um uns Sokrates ganz so vorzustellen, wie er war. Da dies nun aber, bey solcher Zeitentfernung, nicht ganz möglich ist, (obgleich der eine Forscher immer weniger gebrochenes Licht sieht, als der andere); so muß es uns nicht befremden, wenn die Zeichnung von ihm uns nicht so ganz haarscharfe Umrisse zeigt, sondern uns mehr wie in einer Nebelwolke vorschwebt.

Wenn Sokrates Freunde, nach mehreren Monathen, oder selbst schon nach einigen Tagen, gehaltene Gespräche niederschrieben, bey denen sie wol selten selbst gegenwärtig gewesen waren, sondern die sie von andern, welche sie zum Theil auch nur aus Ueberlieferungen kannten, erzählen hörten; so konnte es nicht fehlen, daß sich nicht, theils ihre eigenen, theils fremde Vorstellungen von der Sache einmischten, und daß sie dem Sokrates oft Worte in den Mund legten, die er nur dann so würde gesprochen haben, wenn er zu der Zeit Hermogenes, oder Alcibiades gewesen wäre, oder die nur ein Plato Sokrates, oder ein Sokrates Xenophon sprechen konnte. — Und was können wir erwarten, wenn Plato viele Jahre nachher manche Unterredungen des Sokrates niederschrieb, nachdem seine Phantasie mit so vielen fremden Begriffen bereichert war!

Diese Abänderung der Darstellung ist ganz in der Natur der Menschen, die nicht auf den untersten Stufen der Kultur stehen. Wenn selbst bey dem Schriftsteller, der seine eigenen Gespräche, entweder nach einiger Zeitentfernung, und bey veränderter Bildung des Kopfs und des Herzens, oder mit bestimmten Zwecken niederschreibt, Täuschung

unvermeidlich ist; wie viel unvermeidlicher muß dies seyn, wenn ein Fremder unsre Unterredungen erzählt, der doch nie dieselben Gedankenreihen haben kann, als wir, der sich in jeder Sache sein eigenes System ausgesponnen hat; besonders da er natürlich die Gedankenfolge hebt und geltend macht, durch Ton, und Stellung, welche zu der Zeit seiner Seele am lebhaftesten vorschwebt! Er müßte denn auf der Culturstufe stehen, auf der Homers Edle stauden, welche häufig dieselben Worte ohne alle Abänderung wiederholen; aber auf dieser Stufe wird er auch kein Schriftsteller seyn. — Je weiter der Erzählende entfernt ist, in Absicht der Zeit, der Stimmung, der Sitten, der Bildung, destomehr Fremdes muß sich beymischen. Daher ist das Bild, welches wir aus Cicero's, Plutarch's, und Apulejus Schilderungen vom Sokrates bekommen, noch unbestimmter \*).

Und so dürfen wir auch, weder im Plato noch im Xenophon (obgleich in diesem mehr als in jenem) eine ganz getreue Vorstellung vom Sokrates, eine ganz buchstäbliche Wiederholung seiner Unterredungen erwarten, sondern nur Abdrücke von dem Bilde, unter dem sich Sokrates und seine Freunde, dem Xenophon oder Plato, in dem Augenblick des Niederschreibens, darstellten. — Und so würde begreiflich, auch in Absicht des Genius, manche Vorstellung und mancher Ausdruck abgeändert werden müssen, ehe Sokrates sich dazu bekannt haben dürfte; zumal da die besondern Absichten, die sie beym Schreiben hatten, nothwendig auf ihre Darstellung Einfluß haben mußten.

\*) Von diesem Einmischen fremder Gedanken in anderer Reden überzeuge den Aufmerkenden die tägliche Erfahrung, und die höhere, auf Psychologie sich stützende, historische Kritik. — Wenn J. R. Cäsar solche Gallier, die nie ihr Vaterland verlassen hatten, von ihrem Senat, vom Apollo, Mars, Minerva, Pluto u. s. w. reden läßt, schob er nicht, wahrscheinlich ohne es selbst zu ahnden, den Gallern seine eigene Ideen und Ausdrücke unter?

Diese Bemerkungen machen aber weder Plato noch Xenophon zu Betrügnern. \*) Es ging ihnen ohnstreitig oft eben so mit Sokrates, als es Hirzel mit seinem Kleinsjogg ging und als jedem Lebredner mit dem Gegenstand seiner Bewunderung und Begeisterung, die ihn, der Prosaist zu seyn wähnt, zum Dichter macht. — Es mag übrigens von dem Genius des Sokrates in Athen eine Zeitlang viel gesprochen seyn; es mag Sokrates selbst zuweilen von seinem Genius gesprochen haben; dergleichen Redensarten mögen sogar zu einem Hauptpunkt seiner durchaus ungegründeten Anklage Veranlassung gegeben haben \*\*). Das bisher gesagte sollte blos zeigen, daß die Behauptung: „daß Sokrates an seinen Genius geglaubt habe“ aus der Zusammenstellung einzelner scheinbaren Stellen jener Schriftsteller nicht sogleich bewiesen werden könne.

„Wie erklären wir denn aber, sagt man dies Entstehen der ganzen Sage von Sokrates Genius, wenn wir jene Hypothese verwerfen, und ihn doch nicht zum Betrüger machen wollen?“

Hier ist eine andere Hypothese, die Prüfung erwartet.  
(Wie viel in ihr neu ist, wage ich nicht zu bestimmen)

\*) Dies ist das Schreckbild, womit man dergleichen Vorstellungen zu entfeeren sucht. So sagt z. B. der Verfasser der Abb. Vom Genius des Sokrates: „Weder Plato noch Xenophon würden Herz genug gehabt haben, als sie dieses zu erdichten, da entweder noch alle, oder doch der größte Theil der Personen lebte, die den Sokrates angeklagt und gerichtet haben, und gute Rathschläge von ihm empfangen haben sollen. Wenn sie aber auch beide unverkämmt genug gewesen wären, ihren Zeitgenossen auf eine so grobe leicht zu entdeckende Art ins Gesicht zu lügen; so würde man ihnen gewiß widersprochen haben, und von diesen Widersprüchen würde gewiß etwas zu uns gekommen seyn“ (Diesen letzten Beweis verwirft die historische Kritik und die Erfahrung.)

\*\*) Doch ist dies Xenophon selbst noch zweifelhaft. Im Anfang der Denkwürdigkeiten sagt er: „Es wurde viel davon gesprochen, daß Sokrates den Ausdruck brauche: Sein Dämon befehle ihm etwas! Und darauf sieht sich vorzüglich der Klagepunkt wegen Einführung neuer Götter zu beziehen.“

Der große Haufe des Volks in Athen, dem das durchaus richtige Urtheil des Sokrates, seine unerschütterliche Befolgung guter Grundsätze, und sein fester sicherer Gang selbst bey den Stürmen des Lebens auffiel, besonders in Vergleichung mit den andern Athenern, welche die Aufmerksamkeit des Volks auf sich zogen, die sich größtentheils nur durch Unsitlichkeit, Leichtsin, Gewaltthat auszeichneten, wodurch sie sich, früh oder spät, Unglück bereiteten, brauchte ohnstreitig zuerst die Redensarten: „Sokrates hat seinen Genius, der ihn leitet!“ „Sein Dämon hat ihm das widerrathen und ihn vor dem Unglück gewarnt, das andere traf.“ u. s. w. Dies war ja die leichteste Art, sich das Auffallende des Unterschiedes, in der Handlungsweise und den Schicksalen des Sokrates und anderer bemerkten Athener zu erklären; und Erklärung sucht jeder nicht ganz Verstandlose bey jedem Phänomenon. Wenn also Sokrates mancherley Unfällen entging, die andere trafen, so dachte das Volk an den Beystand höherer Wesen, die diesen Mann vorzüglich begünstigten; weil die Mythologie, die zugleich die Grundlage der Philosophie der ungebildeteren Volksklasse war, so viel von Dämonen und ihrer Einwirkung auf ausgezeichnete Menschen sprach. \*) — Noch jetzt liebt ja die ungebildete Volksklasse, auch unter uns, ähnliche Erklärungen und beruft sich so gern auf unwiderstehliche Einwirkungen.

„Diese Denkweise des atheniensischen Publikums und die Volkssprache mußte auch auf die Vorstellungsart und den Ausdruck der Freunde des Sokrates Einfluß haben.“

\*) Schon im Homer, dessen Gedichte, unmittelbar und mittelbar, so großen Einfluß in die Bildung des griechischen Volks hatten, findet man tausend dergleichen, aus der Volkssprache entlehnte, Redensarten. S. B. „Ein Gott haucht es mir ein. — Ein Gott begeistert die Denker αλφειας) Ein größeres gab mir ein Gott ein. — Ein Gott führe ihn her. — Ein Gott verleitete ihn zu der schrecklichen That.“ u. s. w.

Ohnstreitig dachten auch sie, wenigstens geraume Zeit lang, ihren Lehrer, als von den Göttern vor allen Menschen ausgezeichnet, und von einem höhern Wesen oder einem Gott begünstigt und unterstützt, zumal wenn Sokrates selbst zuweilen sich ähnlicher Ausdrücke bediente. Und auch nachmals, wenn sie sich, durch Sokrates belehrt, von diesem Wahn losgemacht hatten, konnte doch ihre Sprache noch lange die Mischung behalten, die sie aus der Volkssprache angenommen hatte! \*) — Dazu kommt noch, daß Plato sowohl als Xenophon besonders als Vertheidiger des unschuldig hingerichteten Sokrates schrieben, und, in dem von dem Volk geglaubten Glauben an seinen Genius, die für den großen Haufen faßlichste Widerlegung des Vorwurfs fanden, daß Sokrates ein Spötter und Verächter aller Religion gewesen sey. Nur in dieser Rücksicht scheuten sie so oft von diesem Gegenstand zu sprechen; welches dann die Spätergeborenen veranlaßt hat, die Sache aus einem viel ernstlicheren Gesichtspunkt zu betrachten, als es ohnstreitig seine Zeitgenossen thaten.

Wenn aber Sokrates selbst, wie es nicht unwahrscheinlich ist, zuweilen, im Kreise seiner Freunde, solche Redensarten gebrauchte: „Mein Genius befiehlt mir das!“, „Mein Genius gestattet das nicht!“ so war dies ohnstreitig Anfangs Verflüchtigung und ironische Nachbildung der Sprache des attischen Volks. Seine Stimmung zum Spott ist bekannt. Folgende Bemerkung verbreitet vielleicht hierüber einiges Licht. Außer der Warnung sich vor Gericht zu vertheidigen

\*) Wie sehr oft gehörte Volkssprache auf die Darstellungsart des Schriftstellers wirkt, sieht man, um unter tausend Beispielen eins zu wählen, aus Psalm 58 6. „Giftig sind die Frevler, wie die Natter, die ihr Ohr verstopft, des Beschwörers Worte nicht zu hören, nicht zu hören des leuchtenden Zaubers Sprache.“

theidigen, finden wir nur noch ein einziges Beispiel, daß in einem bestimmten Fall, der Genius Sokrates selbst etwas wir derrathen habe; und dieses Beispiel ist so beschaffen, daß die versteckte Spötterey des erzählenden Sokrates darinn fast un- verkennbar ist. „Der Genius warnte einst Sokrates, bey einem Scheidewege zur Linken zu gehen. Er würde sonst — eine Heerde Schweine angetroffen haben, die ihn hätte besudeln können.“ Wer aufmerksam übersah gewiß den Fingerzeig nicht, den Sokrates gab.

Nachmals scheint Sokrates diesen Ausdruck besonders in „dem Fall gebraucht zu haben, wenn er eine Unterredung nicht „länger fortzusetzen für gut fand,“ weil er voraus sah, daß er den, mit welchem er sprach, von der Rechtmäßigkeit und dem Schicklichen seines Verfahrens durch Vernunftgründe nicht würde überzeugen können; es sey nun, daß er in Absicht der Grundsätze des Handelns zu verschieden mit ihm dachte, oder daß der andere überhaupt nicht vorbereitet war. (Woraus es sich zugleich am besten erklären läßt, warum Sokrates, nach Plutarch, die Fragen über die Natur seines Genius und über die Art der erhaltenen Offenbarung, unbeantwortet ließ.) Dieser Fall scheint am häufigsten eingetreten zu seyn, wenn sich Leute an ihn anzuschließen suchten, mit denen er eine nähere Verbindung vermeiden wollte, und denen er doch die wahren Gründe nicht sagen konnte, ohne sie tödlich zu beleidigen. Auf diese Spur bringt uns eine Stelle im Theages des Plato: „Mein Genius, sagt Sokrates, bestimmt mich bey der Aufnahme derer, die meinen Umgang suchen. Manche mag ich nicht zu meinen Freunden; sie würden auch aus meinem Umgang keinen Nutzen ziehen. Die Verbindung mit diesen

wiederräth mir mein Genius. Andere empfiehlt mir mein Damon; und diese machen schnelle Fortschritte.“

Ein merkwürdiges Beyspiel einer auf die Art unterbrochnen Unterredung, einen andern Gegenstand betreffend, liefert uns Xenophon im letzten Abschnitt der Denkwürdigkeiten.

„Hermogenes hörte, daß der vom Melitus angeklagte Sokrates von allen Dingen eher sprach, als von seinem Prozeß. Er erinnerte ihn also an seine Vertheidigung zu denken.“

Sokrates. „Glaubst du nicht, daß ich mein ganzes Leben hindurch darauf gedacht habe?

Herm. Wie das?

Sokr. Ich habe ja in meinem ganzen Leben nichts anderes gethan, als untersucht, was recht und was unrecht ist, und jenes gethan, dieses vermieden. Und dies halte ich für die beste Vorbereitung zur Vertheidigung.

Herm. Siehst du nicht, Sokrates, daß die Richter in Athen schon viele Schuldlose hinrichten ließen, oft wenn sie nur durch ein Wort von ihnen beleidigt waren, so wie viele Bösewichter los sprachen?

Sokr. Ich wollte schon auf meine Vertheidigung denken, aber — mein Genius hinderte mich!“

Ist es hier nicht sichtbar: daß Sokrates, der fest entschlossen war, seine erwartete Verurtheilung durch keine Bitten, durch keine Vertheidigung zu verhindern (wie Xenophon ausdrücklich sagt), sondern den Tod aus den Händen seiner ungerechten Richter anzunehmen, weil er es fühlte, daß er fortan, unter einem immer tiefer sinkenden Volk, nur wenig durch Belehrung würde nutzen können, und fürchtete, im höhern Alter sich und anderen lästig zu werden, daß sage ich, der vier und siebenzigjährige, Lebenssatte Sokrates



diese Unterredung abbrechen wollte, weil er sahe, daß er seinen Freunden seine Stimmung nicht mittheilen konnte. — Daß seine Freunde diesen Wink so verstanden, sieht man aus der Mißbilligung, die ihm Hermogenes bezeugt: „die Antwort hätte ich von dir nicht erwartet, Sokrates!“)

Daß aber Sokrates selbst nicht glaubte, von einem von seiner Seele verschiedenen Genius geleitet zu werden, daß er diesem Volksglauben, wenigstens im vertrauten Cirkel seiner Freunde, widersprach, und daß er die Begriffe derselben hierüber zu berichtigen suchte, läßt sich aus mehreren Stellen, besonders der Schriften Xenophons, z. B. aus dem Anhang der Apologie, errathen. Folgende Stelle wird aber hoffentlich die ganze Sache außer allem Zweifel setzen. Sie steht im 3ten Abschnitt des vierten Buchs von Xenophons Denkwürdigkeiten Sokrates (12: 14)

Euthydem: „Gegen dich Sokrates, scheinen die Götter viel gütiger zu seyn, als gegen andere Menschen. Denn dir sagen sie ja, auch ohne daß du sie fragst, was du thun, und was du nicht thun sollst.“

Sokr. „Ich will dir die reine Wahrheit sagen:

„Auch du, Euthydem, wirst und kannst eben das erfahren, was ich erfahre, wenn du mir nicht etwa darauf wartest, Götter in sichtbarer Gestalt zu sehen, sondern, mit einem Herzen voll Achtung und Ehrfurcht gegen die Götter, auf ihre Werke merkst. Glaube mir; die Götter offenbahren sich den Menschen auf diese Art. Denn die andern Götter, die uns das, was gut ist, geben, zeigen sich nie bey irgend einer

Ha 2

\*) „*ἄκουαστα λεγεις*.“ Daß dies den oben angegebenen Sinn habe, lehret die Vergleichung mit Mem. II. 3. 9.

Gabe, in sichtbarer Gestalt. Und das große Wesen, welches die ganze Welt, die alles Gute und Schöne in sich schließt, ordnet und umfaßt, und beständig denen, die sie gebrauchen, ohne Abgang, in ihrer Vollkommenheit und unveralternd, darbietet, daß sie ihnen unfehlbar, und schneller als wir einen Gedanken denken können, dienen muß, dieses große Wesen, sage ich, kann bey diesen Einrichtungen nicht von uns gesehen werden, ob wir wol die großen Werke sehen, die es thut. — Selbst die Diener der Gottheit z. B. der Blitz und die Winde, entschwinden unsern Augen. — „Zu diesen unsichtbaren Wesen gehört aber auch die Seele des Menschen, die uns, wie keinem Zweifel ausgesetzt ist, bei unsern Handlungen bestimmt und regleret, und die auch, wenn irgend etwas von den Dingen, die in den Kreis menschlicher Erkenntniß liegen, mit der Gottheit in Verbindung steht. Das alles mußt du bedenken, und keines von jenen nicht in unsere Sinne fallenden Wesen übersehen, sondern mußt die Gottheit ehren, indem du dir, durch Betrachtung der Veränderungen in der Welt, von der Natur und von den Wirkungen jener Wesen richtige Begriffe verschaffest.“ Wahrscheinlich hat Xenophon in dieser merkwürdigen Stelle vieles absichtlich zusammengedrängt, \*) was Sokrates ausführlicher darstellte, und, nach seiner Gewohnheit, durch Fragen deutlich machte; weil er es, vielleicht nicht rathsam fand, den Volksglauben an Sokrates Genius schon damals so gerade zu widerlegen, und nur Nachdenkenden bedeutende Fingerzeige geben wollte. Inzwischen erhellt aus dieser Stelle offenbar: daß Sokrates, wenn er frey seine Gedanken vortragen konnte, es gerade heraus sagte: daß er vor andern Menschen nicht ausgezeichnet sei

\*) Dies ist im Original auffallender, als in der Uebersetzung, wo einige Einschaltungen, die den Zusammenhang der Hauptideen trennten, ausgelassen sind.

durch eine höhere Leitung; daß die Seele des Menschen das Wesen sey, welches Gott dem Menschen gegeben habe, um ihn zu leiten; daß man diese Seele, wenn man wolle, „*θεός* oder *δαίμων* (von der Gottheit abstammend)“ nennen könne, und mit größerem Recht, als irgend ein anderes unsich:bares Wesen, woran man bey den Nahm. n. „Dämon“ dachte: und daß jeder Bildungsfähige Mensch durch Übung im Beobachten der Dinge um sich her, und im vernünftigen Nachdenken, zu eben dem richtigen Urtheil über den zu erwartenden Erfolg der Handlungen vorbereitet werden könne.

„Die Gottheit offenbahrt sich mir, aber sie offenbahrt sich „eben so wohl jedem andern, der aufmerkt, durch ihre Werke, und „die Veränderungen in der Natur. Jedem Menschen gab sie eine „Seele, welche die Handlungen bestimmt. Hierdurch leitet ihn „die Gottheit, so wie auch dadurch, daß sie ihm die Mittel darbietet, seine Kräfte und Fähigkeiten durch Betrachtung der Dinge in der Welt auszubilden.“ Dies ist der Hauptgedanke Sokrates, der zugleich alle Ideen von Ahnungen und dunkeln Gefühlen ausschließt. Er fühlte es wohl, daß er sein richtiges Urtheil dem Nachdenken, der benutzten Erfahrung, und dem eifrigen Studium der Natur und besonders des Menschen, zu danken habe, und daß also er selbst, oder seine Seele, sein Genius sey?

„Aber sagt man, wenn Sokrates von der Wichtigkeit des Volksglaubens von einem ihm leitenden Dämon überzeugt war und doch demselben nicht öffentlich widersprach, so war „er ja Betrüger!“

Eillschweigen bey einer gehörten Unwahrheit ist noch nicht Bestätigung derselben, und kann oft Pflicht für uns seyn, wenn der öffentliche Widerspruch mehr nachtheilige Folgen besorgen, als gute Wirkungen hoffen läßt; und das Ganze dar:

unter nicht leidet. Es ist schon oft gesagt: daß nicht jede Wahrheit, zu jeder Zeit gesagt, und unter allen Umständen, frommt! Wie manche Neulinge haben der guten Sache, durch unüberlegten Widerspruch gegen unbedeutende Vorurtheile, geschadet! — Und wie? wenn Sokrates es fühlte, daß die ehrwürdige Hülle, welche diese Volksmeinung und Volksfrage um ihn warf, ihn allein gegen Gewaltthat schützte, ihn, der, unter den Großen Athens und den Sophisten und dem Volk, wegen ungern gehörter aber nöthiger Wahrheiten, \*) und wegen des auffallenden geistigen Uebergewichts, so viele Feinde hatte; daß diese Hülle ihm allein vielleicht Hoffnung darbot, noch mehrere Jahre seinen Mitbürgern, durch gelegentlichen Unterricht, und, besonders, durch Bildung der künftigen Regenten des Staats, seinem Vaterlande nützliche Dienste zu leisten! durfte er auch dann nicht schweigen? — Das „*Vitam impendere vero!*“ wäre doch wahrlich sehr gemißdeutet oder äbel angewandt, wenn der Philosoph, durch die laute Widerlegung eines einzelnen Vorurtheils, das ihm, in Absicht der öffentlichen Stetlichkeit unbedeutend schien, bey einem Volk, das tausendfachen Unterricht bedurfte, sich der Gefahr aussetzte, ein Leben um die Hälfte zu verkürzen, das der Verbreitung vieler wichtigerer Wahrheiten geweiht war!

J. C. Nachtigall.

\*) Freylich auch wegen mancher Sarkasmen, die Alcibiades mit Vipernbissen verglich.

# Inhalt

## des dritten Bandes.

### September.

- I. Versuch über den Versuch. Von Hrn. von Kochow. Seite 3.
- II. Der Räuber; eine Novelle. Von Hrn. von Kössing. . . . . 11
- III. Proben deutscher Synonymen. Von Hr. M. Steinsbrenner. . . . . 19
- IV. Ueber die Klage daß die Welt immer schlechter werd.  
Von Hrn. Prediger Kriege. . . . . 67
- V. Der Ehrenmann; ein Galleriestück. . . . . 88

### October.

- I. Reise eines Liefländers von Riga nach Warschau. Seite 89
- II. Versuch, einige Einwürfe gegen die Kantische Moralphilosophie zu heben. Vom Hrn. Prof. Heydenreich. . . . . 127
- III. Wie kam Preußen an das Brandenburgische Kurhaus? Und welche Rolle spielte Polen dabey? Ein historisches Bruchstück. Von Hrn. Subrektor Gallus. 163

## November.

- |       |   |           |
|-------|---|-----------|
| I.    | Rede am Geburtstage des Königs; in der öffentl. Versammlung der Königl. Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften gehalten. Von Hrn. Professor Kambach. . . . . | Seite 173 |
| II.   | Hymendus, dem Kronprinzen von Preußen gesungen. Von Hrn. Rektor Fischer. . . . .  | 187       |
| III.  | Hendekasyllabus auf Bürgers Tod. Von Fa. . . . .  | 195       |
| IV.   | Grabschriften auf einige Dichter und Philosophen der neuesten Zeit. Von Dt. . . . .   | 200       |
| V.    | Wilhelm und Betty; ein Fragment aus dem bürgerlichen Leben. Von Hrn. Sekretär Bertrand. . . . .   | 204       |
| VI.   | Anfragen an Naturforscher. Von N. . . . .   | 219       |
| VII.  | Ueber Specialinquisition und Vertheidigung der Verbrecher. Von E. V. F. H. . . . .  | 223       |
| VIII. | Muß man seinen Namen überall herbeichten? Von Freyherrn v. Wackerbart. . . . .  | 233       |
| IX.   | Die Veröhnung; eine wahre Familiengeschichte. Von Herrn August Lafontaine. . . . .  | 241       |
| X.    | Wundersucht thut niemals gut. Von D. W. . . . .   | 256       |

## December.

- |      |   |           |
|------|---|-----------|
| I.   | Anekdoten von einigen Hausthieren. Von Hrn. Conssorialrath Streitvorst. . . . .   | Seite 261 |
| II.  | Die Veröhnung. Eine wahre Familienscene. Beschluß. Von Hrn. Aug. Lafontaine. . . . .  | 275       |
| III. | Die Philosophen wissen nicht, was Sitte ist, und wollen uns einen ersten Grundsatz der Sittenlehre aufstellen. Von Hrn. Professor Fischer zu Halle. . . . . | 301       |
| IV.  | Glaubte Sokrates an seinen Genius? Von Hrn. Proraktor Nachtigal. . . . .  | 316       |

HARVARD COLLEGE  
LIBRARY



IN MEMORY OF  
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM  
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT  
COAST ARTILLERY CORPS  
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS  
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

